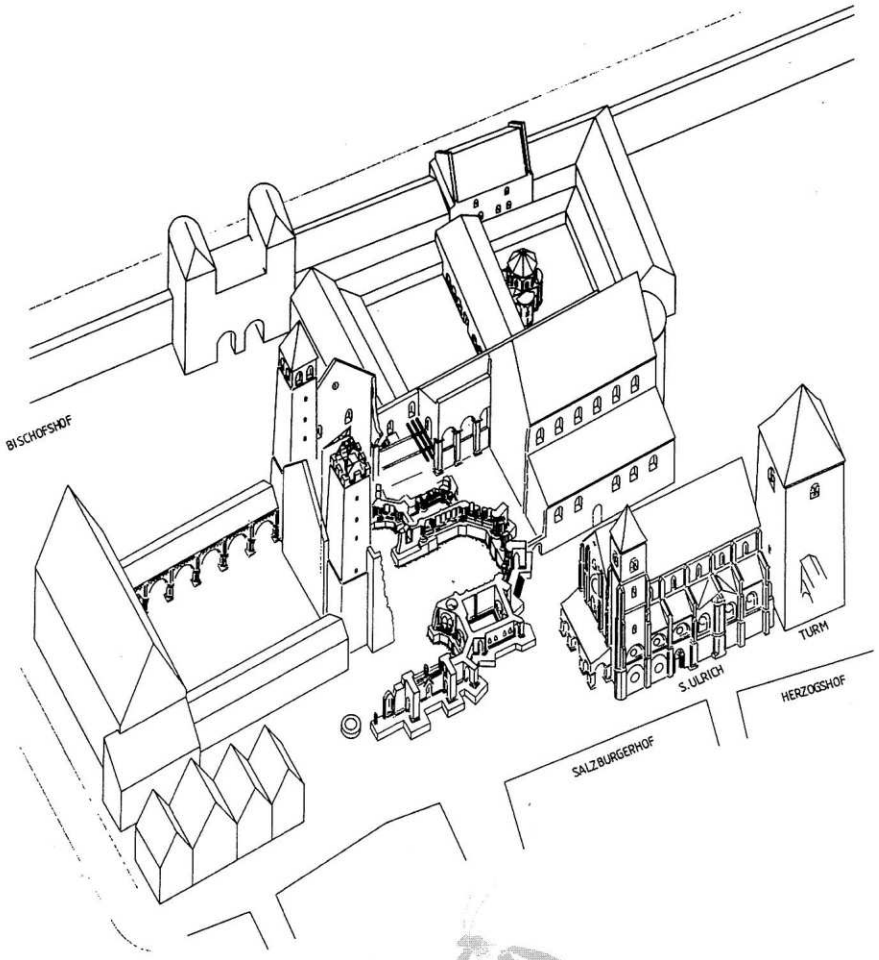
Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

2/99



Jahrg. 11, Heft 2, Juni 1999

MANTIS VERLAG

ISSN 0947-7233

Titelbild: Bau des gotischen Doms in Regensburg: Dank der Bauverschiebung nach Westen kann der Ostteil des romanischen Doms weiterhin als Gotteshaus dienen [Hubel/Schuller 13] (s.S. 249)

Impressum:
Zeitensprünge ***Interdisziplinäres Bulletin***
(vormals 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')
Mantis Verlag Dr. Heribert Illig
D-82166 Gräfelfing Lenbachstraße 2a
Tel. 089 / 87 88 06
Fax: / 87 139 139
mantisillig@gmx.de

ISSN 0947-7233

Edition und Redaktion: Dr. phil. Heribert Illig
Contributing Editor: Prof. Dr. phil. Dr. rer. pol. Gunnar Heinsohn
Raphael-Lemkin-Institut für Xenophobie- und Genozidforschung
28344 Bremen, Universität FB 11, Postfach 330440
Tel. 0421/2183154 Fax: 0421/2182089 <gheins@uni-bremen.de>
Druckerei: Difo-Druck GmbH 96052 Bamberg, Laubanger 15

Bezugsbedingungen:
Nach Einzahlung von 70,- DM auf das Verlagskonto (außerhalb Deutschlands bitte 75,- DM bar oder als Euro-Scheck senden) werden bei Erscheinen die vier Hefte des Jahresabonnements 1999 verschickt. Alle früheren Hefte können einzeln nachgeliefert werden (DM-Preise je nach Umfang zwischen 10,- und 18,-). **Jahrgänge: 1989** = 35,-; **1990 - 1991** je 40,-, **1992 - 1994** je 45,-, **1995** = 55,-, **1996** = 60,-, **1997** = 65,-, **1998** = 70,- . Porto im Preis enthalten, so daß Bestellung per Einzahlung möglich ist.

Copyright: Mantis Verlag Dr. Heribert Illig
Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung
Verantwortl. im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig
Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Konto: Heribert Illig Verlag 13 72 38-809 (zwingende Kontobezeichnung)
Postbank München (BLZ 700 100 80)

Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin **Jg. 11, Heft 2**
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart') **Juni 1999**

Editorial

Lohnt es noch? Mit Erscheinen dieses Heftes gehen wir in den siebten Monat des Jahres 1999 — und gerade für ihn hat Nostradamus die Ankunft eines "großen König des Terrors" angekündigt [Vers X.72 der *Centurien*]. Dieser Obskurant aus dem 16. Jh. hat selten genug ein so exaktes Datum genannt, weshalb die einschlägige Szene in Furcht und Schrecken lebt. Die Furcht wird verstärkt durch eine klassische Quadratur am astrologischen Himmel und durch die "Jahrhundertfinsternis" am 11.8. Kein Wunder, daß für diese Monate mehr als einmal Polsprung, Weltuntergang und sicher noch Schlimmeres angekündigt worden sind. (Daß Nostradamus' Prophezeiungen nach eigener Aussage bis ins Jahr 3797 reichen, ein heuriger Weltuntergang demnach zu früh käme, wird dabei geflissentlich ignoriert.)

Sollten wir das alles doch irgendwie überstehen, dann wird uns Goethes 250. Geburtstag am 28.8. bis weit ins nächste Millennium erfüllen und dominieren. Er wußte, wie die Sache steht - "Zum jüngsten Tag fühl ich das Volk gereift" [*Faust* 4092] - und belehrte den homo philosophicus in uns:

"Ich sag es dir: ein Kerl, der spekuliert,
Ist wie ein Tier, auf dürrer Heide
Von einem bösen Geist im Kreis herum geführt,
Und rings umher liegt schöne grüne Weide" [*Faust* 1830ff] .

Wenn dem grauen Theoretiker sogar die Aussicht auf die grüne Weide abgesprochen wird, dann bleibt uns nur die Zuversicht Luthers, der auch am Tag vor dem Weltuntergang noch ein Apfelbäumchen gepflanzt hätte. In diesem Sinne gießen wir ein Füllhorn aus über alle Endzeitfürchter und -hoffer. Nur ein *ZS*-Heft war bislang umfangreicher, kaum eines war vielseitiger als das vorliegende.

In der Rubrik "Antike" finden wir sechs Aufsätze. Ihren Auftakt bilden zwei chronologische Ausführungen von Thomas Völker und Manfred Zel-

ler, weil wir nach wie vor um einen Zentralpunkt ringen - Amarna: Daran hängt die Fixierung der 18. Dyn., daran auch die Datierung mykenisch-minoischer Zeiten; die dortige Korrespondenz vermittelt nach Vorderasien und hat selbst Assyrien mit den falschen ägyptischen Daten influenziert. ***Völker*** präsentiert eine monatsgenaue Datierung, kurz vor der persischen Invasion. ***Zeller*** zeigt anhand neuen Materials, daß die "Dunklen Jahrhunderte" Anatoliens nur eine minimale Zeitspanne ausmachen können, daß Hethiter und Ionier nicht auf Isolierstationen lebten, sondern sich sehr wohl kannten. So werden einmal mehr zeitliche Riesenlücken minimiert: bei den Ägyptern die zwischen -1100 und -330, bei den Griechen zwischen -1200 und -600, bei den Hethitern zwischen -1200 und -750. Doch gibt es im Grundsatz noch keinen Gleichklang zwischen beiden Ansätzen.

Wie macht man einen Erfolgsautor? Stefan ***Diebitz*** geht dieser Frage nach und beantwortet sie für Eberhard Zangger, der mittlerweile mit Gefolge und großem Gerät nach Troia ausrückt, um dort Atlantis aufzuspüren. Wichtig fände ich auch die Frage, ob das sogenannte Troia überhaupt mit dem antiken Troia identisch ist. Laut Ilias treibt Achill den Hektor dreimal um den Burgberg, bevor er ihn abschlachtet. Je größer sich die von Korfmann ausgegrabene Unterstadt Troias erweist, desto unwahrscheinlich wird dieser Lauf zweier gepanzerter Krieger. Aber seine Durchführbarkeit war für Schliemann ein Kriterium bei der Wahl des Grabungshügels.

Wohnen wir hier der Geburt eines Hirngespinstes direkt bei, brauchte es dem beherzten Zugriff einiger Archäologinnen, damit das Hirngespinst "Matriarchat" mit seinen angeblichen archäologischen Substraten ausgemustert wird. Gisela ***Albrecht*** stellt uns die einschlägige Untersuchung vor. Auch Günter ***Lüling*** kämpft energisch um Aufklärung, nämlich um die korrekte Bewertung eines Schauerbegriffes wie "Blutrache". Hier geht es um nichts Geringeres als um den Vergleich sogenannter "Hochkultur" gegenüber 'minderer' Kultur, um "Hochreligion" versus 'Stammesglauben'. Der Leserbrief von Angelika ***Müller*** zielt auf verwandte Thematik.

Den Sprung bis zum Mittelalter halbiert Frau ***Albrecht*** mit ihrer Einrede gegen eine alt-neue Verortung der Varus-Niederlage. Diese Frage kann uns einfach deshalb interessieren, weil es auch hier um das Zusammenspiel von Schriftzeugnissen und archäologischen Befunden geht.

Damit sind wir mitten im aktuellen Streit ums Mittelalter. Hans-Ulrich

Niemitz verfolgte, wie sich die Mediävisten in Leipzig 'offiziell' mit der neuen Sicht der Dinge quälten, ein auch von mir kommentierter Vorgang. Wie stark sich die Dinge bewegen, mag durch ein Streiflicht erhellt werden. Die Zeitschrift *Archäologie in Deutschland,* herausgegeben vom Verband der Landesarchäologen und damit sicher kein Kampfblatt für eine neue Chronologie, hatte in Heft 1-99 ein heiles, ungetrübtes Bild von Karl d. Gr. gezeichnet. Ein Heft später druckte sie einen herben Rüffel von Herwig Brätz, wonach es Feigheit vor dem Feinde sei, wenn eine längst diskutierte Gegentheorie nicht einmal mit einem Halbsatz erwähnt wird.

Die Paderborner Ausstellung (ab 23.7.) ist bereits zum Prüfstein deklariert worden. Da die dortige Pfalzausgrabung bislang nicht publiziert worden ist, kann die Diskussion erst mit Lektüre des Katalogs beginnen. Zur Einstimmung zeigen Gerhard ***Anwander*** und ich, wie zu Regensburg ein rundes Dutzend Pfalzen verortet wird, von dem sich keine einzige materialisiert hat. Andreas ***Birken*** stellt die Debatte um die Beweiskraft von Sonnenfinsternissen auf eine breitere Basis, während Claus-Dieter ***Rade*** seine Untersuchung zu Ceylon abschließt. Wie schon im Falle Jawas [2/98] - und auch bei den Sonnenfinsternissen -, lassen sich die knapp 300 Jahre Phantomzeit sehr gut eingrenzen; darüberhinaus kann die tradierte Geschichte endlich in ihren richtigen Kontext gebracht werden.

Den gewissermaßen chronologischen Teil beschließt ein energischer Zwischenruf von Peter ***Winzeler***. Er übt grundsätzliche Kritik daran, daß das Gründungsethos dieses Bulletins einigermaßen verblaßt, vergessen, zum Teil sogar verraten sei. Ich will darauf keine 'zuschüttende' Antwort geben, da es sich lohnen wird, darüber zu reflektieren und zu diskutieren. Deshalb stelle ich nur das Schlagwort "Abschied vom Mythos" dagegen. Haben wir uns nicht (fast alle) von Mythen gelöst, die Velikovsky mit kühnem Pinselstrich gezeichnet hat? Haben wir nicht erst damit Chronologierevision ermöglicht - als selbständige Disziplin, nicht mehr als unvermeidliche Magd von Katastrophismus und Verdrängungstraumata?

Gert ***Zeising*** beschäftigt sich erneut mit Fälschungen, indem er diesmal eine weitverbreitete Neigung bei Kunsthistorikern enthüllt: Wie arrangiert man sich mit Fälschungen? Nach dem Motto "besser eine gute Fälschung als ein flaues Original" beläßt man den Künstlern ein 'posthumes OEuvre' und sich selbst eine zusätzliche Pfründe. Der Leserbrief von Robert ***Zuberbühler*** tangiert frühere Gedanken von G. Zeising.

In der Naturwissenschaftlichen Abteilung werden wir über den Stand der Chaosforschung innerhalb des Sonnensystems informiert. Äußerst brav genügen hier die Wissenschaftler ihrer Pflicht, indem sie jede erratische, chaotische Bewegung in Formeln fassen wollen, um Chaos in Regelmaß zu überführen. So kann es nicht verwundern, daß eventuelle Störungen - ob Asteroideneinschlag oder Planetennahbegegnung - nach einer kurzen Irritationsphase (um 1900) wieder vehement in die ferne Vergangenheit wie in die ferne Zukunft abgedrängt werden.

In letzter Zeit war unsere Kritik am darwinistischen Evolutionsbegriff einigermaßen blaß geblieben. Nun prüft Georg ***Menting*** neue Antworten der Biologie und wird bei den sogenannten Hox-Genen fündig. Mit ihnen kann erklärt werden, wie das zeitraubende Herumexperimentieren mit zufälligen Mutationen effizienter gestaltet werden kann. So wird hier erstmals ein Mechanismus vorgestellt, der die Wahrscheinlichkeit erhöht, daß durch Mutationen überlebensfähige Variationen entstehen. Wie läßt sich ein solches Modell mit den verschiedenen Evolutionsvorstellungen - ob konventionell, punktuell oder kataklystisch - in Verbindung bringen?

Wie weit die Information der Öffentlichkeit nachhinkt, bewies der Film von Ehepaar Parer ("Die Insel der Vampyrvögel" in der Reihe *Expeditionen ins Tierreich*, 3.6. 20.15 im ARD). Dort wurde triumphierend berichtet, daß laut genetischem Nachweis alle Darwinfinken von einer einzigen Art abstammen. Weiter wurde gezeigt, wie sich im Laufe von 20 Jahren die Finken je nach Klima (jahrelang Dauerregen oder Trockenheit) blitzschnell anpassen. So bekommen binnen dreier Jahre kleinschnäbelige Varianten starke und große Schnäbel, mit denen sie die allein verfügbaren harten und großen Samen knacken können. Gut beobachtbar ist, wie Wissen erworben und weitergegeben wird: So haben einige Finken in Anwesenheit der Forscher gelernt, andere Tiere anzupicken und von ihrem Blut zu trinken. Wir begegnen Evolution im größtmöglichen Zeitraffer (keineswegs 20 Mio. Jahre). Obwohl mit diesen Phänomenen alles über den Haufen stürzt, was Darwin entwickelt hat, wurden sie allesamt als wunderbare Bestätigungen von Darwin präsentiert. Faktum ist: Der Darwinfink ist eine munter variierende Art, die niemals andere Arten hervorbrachte (die Varietäten können untereinander Nachwuchs haben [1-94, 97f]). Für die Evolution beweist er nur eines: die Überlebensfähigkeit eines Fehlurteils.

So zieht dieses Heft ein großen Kreis. Für uns bleibt nur ein Wermutstropfen: Das angekündigte Jahrestreffen muß leider ausfallen. So kann nur eine gute Lektüre gewünscht werden, Ihr

Mitregentschaft Amenophis III. - IV. (Echnaton) ?

Manetho als Schlüssel zur Chronologie der Amarnazeit (Grundrisse zur Rekonstruktion der Antike II)

Thomas Völker

Eines der interessantesten und folgenreichsten chronologischen Probleme der Amarnazeit ist die Frage, ob es eine längere Mitregentschaft von Amenophis III. und seinem Sohn Amenophis IV. Echnaton gegeben hat oder nicht.

> "Diese Frage ist für die Interpretation der geschichtlichen Entwicklung in dieser Zeit von großer Bedeutung, und die Entscheidung dafür oder dagegen spaltet seit etwa vierzig [d.h. inzwischen fast siebzig!] Jahren die Fachwissenschaftler in zwei sich mit Argumenten eifrig befehdende Lager.
>
> Bis zu jener Zeit hatten die Ägyptologen angenommen, daß Amenophis IV. seinem Vater erst zu dem Zeitpunkt, da dieser krank, hochbetagt und hochberühmt starb, auf den Thron gefolgt sei. Doch gegen 1930 wurde diese Ansicht, die den Vorteil hatte, unkompliziert zu sein, von verschiedenen Seiten angefochten, nachdem die Fachleute bemerkt hatten, daß aus einigen Erwähnungen von Regierungsjahren, die auf [...] Krugscherben stehen, neue Folgerungen zu ziehen seien. Da diese Datumsangaben im Allgemeinen nicht von Königsnamen begleitet sind und sich in manchen Fällen sowohl auf die Regierung Amenophis' III. als auch auf die Amenophis' IV. beziehen können, hatten sie angenommen, daß Amenophis IV. während eines relativ großen Teiles von seines Vaters Regierungszeit dessen Mitregent gewesen sei. [...]
>
> Das neue System bot den Vorteil, die verschiedenen Generationen, die in die Reform verwickelt waren, einander anzunähern und die Hypothese zu stützen, daß die Nachfolger Amenophis' IV., Semenchkarê und Tutanchamun, Söhne Amenophis' III. und einer Nebenfrau waren [Walle 1976, o.S.].

Diese Frage ist äußerst kontrovers beantwortet worden. KÜHNE, ein Spezialist für die Amarnakorrespondenz, und DESROCHES [76ff] sprachen sich seinerzeit vehement für eine Mitregentschaft aus. VELIKOVSKYs elegante Gleichsetzung von Ödipus und Echnaton [1960] funktioniert hingegen nur *ohne* Mitregentschaft. Allgemein wird eine Mitregentschaft heutzutage als "nicht nachweisbar" abgelehnt [Schneider 96; hierzu auch Vandenberg 163ff].

"Das Problem ist noch immer offen; aber es hat sich gezeigt, daß viele Ägyptologen nach einer strengen Auseinandersetzung mit den einschlägigen Zeugnissen die Vorteile der herkömmlichen Theorie herausgestellt haben und nur eine kurze Mitregentschaft annehmen, jedoch Amenophis IV. zu dem Zeitpunkt, da er seine große Reform unternahm, volle Bewegungsfreiheit zugestehen.
Ohne der Annahme einer längeren Mitregentschaft jede Berechtigung absprechen zu wollen, verhehlen wir uns nicht ihre Schwächen: Wenn sich in einigen Textstellen gelegentlich der Name des Vaters und des Sohnes findet, so erscheinen die beiden Könige doch niemals nebeneinander mit dem Emblem der Macht. Ferner fällt es einigermaßen schwer, sich vorzustellen, daß der alte König den revolutionären Ideen seines Sohnes als indifferenter oder sogar wohlwollender Zuschauer gegenüber gestanden habe" [Walle 1976, o.S.].

Dennoch ist es ein allzu gewagter Schritt, wenn aus einem *fehlenden Nachweis* für eine Mitregentschaft apodiktisch gefolgert wird, sie könne "ausgeschlossen werden" [Schneider 94]. Dieser Beweis "ex nihilo" ist nicht stichhaltig; er täuscht gesichertes Wissen vor und ist damit irreführend. Eine Mitregentschaft kann allen Beteuerungen zum Trotz bei derzeitiger Faktenlage gerade *nicht* ausgeschlossen werden.

Für meine eigene Rekonstruktion ist die Mitregentschaft quasi der Eckstein des gesamten Gebäudes. Ich hatte in *Grundriß I.A* [Völker 1997b] bereits angekündigt, die These einer Mitregentschaft durch neue Indizien zu untermauern, was hiermit eingelöst werden soll. Kurz darauf war im Bulletin der lesenswerte Aufsatz von O. ERNST [1997, 544ff] erschienen, der ebenfalls die These einer Mitregentschaft mit schlagkräftigen Argumenten unterstützt.

Im folgenden sollen einige der wichtigen Argumente zusammengestellt werden, die *für* eine Mitregentschaft sprechen. Insbesondere lösen sich bei Annahme der These eine Reihe von ansonsten seltsamen Widersprüchlichkeiten.

1. Im Grab der Echnaton-Tochter Maket-Aton in Amarna fanden sich zerbrochene Fragmente des Sarkophages, "auf denen sich die Namen der beiden Regierenden (Amenophis und Echnaton) in zwei Zwillings-Kartuschen befinden. Wenn man diese Überreste richtig entziffert hat, lebte die

junge Prinzessin noch während der Festlichkeiten des Jahres 12 [...]" [Desroches 79]. Maket-Aton starb im Jahr 13 Echnatons bei der Geburt eines Kindes [Schneider 100f].

2. Ein Türsturz aus dem Grab des Juja in Amarna, auf dem rechts Amenophis III. mit seiner Frau Teje, links Amenophis IV. mit Nofretete zu sehen sind [Desroches 199, Abb. 66].

3. Der Kondolenzbrief des Tuschratta von Mitanni an Echnaton zum Tod seines Vaters datiert in den *ersten* Wintermonat (vermutlich des Jahres 12).

4. Die große "Zeremonie des Jahres 12", ein Tributempfang, findet im *zweiten* Wintermonat statt. Alles spricht dafür, daß es sich hierbei um einen Empfang zum Beginn der Alleinregierung handelt.

5. Erst ab dem Jahr 12 Echnatons beginnt die Verfolgung der anderen Gottheiten in den Städten außerhalb von Amarna [Desroches].

6. Eine Mitregentschaft würde die aus verschiedenen Indizien vermutete Mutterschaft der Teje zu Tutanchamun (Grabbeigaben, Ähnlichkeiten der Profile etc.) erklärbar machen, die ansonsten biologisch unmöglich wäre.

Auch müßte nicht mehr wegerklärt werden, daß Tutanchamun Amenophis III. (auf einer geweihten Löwenstatue des Tempels von Soleb, die später [?] in den Sudan, zum Gebel Barkal transportiert wurde), als "seinen Vater" bezeichnet. Denn ohne eine Mitregentschaft wäre Amenophis III. bei der Geburt von 'Tut' schon seit etwa 8 Jahren tot gewesen.

Über diese bereits bekannten und diskutierten Indizien hinaus möchte ich noch folgende Punkte beisteuern:

7. Das Ägyptische Museum in Berlin-Charlottenburg zeigt einen Papyrus, auf dem "Quittungen zu Leihverträgen über Sklavinnen" vermerkt sind [Inv.-Nr. P 9784, Herkunft unbek.]. Die erhaltenen Quittungen sind nacheinander datiert in Jahr 27 Amenophis III. und Jahr 3 Amenophis IV. Ohne Mitregentschaft lägen zwischen diesen Daten volle 13 Jahre *ohne* Sklavinnenverleih, was nicht recht einleuchten will. Ohne das Indiz überzustrapazieren, liefert uns dieser Papyrus in jedem Fall den Beweis dafür, daß das Jahr 3 Echnatons nicht *vor* dem Jahr 27 Amenophis' III., daß also Jahr 1

Echnaton nicht vor dem Jahr 25 Amenophis III. liegen kann (terminus *post* quem ist demnach das Jahr 24).

8. Daß Amenophis IV. sein 1. Sedfest ausgerechnet in Jahr 4 feierte, würde sich einfach daraus erklären, daß es zeitgleich mit dem 1. Sedfest von Amenophis III. in dessen 30. Jahr veranstaltet worden ist.

9. Die in Amarna aufbewahrte Korrespondenz mit Mitanni beginnt bereits (oder erst!) in Jahre 31 Amenophis' III., soll bei ihrer Archivierung also bereits mindestens 11 Jahre alt gewesen sein [Schneider 91].

10. Die Regierungsdauer synchroner Herrscher in den umgebenden Ländern ist durchgängig ungewöhnlich hoch [Völker 1997] (auch sie bezogen ihre Daten über die Amarna-Korrespondenz). Sollte - trotz zahlreicher Kriege, trotz Hunger und Seuchen (s. die Amarna-Korrespondenz)! - gerade in dieser Zeit die Lebenserwartung signifikant gestiegen sein? So z.B. in Babylon:

> "Der Nachfolger Kadasdman-Enlils, Burnaburiasch II. regierte sehr lange. Sein Briefwechsel mit den Pharaonen erstreckte sich in der Tat über einen Zeitraum, der mit den letzten Jahren der Regierungszeit Amenophis III., mit der Regierungszeit Amenophis IV. und mit dem ersten oder zweiten Jahr derjenigen Tutanchamuns [...] zusammenfiel" [FWG 3,24].

So gibt auch die Assyrische Königsliste Assuruballit nur 23 Jahre, obwohl er nach heutiger Meinung 36 Jahre regiert haben soll, eine Differenz von 13 Jahren, die den hier zur Debatte stehenden zwölf Jahren verdächtig nahekommt. Diese langen Zeiten sind also nicht aus mesopotamischen Quellen erschlossen.

Starke Mitregentschafts-Indizien durch Entwirrung von Manethos 18. Dynastie

Die Probleme, Angaben des ägyptischen Priesters Manetho in einen schlüssigen Kontext mit den archäologischen Befunden zu bringen, hat ILLIG [1998] in seinem Standardartikel zu den Pharaonen des "Neuen Reiches" gründlich auseinandergesetzt. Gerade die Amarnazeit bietet bei Manetho ein höchst verwirrendes Bild mit unverständlichen Verdopplungen und Verdreifachungen, das sich bislang einer überzeugenden Deutung entzieht und

damit zu wilder Spekulation geradezu einlädt. Im folgenden soll erstmals ein Weg aufgezeigt werden, Funde und Manetho in widerspruchsfreie Übereinstimmung zu bringen.

11. Sämtliche Überlieferungen des Manetho geben für ***Amenophis III.*** *weniger* als 38 Jahre (n. JOSEPHUS 30 Jahre, 10 Mon., nach AFRICANUS und EUSEBIUS 31 Jahre, nach dem Sothisbuch (Nr. 40, 'Amenophthis') 34 Jahre oder (als Nr. 9, 'Ammenemes') sogar nur 29 Jahre. Bedenkt man weiter, daß Regierungszeiten in diesen Listen tendenziell eher gestreckt als verkürzt wurden, so scheint schon allein diese Tatsache auf eine Mitregentschaft hinzudeuten.

12. Als Nachfolger des Amenophis führt Manetho den König ***Oros***. Dieser wird zu Recht mit Haremhab gleichgesetzt. Allerdings regiert dieser Oros bei Manetho ungewöhnlich lang (n. JOSEPHUS 36:5, nach AFRICANUS 37, nach EUSEBIUS 38 Jahre, so daß vielleicht 37:5 die korrekte Zahl wiedergibt. Das Sothisbuch nennt unter Nr. 41 sogar 48 Jahre, was aber vermutlich um 10 Jahre überhöht ist).

Es liegt nahe, daß unter dem Namen Oros die gesamte Amarnazeit bis zum Ende des Haremhab zusammengefaßt ist. Allerdings wären hier *mindestens* 42 Jahre zu erwarten:

Echnaton	17
Tutanchamun	9
Eje	4
Haremhab	12 Jahre.

Demnach fehlen bei der Regierungszeit des Oros mindestens 4 Jahre. Das weit deutlich darauf hin, daß "Oros" nicht ab Beginn Amenophis IV., sondern erst ab Beginn Amarna, also nach dessen Jahr 4 rechnet.

13. Die Gesamtzeit von Amenophis und Oros (also Beginn der Regierung Amenophis III. bis Ende der Regierung des Haremhab) errechnet sich bei Manetho

nach JOSEPHUS	30:10	+ 36:5	= 67:03
nach AFRICANUS	31	+ 37	= 68 Jahre
nach EUSEBIUS	31	+ 38	= 69 Jahre.

Bei Annahme der um ein Jahr korrigierten Zahl (s. Pkt. 12) ergibt sich:
30:10 + 37:5 = **68:03** *[1]

Zu wenig für rund 80 Jahre, die sich ohne Mitregentschaft errechnen. Rechnet man den ephemeren Ramses I. hinzu, so ergeben sich

68:03 + 1:04 = **69:07** Jahre. *2

Rekonstruktion einer chronologischen Entstellung

Anhand der verschiedenen Überlieferungen soll hier exemplarisch an der Amarnazeit aufgezeigt werden, wie die seltsamen Verdopplungen in Manethos 18. Dynastie entstanden sein mögen. Als Hauptursache der Verwirrung erscheint der wiederholte Versuch, den Ketzer Echnaton aus den Listen zu eliminieren, ohne dabei dessen Regierungszeit zu streichen. Die unterschiedlich angelegten Versuche der 'damnatio memoriae' wurden später addiert, die Problematik der Mitregentschaft und eine doppelte Vertauschung von Namen und Regierungsdauer tat ein übriges zur fast unentwirrbaren Entstellung der tatsächlichen Abfolge.

Diese Entstellung könnte sich in folgenden Schritten vollzogen haben, wobei die Beispiele eher als logische denn als chrono-logische Abfolge verstanden werden wollen. Die logische Abfolge scheint jedoch darauf hinzudeuten, daß gerade das sogenannte *"Sothisbuch"* streckenweise eine noch sehr unsprüngliche, unverdorbene Überlieferung bewahrt hat. *3

Dabei sind in diesem geheimnisvollen Buch offensichtlich gleich *zwei* Versionen der Abfolge 18./19. Dynastie mitgeteilt, von denen allerdings die Zahlen der Version B offensichtlich verderbter sind (bei ILLIG ist im kommentierenden/auswertenden Text leider nur die zweite Version erwähnt).*4

Version A		Version B	
9. Amenemes	29	40. Amenophthis	34
10. Amasis	2	41. Orus	48
11. Acesephthres	13	42. Achencheres	25
12. Anchoreus	9	43. Athoris	29
13. Armiyses	4	44. Chencheres	26
14. Chamoïs	12	45. Acherres	30:8
15. Miamus	14	46. Armaeus	9
16. Amesesis	65	47. Ramesses	68

Phase I (Sothisbuch Nr. 9 bis 14)

1. Schritt: Die Spaltung von Amenophis IV. in zwei Könige

Spaltung in den guten Amun-Verehrer Amenophis IV. (*vor* der Gründung von Amarna) und den bösen Aton-Verehrer Echnaton (*nach* der Gründung von Amarna). So erscheint Amenophis IV. im *"Sothisbuch"* als doppelte Person: Zunächst (Nr. 10) als "Amasis", der nur 2 Jahre regiert (korrekt wären hier 4 Jahre), dann aber (Nr. 11) als "Acesephthres", der immerhin 13 Jahre regiert. Zusammen ergeben sich 15 Jahre, was den tatsächlichen 16½ Jahren recht nahekommt.

Die 13 Jahre des "Ace-sephthres" beziehen sich jedenfalls eindeutig auf die Amarnazeit (Ace = Achen-Aten = Echnaton). Die Herrschaft des Echnaton in Amarna dauerte etwas mehr als 12 Jahre. Sie (oder die Zeit der Mitregentschaft) wird zum Ausgangspunkt für die vielen späteren ebenfalls etwas mehr als 12 Jahre regierenden "Akencheres" der Manetho-Listen.

2. Schritt: Ausfall des Namens von Eje, Ersetzung durch Haremhab

Belegbar ist dieser Ausfall zunächst nur im *"Sothisbuch"*. Dort erscheint bereits als zweiter Nachfolger Echnatons, also direkt nach Tut-anch-Amun Neb-chepru-Re (der dort korrekt als Nr. 12 "Anchoreus" heißt und korrekt 9 Jahre regiert) ein gewisser "Armiyses", der nur 4 Jahre regiert haben soll. Bei ihm kann es sich daher nur um den 4 Jahre regierenden Nachfolger des Tut-anch-Amun, den 'Königsvater' Eje handeln.

Der Name "Armiyses" (in anderen Listen "Armais" bzw. "Harmais" gelesen) ist aber nicht diesem Eje zuzuordnen. Vielmehr weist der theophore Namensbestandteil "Hor-" (=Horus) deutlich auf den *Nachfolger* des Eje, auf Har-em-hab.

Offenbar wurde absichtlich oder unabsichtlich der Name des Eje weggelassen und durch den des Haremhab ersetzt, wobei aber die Regierungszeit beibehalten wurde. (Zur Damnatio memoriae des Eje durch Haremhab s. SCHNEIDER [66]). Dies führte zu einer generellen Verschiebung innerhalb der Liste, so daß ab Nr. 13 jedem neuen Namen *die Regierungsdauer seines Vorgängers* zugeordnet wurde (besonders deutlich ist dies bei "Miamus", der natürlich als der 67 Jahre regierende Ramses (II.) *Meri-Amun* zu rekonstruieren ist):

	Vor der Eliminierung		*Nach* der Eliminierung	
(Amenophis III.)	9. Amenemes	29	9. Amenemes	29
(Amenophis IV.)	10. Amasis	2	10. Amasis	2
(Echnaton/Amarna)	11. Acesephthres	13	11. Acesephthres	13
(Tut-anch-Amun)	12. Anchoreus	9	12. Anchoreus	9
(Eje)	N.N.	4	13. Armiyses	4
(Haremhab)	13. Armiyses	12	14. Chamoïs	12
(Sethos I.)	14. Chamoïs	14	15. Miamus	14
(Ramses II.)	15. Miamus	65	16. Amesesis	65

Diese Verwechslung wird sich verhängnisvoll auf die Fortentwicklung der teilgefälschten Chronologie auswirken.

Phase II Manetho gemäß Theophilus

3. Schritt: Weglassung ('Damnatio memoriae') des Ketzers Echnaton

In der II. Phase erscheint Amenophis IV. zunächst überhaupt nicht mehr, noch nicht einmal mehr als "guter Amasis". So soll mit dem Namen das Andenken und damit das ewige Leben des Ketzer-Pharaos ausgelöscht werden.

4. Schritt: Die Abrundung des Amenophis

Die beiden Jahre des "guten" Amasis werden nunmehr den 29 Jahren des "Amenemes"/Amenophis zugeschlagen, so daß dieser nun eine Regierungsdauer von 30:10 Jahren erhält. Damit wird das Ende seiner Regierung mit dem Beginn der Amarnaherrschaft zusammengelegt.

5. Schritt: Die Erfindung der Kunstfigur "Oros"

Bekanntermaßen überspringt Haremhab die Amarnapharaonen und rechnet seine Regierungsjahre teilweise bis zu Amenophis III. zurück. Dies führt zur Schaffung einer Kunstfigur "Oros". Diese Fiktion erhält ihre lange Regierung (36:5 bzw. 37 oder 38 Jahre) durch das Zurückrechnen *bis zum Beginn der Amarnazeit:*

12:1 + 9:0 + 4:1 + 12:3 = 37:5 Jahre

was ziemlich genau den Angaben Manethos entspricht. Der Tod Amenophis III. ist jedenfalls mit Sicherheit *nicht* Ausgangspunkt für die Oros-Regierung. In diesem Fall betrüge nämlich die Gesamtdauer

16:5 + 9:0 + 4:1 + 12:3 = 41:9 Jahre (ohne Mitregentschaft A.III/IV.)
5:1 + 9:0 + 4:1 + 12:3 = 30:5 Jahre (incl. Mitregentschaft)

Aber diese Summenzahlen werden in *keiner* Liste für Oros/Haremhab genannt.

6. Schritt: Die Ersetzung des androgynen Echnaton durch eine Frau

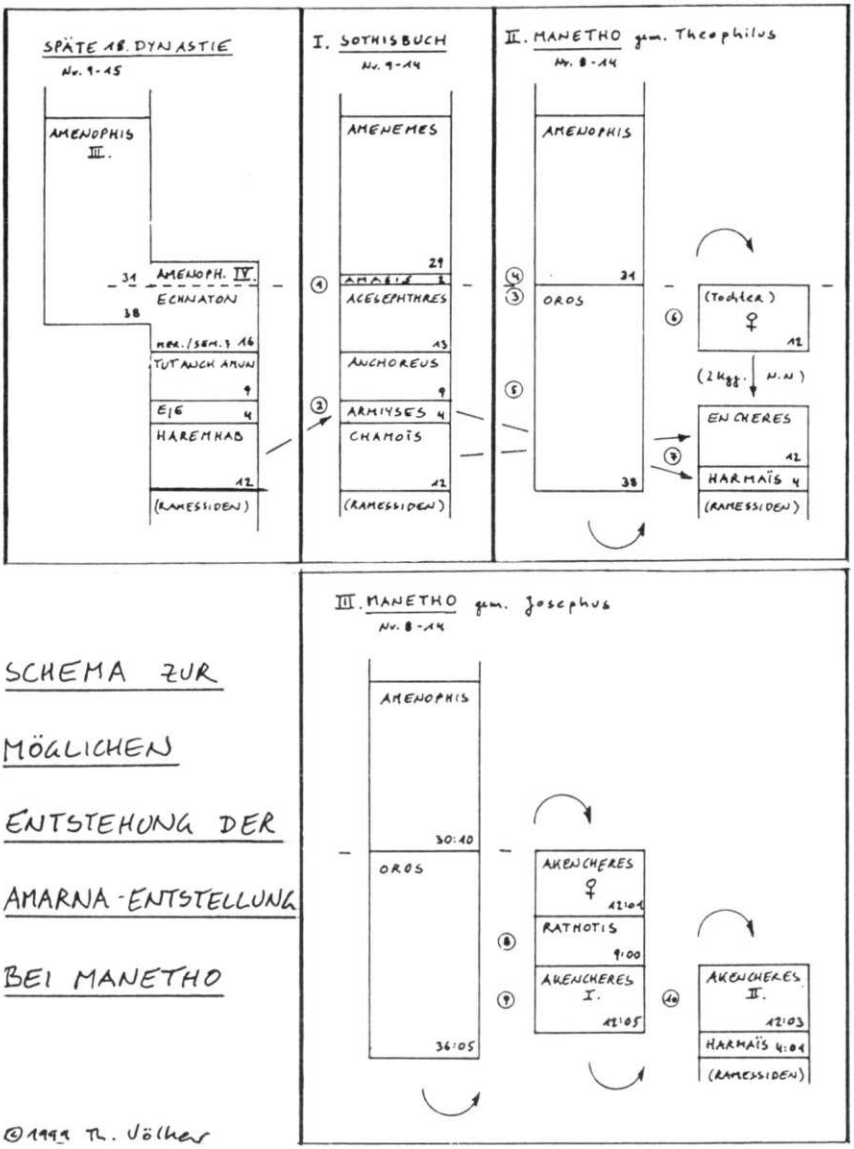
Die Ersetzung des Amarnaherrschers Echnaton durch die Regierung einer Frau (als Akencheres; Tochter des Horus) ist möglicherweise auf die androgyne Selbstdarstellung dieses Herrschers zurückzuführen. Noch um 1880 hielten in der Tat die Ägyptologen Echnaton aufgrund seiner weiblichen Körperformen für eine Königin [Clayton 121].

Die wichtige Rolle der Gattinnen (Teje, Nofretete, Meritation/Anchet-chepru-Rê oder die etwas undurchsichtige Rolle des Echnaton-Geliebten Semenchkare (Anch-chepru-Rê) mag ein übriges zur Entstehung des Mythos der Königin 'Akencheres' beigetragen haben. Immerhin bleibt die Erinnerung an zwei weitere (jetzt namenslose) Könige erhalten.

Es dürfte einige Wahrscheinlichkeit für sich haben, daß Echnaton kurz nach dem Tode Amenophis' III. (im Jahr 14) zur Stärkung seiner geschwächten Position einen Mitregenten aus der engsten Verwandtschaft suchte. Meritaton und Semenchkare (Anchet- und Anch-chepru-Rê) sind insgesamt 3½ Jahre nachweisbar, so daß ihnen als Mitregenten ebenfalls die 12 Jahre Amarna zugesprochen werden.

7. Schritt: Rückgängigmachung der Namensverwechslung

Damit die Regierung des "Armais"/Haremhab den korrekten Überlieferungen gemäß weiterhin direkt vor die Ramessiden zu liegen kommen kann, müssen die in Schritt 2 vertauschten Positionen von Eje Cheperchepru-Rê (= "En-Cheres") und Haremhab (= "Harmais") zurückgetauscht werden. Nun sind die Namen zwar wieder an der richtigen Stelle, allerdings mit nunmehr vertauschter Regierungslänge: Eje regiert nun 12, Haremhab nur noch 4 Jahre.



SCHEMA ZUR MÖGLICHEN ENTSTEHUNG DER AMARNA-ENTSTELLUNG BEI MANETHO

©1999 M. Völker

Phase III (Manetho gemäß Josephus)

8. Schritt: Rehabilitation von Tut-anch-Amun

Der zunächst offenbar ebenfalls als Ketzer gebrandmarkte Tut-anch-Amun wird später wieder in die offizielle Liste aufgenommen. Er erscheint nun als 'Ra-thot-is' (Neb-chepr-*Re Tut*-anch-Amun!) korrekt mit einer Regierungszeit von 9 Jahren zwischen der "Tochter des Oros" (=Echnaton, s. Schritt 6) und "Akencheres" (= Eje). Daß Tut-anch-Amun als *Bruder* der Akencheres (=Echnaton) erscheint, könnte als weiteres Indiz für dessen direkte Abstammung von Teje und Amenophis III. gelten [s. hierzu z.B. Desroches 97 und Abb. 58f].

9. Schritt: Eine kleine Namensangleichung

Der Name "Encheres" (Eje Cheperchepru-Rê) wird an "Akencheres" angeglichen.

10. Schritt: Die Übergangsfigur Eje wird verdoppelt

Da in der Tradition ausdrücklich *zwei* Könige des Namens Akencheres überliefert sind, der erste dieses Namens aber inzwischen in eine Frau umgewandelt wurde (Schritt 6), muß ein weiterer König dieses Namens erfunden werden. Da die wirkliche Regierungszeit des Eje ohnehin nur sehr kurz war (4 Jahre), mußte gerade bei ihm auf die Tradition von Ereignissen kaum Rücksicht genommen werden. Wichtig ist er für die Ägyptologie in der Tat nur als Übergangsfigur. Darüber hinaus waren die beiden namenlosen Könige noch zu besetzen (Schritt 6).

So ergibt sich die direkte Verdopplung des Encheres-Eje:

1. als Nachfolger des Tutanchamun und
2. als Vorgänger des Haremhab.

Damit bot es sich den Listenkompilatoren geradezu an, die Abfolge "Rathotis-Akencheres" durch Anhängung der inzwischen fest etablierten Kombination "(Ak-)encheres-Harmais" zu ergänzen. Daß der verdoppelte Akencheres dabei das einemal 12:05, das anderemal nur 12:03 Jahre regiert, liegt innerhalb der Toleranzbreite der hier vorgelegten Rekonstruktion. Denn beispielsweise lagen auch zwischen dem Tod Amenophis' III. und dem

offiziellen Regierungsantritt seines Sohnes mit Empfang der ausländischen Staatsgäste etwa 2 Monate.

So bleibt am Ende dieser Mutationen eine Liste, die der wirklichen Abfolge allenfalls in der Zahl der Könige entspricht. Die tatsächliche Vorgehensweise muß nicht exakt in dieser Weise und Reihenfolge erfolgt sein. Aber es konnte gezeigt werden, daß Manetho auch ohne wilde Spekulationen auf einen rationalen Kern zurückgeführt werden kann.

Zusammenfassung

In der herkömmlichen Chronologie (d.h. ohne Annahme einer Mitregentschaft) müssen bei Manetho

die nur 31 Jahre Amenophis III.,
die 12 Jahre der Akencheres und
die 37 Jahre des Oros

willkürlich und unverständlich erscheinen.

Erst wenn man eine Mitregentschaft von etwa 12 Jahren akzeptiert, ergeben die Angaben des ägyptischen Priesters einen chronologischen Sinn. (Zu den Bemühungen um Angleichung siehe z.B. Vandenberg [313]). Gleichzeitig stützt die Feindatierung die im "Grundriß I.A" vorgenommene Gleichsetzung von 18. und 26. Dynastie.

Alles deutet also darauf hin, daß die Ägypter des -3. Jhs. von einer Mitregentschaft Amenophis' III. mit Amenophis IV. ausgingen, *5 und daß dies ursächlich mit zur Verwirrung der Königslisten beigetragen hat. Damit ist zwar der endgültige Beweis für eine Mitregentschaft nicht erbracht. Immerhin dürfte nun - auch unter Ansehung der anderen, bislang unbeachteten Indizien) die Beweislast wieder auf Seiten der Mitregentschafts*gegner* liegen. *6

Aus den vorgenannten Fakten ergibt sich daher folgende, bis in die Details schlüssige chronologische Abfolge. Nimmt man hypothetisch von Amenophis III. die Regierungsjahreszahl 30:10 als den Beginn der Herrschaft Echnatons *in Amarna* in dessen eigenem Jahr 5, so ergibt sich zwanglos die folgende, monatsgenaue Feindatierung.

(In der Liste sind Regierungs**jahre** und Regierungs*dauer* getrennt wiedergegeben. Die Namen des Manetho bei Josephus erscheinen in Anführungszeichen.)

	Amenophis III.				Amenophis IV. und folgende		
A Juni	595	**1**	(0.00)				Regierungsantritt Amenophis III.
	/	/					
	568	**27**	(26.00)				(1. Sklavinnenverleih)

11./12.	568	**27**	(26:06)	=	**1**	(0:00)	Beginn Mitregentschaft
	566	**29**		=	**3**		(2. Sklavinnenverleih)
	565	**30**		=	**4**		1. Sedfest
A Jan	564	**31**	(30:07)	=	**5**	(4:01)	Letzte Erwähnung als A. IV.
							3. Wintermonat, Tag 19
E Jan	564	**31**	(30:08)	=	**5**	(4:02)	Vorbereitungen in Amarna
							4. Wintermonat, Tag 4

3./4.	**564**	**31**	(30:10)	=	**5**	(4:04)	**Beginn Amarna** (Echnaton),
							Ende "Amenophis" (III.)
	564	**31**		=	**5**		Beginn Mitanni-Korrespond.
Frühj.	561	**34**		=	**7**		2. Sedfest
1./2.	559	**36**	(35:08)	=	**9**	(8:02)	Heilend. Kultbild aus Mitanni
5./6.	557	**38**	(37:11)	=	**12**	(11:05)	Letzte Erwähn. Amenophis' III.
Aug?	557	**39**	(38:02)	=	**12**	(11:08)	Tod Amenophis III. (?)
10./11.	557	**39**	(38:04)	=	**12**	(11:10)	Kondolenzbrief Tuschratta
							1. Wintermonat
E Nov	557	**39**	(38:05)	=	**12**	(11:11)	Tributempfang in Amarna
							2. Wintermonat, Tag 8
							Beginn Alleinregierung ?
Feb	552	**43**	(42:07)	=	**17**	(16:01)	Letzter Tuschratta-Brief
Somm	552	**43**	(43:01)	=	**17**	(16:07)	Tod (Ermord.?) Echnaton
							(seit Beg. Amarna 12:03)

10./11.	552		(43:03)	=		(16:09)	Tod Meritaton ("Akencheres")
							(seit Beg. Amarna 12:05)
9./10.	552	**44**	(43:04)	=	1	(0:00)	Tutanch***aton***
	550	**46**		=	2		**Ende Amarna**, Restauration
Okt	543	**53**	(52:03)	=	9	(8:11)	Tod Tutanch***amun*** ("Rathotis")
Nov	539	**57**	(56:04)	=	5	(4:01)	Tod Eje ("Encheres")
Nov	527	**69**	(68:04)	=	13	(12:01)	Tod Haremhab ("Harmais")
							(37:06 seit Beginn Amarna)
2./3.	**525**	**70**	(69:08)	=	2	(1:04)	Tod Ramses I.

Eroberung Ägyptens durch die Perser (Kambyses)

Anmerkungen

Anm. *1 Es dürfte kaum noch Zufall sein, wenn Herodot für die Herrschaft von Apries (25), Amasis (44) und Psammenitos (½) insgesamt **69:06** Jahre nennt. Ein zusätzliches Indiz für die Gleichsetzung von 18. und 26. Dynastie bietet das *"Sothisbuch"*, das Amenophis IV. ebenfalls 'Amasis' nennt [vgl. Völker 1997b].

Anm. *2 Abweichend nach dem Sothisbuch errechnen sich 34 + 48 = 82 Jahre. Möglich, daß sich die Zahl 34 auf das 2. Sedfest bezieht, bei dem der alternde Amenophis III. vielleicht weitere Machtbefugnisse an Amenophis IV. übergab. Die Feinabstimmung (s. Tabelle) ergibt hier rechnerisch 68:04 bzw. 69:08 Jahre. also jeweils nur einen Monat Differenz.

Anm. *3 Dies zeigt sich in der Folge noch an anderen Stellen. Z.B. hat der Äthiope (!) "Ammeris" dort (als "Amaes", Nr. 78) statt der sonst genannten 12 sogar 38 Jahre regiert. Es wird in einem der folgenden Grundrisse zu zeigen sein, daß es sich bei "Ammeris/Amaes" um den "Immuaria" der Amarnakorrespondenz, also um den 38 Jahre regierenden Amenophis III. (Neb-maat-Rê) handelt, der sich in seinem 12. Jahr nach Äthiopien zurückzieht, um von dort als Äthiope "Pianchi" im Jahr 21 den Norden zurückzuerobern. Auch die weiteren Jahreszahlen der sogenannten 'Proto-Saïten' können hier hohe Glaubwürdigkeit für sich beanspruchen.)

Anm. *4 Bemerkenswert erscheint in Version A auch die namentliche Verknüpfung von 12. und 18. Dynastie (Amenemhet / Amenophis), was an anderer Stelle vertieft werden muß. Ich hatte bereits bei meinem Vortrag auf der Jahrestagung in Leonberg auf die erstaunlichen Parallelen zwischen diesen Dynastien hingewiesen, dort jedoch Amenophis III. mit Sesostris III. identifiziert.

Anm. *5 Man möge dabei insbesondere bedenken, daß die Chronologierevision den Priester des -3. Jhs. nur noch ca. 250 Jahre von den Geschehnissen der Amarna-Epoche trennt, er also schon von daher größeres Vertrauen verdient als bisher.

Daß z.B. Amenophis III. auch bei Manetho (gem. Africanus/Eusebius, vgl. auch Pausanias) mit dem großen Äthiopenkönig 'Memnon' identifiziert wird, ist ebenfalls ein interessantes Indiz für die - im nächsten Grundriß ausführlich aufzuzeigende Verknüpfung der 18. mit der Äthiopischen (25.) Dynastie.

Anm. *6 Inwieweit unter diesen Umständen Velikovskys Ödipus-Echnaton-Identifizierung weiter trägt, bedarf eigener Untersuchungen. Ein zentraler Teil des Mythos - die Unkenntnis des Vaters - ist jedenfalls bei 12 Jahren Mitregentschaft nicht plausibel zu machen.

Literatur

Clayton, Peter A. (1995): *Die Pharaonen. Herrscher und Dynastien im Alten Ägypten;* Düsseldorf

Desroches-Noblecourt, Christiane (1963): *Leben und Tod eines Pharao. Tut-anch-Amun;* Frankfurt/M. · Berlin · Wien

Ernst, Otto (1997): "Als Diplomatin in Amarna. Eine neue Deutung der Teje-Reliefs des Huja-Grabes"; in *ZS* IX (4) 544

FWG = Fischer Weltgeschichte Bd. 3: Die Altorientalischen Reiche II. Das Ende des 2. Jahrtausends (Hg. Elena Cassin et al.); Frankfurt/M.

Illig, Heribert (1998): "Die Königslisten für das 'Neue Reich'"; in *ZS* X (1) 16

Kühne, Cord (1973): "Die Chronologie der internationalen Korrespondenz von El-Amarna"; in *Alter Orient und Altes Testament (AOAT),* Neukirchen-Vluyn

Schneider, Thomas (1996): *Lexikon der Pharaonen;* München

Vandenberg, Philipp (1991): *Nofretete. Eine archäologische Biographie;* Bergisch Gladbach

Velikovsky, Immanuel (1966): *Ödipus und Echnaton;* Zürich (amer. 1960)

Völker, Thomas (1997): "Grundrisse zur Rekonstruktion der Antike (I)"; in *ZS* IX (3) 402

Walle, B. van de (1976): "Historischer Überblick"; in *Nofretete-Echnaton* (Ausstellungskatalog)

Thomas Völker 10785 Berlin Kluckstr. 31

Neues von den Hethitern

Manfred Zeller, Erlangen

1. Schicht des 'Dunklen Zeitalters' in Boghazköy-Hattuscha entdeckt

Die Ausgrabungen des Deutschen Archäologischen Instituts in der Hethiter-Hauptstadt Hattuscha, seit einigen Jahren unter der Leitung von Jürgen *Seeher*, erbrachten im Jahre 1996 zum ersten Mal Funde aus dem "Dunklen Zeitalter". Es handelt sich dabei um einen Zeitraum, der in Kappadokien nach konventioneller Chronologie zwischen dem Untergang des Hethiterreiches (ca. -1190) und der Mitte des -8. Jh. liegt. Die eisenzeitlichen (EZ) Fundschichten seit dem -8. Jh. (Stufe Büyükkale II) werden als "phrygisch" bezeichnet, weil hier eine ähnliche Keramik wie im westlich angrenzenden Phrygien entdeckt wurde. Sie liegen zeitgleich mit den spätassyrischen Schichten (Tiglatpileser III., Sargon II. u.s.w.).

Auf dem Plateau von Büyükkaya im NO des Stadtgebietes waren einige Silogruben aus der Spätphase des hethitischen Großreiches bekannt, so Nr. 1 bis 6 auf dem unteren Plateau. Bei den Ausgrabungen 1996 wurden auf dem mittleren Plateau nahe der Befestigungsmauer weitere Silogruben entdeckt und bis 1997 ausgegraben. Der Boden der neuen Gruben, als Nr. 7 bis 9 bezeichnet, lag etwa 4 m unter dem heutigen Niveau. Die Gruben waren mit hethitischem Siedlungsschutt verfüllt und dann bebaut worden. Die Ausgräber fanden hier Pfostenlöcher von Häusern und Reste von Schmiedewerkstätten, außerdem neue, in die Füllschicht eingetiefte Gruben. Als Beispiele seien genannt:

- Silogrube 8 war mit einer 2 bis 3 m dicken Erdschicht verfüllt.
- Silogrube 9 war mit 1,5 m dickem hethitischem Schutt verfüllt, darüber befand sich eine 1,5 bis 1,8 m dicke EZ-Schicht.
- Die etwas abseits gelegene Silogrube, jetzt Nr. 11, war schon 1952 ausgegraben worden. Die Ausgräber hatten hier eine 3,6 m dicke hethitische Füllschicht, darüber eine 0,5 m dicke EZ-Schicht mit bemalter phrygischer Keramik gefunden.

Nach ersten Sondierungen lassen sich in der nachhethitischen Eisenzeit auf dem Büyükkaya fünf Horizonte unterscheiden (von unten):

1) Älteste Ablagerungen des Dunklen Zeitalters auf dem mittleren Plateau; u.a. wurden Reste von Pfostenlöchern gefunden.

2) ebenfalls Dunkles Zeitalter; 0,7 bis 1 m dicke Schicht mit rotbemalter Facettenrand-Keramik, die bisher vor allem durch Streufunde bekannt war, aber jetzt in einigen Gruben auch stratigraphisch belegt ist; außerdem scheibengedrehte Keramik, die von der hethitischen abgeleitet ist.

3) Frühester Abschnitt der phrygischen Kultur in Zentralanatolien, geht der Stufe Büyükkale II großenteils voraus, mit großflächiger Besiedlung des Rückens von Büyükkaya; in diese Stufe gehören die Reste der Schmiede.

4) entspricht 1. Hälfte der Stufe Büyükkale II; verschiedene Hausruinen auf dem oberen und unteren Plateau (Zerstörung durch eine Brandkatastrophe),

5) entspricht 2. Hälfte der Stufe Büyükkale II; Bauzeile westlich des Osttores sowie Streufunde.

Eine Festlegung auf die endgültige Benennung der Stufen ist vorläufig nicht vorgesehen, um noch weitere Differenzierungen aus den zukünftigen Grabungen berücksichtigen zu können [Seeher 1998, 235]. Unter der EZ-Keramik fanden sich auf der Scheibe gedrehte Stücke, die der hethitischen Keramik nahestehen. Sie waren nicht umgelagert, was nahelegt, daß Reste der hethitischen Bevölkerung am Ort geblieben waren und sich mit den Neuankömmlingen der frühen EZ arrangiert hatten. "Stimmt diese Hypothese, dann ist auf Büyükkaya praktisch ohne Hiatus weitergesiedelt worden" [ebd 236].

Im 2. Horizont befanden sich Gruben von 8 m x 5 m Fläche mit Resten einer Holzauskleidung. Im 3. Horizont waren schon in der Grabungskampagne 1996 Reste von Schmiedewerkstätten mit entsprechenden Materialfunden gefunden worden: Gußtiegel, Eisen-, Kupfer- und Bleistücke und Halbfabrikate sowie Abfallteile aus der Herstellung von Hirschhorngriffen [ebd 236]. Im Bereich der Schmiedewerkstatt wurde auch eine primitive,

handgemachte Keramik gefunden. Der Vergleich mit Funden aus dem phrygischen Gordion (Yassihöyük Stratigraphical Sequence = YHSS 7) erlaubt eine vorläufige Datierung ins -11./10. Jh. [Seeher 1997, 328].

Wie sind diese Neufunde zu kommentieren? Nach dem Stand vor der Grabungskampagne 1996 gibt es eine archäologische Lücke von 400 bis 450 Jahren. Jetzt stellt sich bei den Neufunden aus dem "Dunklen Zeitalter" eine Kontinuität in der Herstellung sowohl hethitischer Keramik wie auch vorhethitischer anatolischer Keramik heraus, letztere bis in die phrygische Phase des -8. bis -6. Jhs. Es gibt also nirgendwo einen Hiatus. Andererseits sind die Neufunde, die bisher nur in einem kleinen Teil des weiträumigen Stadtgebietes entdeckt wurden, viel zu gering, um über vierhundert Jahre bis zur phrygischen Epoche abdecken zu können. Tatsächlich dürfte letztere nach einer kurzen Übergangszeit auf die hethitische Epoche folgen.

Seeher hat sich die Frage gestellt, wer die Neuankömmlinge waren. Er meint, daß dies Problem einer gesonderten Untersuchung bedürfe, hat aber doch einige Gedanken dazu niedergeschrieben:

> "Ihre materielle Kultur ist so verschieden von der hethitischen, daß die Möglichkeit einer direkten Verwandtschaft auszuschließen ist. Auffällig sind jedoch im Keramikrepertoire allerhand Formen, die in diesem Gebiet und weiter westlich viele Jahrhunderte früher schon einmal bekannt waren, im hethitischen, insbesondere im großreichszeitlichen Repertoire jedoch fast völlig fehlen. Hier sind eindeutig Elemente der zentral- und westanatolischen Frühen und Mittleren Bronzezeit zu erkennen. Dies betrifft zum einen die Technik der handgemachten Keramik an sich sowie der schwarzen polierten Waren und der Grobwaren. Zum anderen sind es Formen wie vorn angeschnittene Schnabelausgüsse, oft sogar noch mit seitlich angebrachten Knubben, hufeisenförmige Henkel und Griffe an Töpfen und Schalen, Schlaufenhenkel und Schalen mit und ohne S-förmigem Profil, weitbauchige Krüge mit kurzem Hals und weitem Schulterhenkel, schalenförmige Räuchergefäßdeckel mit großem Mittelloch sowie Flachböden und hohe Standringe bzw. Hohlfüße. Außerdem lassen sich Elemente der Gefäßbemalung auf Vorbilder in der kappadokischen Ware der späten Frühbronzezeit zurückführen. Eine derartige Verbindung hatte K. Bittel schon früh für die 'phrygische' braunbemalte Keramik zur Diskussion gestellt (in MDOG 75, 1937, 40).

Offensichtlich ist die west-zentralanatolische Keramiktradition des dritten Jahrtausends v. Chr. nicht mit der Ausbreitung hethitischer Herrschaft zugrunde gegangen, sondern hat auch das zweite Jahrtausend überdauert. Mit dem Ende des Großreiches konnten Träger dieser Tradition den (angestammten ?) zentral-nordanatolischen Raum wieder einnehmen und so den Boden bereiten für die 'phrygische' Kulturentwicklung in diesem Gebiet. Es liegt nahe, hier an die Kaskäer, die unruhigen Nachbarn der Hethiter im nördlichen Anatolien zu denken. Sie oder eine andere, unbenannte Volksgruppe aus diesem Raum scheinen mir zur Zeit die am ehesten in Frage kommenden Kandidaten für die Träger des 'Dunklen Zeitalters' in Bogazköy zu sein. Damit wird eine wesentliche Wurzel für die 'phrygische' Epoche in Zentralanatolien faßbar" [Seeher 1998, 236, 239, Abbildungen 238].

2. Geographische Namen aus hethitischen Quellen

In hethischen Quellen werden häufig Landschaften und Städte im westlichen Kleinasien genannt, z.B. die Länder Ahhijawa, Arzawa und Lukka oder die Städte Apascha (Hauptstadt von Arzawa), Ischmirikka und Millawanda (auch Milawata geschrieben). Bei manchen dieser Orte drängen sich griechische Namen aus der Zeit der klassischen Antike geradezu auf, für die oben genannten Beispiele Ephesos, Smyrna und Milet. Eine solche Interpretation wird von manchen Historikern als anachronistisch abgelehnt, weil das Hethiterreich viel früher als die klassischen Griechen liege. Besonders der Streit über die Ahhijawa-Frage ist bei Altphilologen beliebt.

Nachdem vor ein paar Jahren bei den Ausgrabungen in Troja Beziehungen zu den Hethitern entdeckt wurden, was in der Fachwelt heftig diskutiert wurde, hat man 1994 auch in Milet neue Grabungen zur Untersuchung bronze- und früheisenzeitlicher Schichten begonnen. Die Archäologen B. und W.-D. *Niemeier* resümieren in ihrem Bericht über die Grabungen 1994 und '95 auch den augenblicklichen Diskussionsstand zur Ahhijawa-Frage und beziehen sich dabei auf die philologischen Forschungen von Heinrich *Otten* und O.R. *Gurney*. Unter Murschili II. hatte Millawanda zum hethitischen Einflußbereich gehört, war dann aber abgefallen. Hethitische Quellen berichten in der Folge über mehrere Feldzüge in den Westen. Neufunde haben geholfen, die Geografie dieser Gebiete besser zu verstehen. Es gilt inzwischen als äußerst wahrscheinlich, daß Millawanda tatsächlich Milet

ist. Ahhijawa wird nicht in Ionien, sondern in Griechenland gesehen [Niemeier 327].

Murschili II. unternahm nach dem Abfall Millawandas einen Feldzug gegen die Stadt und zerstörte sie. Dem könnte eine Brandzerstörung zwischen den Schichten Späthelladisch (SH) IIIA2 und SH IIIB1 entsprechen. In die gleiche Zeit wird auch das bekannte Schiffswrack von Uluburun (lykische Küste) datiert. Es enthielt u.a. mykenische Keramik der Phase SH IIIA2 und einen Skarabäus mit dem Namen der Nofretete, womit sich ein Terminus post quem für die späte 18. Dynastie Ägyptens ergibt [Pulak 53].

2.1 Städte in den Lukka-Ländern

Der Name Lukka oder Lukki ist vielleicht schon um -2000 auf einem Obelisken im phönizischen Byblos erwähnt. In den hethitischen Quellen tauchen die Lukka seit Murschili II. bisweilen als verbündete oder auch rebellische Macht im westlichen Kleinasien auf. Die unklare Geografie dieser Region zu jener Zeit läßt eine genaue Bestimmung der geografischen Lage der Lukka nicht zu [Kolb 9]. Die naheliegende Gleichsetzung von Lukka und Lykien wurde vor allem wegen des Fehlens archäologischer Funde aus der späten Bronzezeit verworfen. Funde, die eindeutig den Lykiern zugeordnet werden können, datieren nicht vor dem -8. Jh. [Kupke 39]. In seinem Artikel in der Fischer-Weltgeschichte hatte *Otten* noch zwei Karten mit einander widersprechenden Vorschlägen zur Lage der Landschaften in Kleinasien abgebildet, die eine nach *Götze,* die andere nach *Garstang-Gurney*. Die erste plaziert das Land Lukka in Lydien, die zweite in Lykien.

Neue Funde mit Texten über Lukka haben das Problem gelöst. Eine Inschrift auf einem Brunnenbecken aus Yalburt berichtet über zwei Feldzüge Tudhalijas IV. gegen die Lukka-Länder; einer führte in das Tal des Xanthos und berührte die Städte Awarna, Pinale, Talawa und Wijanawanda. Eine Inschrift aus Emirgazi nennt ebenfalls die Städte Pinale und Talawa sowie Arinna und Huwalaterna in den Lukka-Ländern. Fünf dieser Städte konnten identifiziert werden [Niemeier 246, 247]:

Arinna	=	Arneai (?)
Awarna	=	Xanthos (lyk. Arnna)
Pinale	=	Pinara (lyk. Pille)
Talawa	=	Tlos (lyk. Tlawa)
Wijanawanda	=	Oinoanda

Damit ist Lukka ganz sicher als Lykien identifiziert; dabei wird nicht ausgeschlossen, daß Lukka in hethitischen Quellen ein größeres Gebiet als das kleine Lykien der klassischen Zeit meint. Die Übereinstimmung zwischen hethitischen und klassischen Namen über das "Dunkle Zeitalter" hinweg ist in der herkömmlichen chronologischen Sicht verblüffend. Wenn der griechische Name einmal ganz anders ist wie im Fall Xanthos, stimmt zumindest die lykische Namensform mit dem hethitischen Namen überein.

2.2 Die Stadt und das Land Tarhuntaschscha

Der Großkönig Muwatalli hatte seinen Regierungssitz in die Stadt Tarhuntaschscha im Unteren Land verlegt. Sein Sohn Murschili III. (Urhi-Teschup) kehrte nach Hattuscha zurück. Die Stadt Tarhuntaschscha wird in Südwestanatolien gesucht, ist bisher aber nicht lokalisiert. Ein Neufund aus den späten 80er Jahren, die Bronzetafel mit dem Vasallenvertrag zwischen dem Großkönig Tuthalija IV. und Kurunta, einem Sohn Muwatallis und König der Stadt Tarhuntaschscha, nennt die Stadt Parha und den Fluß Kastaraja als Westgrenze des gleichnamigen Gebietes Tarhuntaschscha. Jenseits des Flusses liegt fremdes Territorium [Niemeier 247]. Eine weitere Stadt in der Region ist Mira. Nach *Otten* ergeben sich die folgenden Identifikationen:

Mira	=	Myra
Parha	=	Perge
Kastaraja	=	Kestros (Fluß)

Mit diesem Vertrag ist Tarhuntaschscha endgültig als das Gebiet zwischen Lykien und Kilikien, heth. Kizzuwatna, identifiziert. Da Kizzuwatna nur das östliche Kilikien mit der Hauptstadt Adana (heth. Adanija) umfaßte, drängt sich eine Lösung für die Stadt Tarhuntaschscha geradezu auf:

Tarhuntaschscha = Tarsus

In Tarsus wurde archaische griechische Keramik gefunden - wie auch in den lykischen Städten. In der Perserzeit war die Stadt Sitz eines Satrapen.

2.3 Flüsse in Anatolien

Inzwischen hat sich auch die Liste der identifizierten Flüsse in Kleinasien erweitert. Hier einige Beispiele aus verschiedenen Quellen.

Kastaraja	=	Kestros in Paphlagonien [n. Otten]
Mala	=	oberer Euphrat [n. Bittel]
Maraschschantija	=	Halys, türk. Kizil Irmak [n. Bittel]
Scharija	=	Saros, türk. Seykan [n. Bittel]
Scheha-Flußland	=	Hermos-Tal (?) [n. Niemeier]
Zulija	=	Skylax, türk. Cekeres [n. Alp]

3. Gordion in Phrygien

In Yassihöyük, der antiken phrygischen Hauptstadt Gordion, hat zuletzt ein Team der Universität von Pennsylvanien gegraben. Die ältesten Schichten gehören der mittleren Bronzezeit an. Nach der *Yassihöyük Stratigraphical Sequence (YHSS)* ergibt sich das folgende Schema, abgedruckt im Artikel von Mary M. *Voigt* und T. Cuyler *Young*:

YHSS	Phase	konv. Datierung		
1	Mittelalter	10.	bis	12. Jh.
2	Römisch	-1.	bis	+3. Jh.
3	Hellenistisch	-330	bis	-150
4	Spätphrygisch	-550	bis	-330
5	Mittelphrygisch	-700	bis	-550
6	Frühphrygisch	-950	bis	-700
7	Frühe Eisenzeit	-1100	bis	-950
8/9	Späte Bronzezeit	-1400	bis	-1200
10	Mittlere Bronzezeit	-1600 (?)	bis	-1400

Auffällig in der uns hier interessierenden Zeit ist die Lücke zwischen später Bronze- und früher Eisenzeit. Unsicherheiten in der Datierung scheint es auch beim Übergang vom Hellenismus zur frühen Römerzeit zu geben.

4. Schiffswracks im Mittelmeer

Das oben erwähnte Wrack von Uluburun der Stufe SH IIIA2 wird in der herkömmlichen Chronologie auf ca. -1300 datiert. Hier seien noch einige weitere Wracks aus dem Mittelmeer aufgeführt. Zwei Wracks der späten Bronzezeit werden auf etwa -1200 datiert, das von Kap Gelidonya, ebenfalls

vor der lykischen Küste, und das von Kap Iria im Golf von Argos. Letzteres enthielt ägäische Keramik der Stufe SH/SM IIIB2 und kyprische Keramik der Stufe Spätkyprisch IIC/IIIA. Unter den Funden bemerkenswert sind Bügelkannen aus grobem Ton, vermutlich kretischer Herkunft, die an zahlreichen Fundplätzen der Ägäis gefunden wurden, sowie zyprische Pithoi mit eiförmig-konischem Körper, zylindrischem Hals und plastischem Band auf der Schulter, ein Typ, der von Sardinien bis Ugarit verbreitet ist [Lolos 61].

Das bisher älteste eisenzeitliche Wrack wurde vor der toskanischen Insel Giglio entdeckt und wird auf etwa -600 entdeckt. Man fand hauptsächlich korinthische Keramik, z.T. schön bemalt. Außerdem wurden Amphoren entdeckt, überwiegend aus Etrurien, aber auch einige ostgriechische und samische. Der herausragende Metallfund war ein korinthischer Helm [Bound 65-67]. Die Funde von diesem Schiff unterscheiden sich deutlich von den Artefakten der bronzezeitlichen Wracks, so daß nichts auf eine Gleichzeitigkeit hinweist. Es gibt bisher aber auch keine Schiffsfunde, die einen zeitlichen Abstand von 600 Jahren begründen könnten. Wracks mit geometrische Keramik sind bisher nicht bekannt.

5. Zusammenfassung und Ausblick

Die Aufklärung der hethitischen Geographie im westlichen Kleinasien eröffnet neue Möglichkeiten zur Abgleichung von Schriftquellen und archäologischen Schichten. Die neuen Funde aus der frühen Eisenzeit in Hattuscha zeigen, daß das "Dunkle Zeitalter" nicht völlig eliminiert werden kann, sondern zumindest als kurze Übergangsphase zwischen der späten Bronzezeit und der frühen Eisenzeit bestehen bleiben muß. Die konventionelle Dauer von über 400 Jahren können die Neufunde auf keinen Fall bestätigen. Die Bronzezeitschichten sind im großen und ganzen korrekt synchronisiert, wenn auch noch Feinabstimmungen nötig sind, wie *Niemeier* und *Niemeier* selbst einräumen.

Das Ende der Bronzezeit in Kleinasien (konv. -1190) ist mit dem Seevölkersturm verbunden. Da einmal mehr gezeigt ist, daß das darauf folgende "Dunkle Zeitalter" in Wirklichkeit nur eine sehr kurze Phase darstellt, kann man den Einfall der Seevölker mit der Landnahme der Phryger, einem Volk thrakischer Abstammung, gleichsetzen. Die Fundlükke von etwa 100 Jahren in Gordion ist sicher der Chronologie geschuldet und nicht zutreffend.

Die Lage der Schichten macht einmal mehr deutlich, daß Gleichsetzungen von Herrschern der späten Bronzezeit mit solchen der Eisenzeit nicht möglich sind [vgl. Völker 1997]. Weder die Sargoniden in Assyrien noch die nubische 25. noch die saïtische 26. Dynastie in Ägypten können in die Bronzezeit verbracht werden. Bei diesen Betrachtungen spielt es keine Rolle, ob die von Gunnar Heinsohn und mir vertretenen Perser-Assyrer-Gleichungen richtig sind. Wenn man diese ablehnt, sollte man zumindest konsequent sein und den Übergang von der Bronze- zur Eisenzeit im -9. Jh. ansetzen, um genügend Platz für vorpersische EZ-Schichten zu haben. Das könnte etwa so aussehen (ägyptische Daten stark gerundet, die Überlappungen der späten ägyptischen Dynastien nicht exakt dargestellt):

bis -900	Großreichs-Hethiter	18. und 19. Dynastie
900-745	Spät-Hethiter, Neo-Assyrer	20. bis 23. Dynastie
745-720	Tiglatpileser III.	23. bis 25. Dynastie
720-610	Sargoniden	25. bis 26. Dynastie
610-540	Neubabylonier, Meder	26. Dynastie

Dieses Schema stimmt für Assyrien und Babylonien mit der konventionellen Chronologie überein, wie sie auch in der biblischen Geschichte zu finden ist. Lediglich die ägyptischen Dynstien sind entgegen der herkömmlichen Sicht stark komprimiert, da die Synchronismen der Hethiter mit der 18. und 19. Dynastie natürlich geändert werden können. Die asyrischen Eponymenlisten bilden für die Zeit der Neo- und Spätassyrer ein festes Gerüst für die relative Datierung. Es ist zu diskutieren, wie diese Epochen auf der Zeitachse richtig zu verankern sind. Wenn man Verschiebungen einzelner Phasen bis in die Perserzeit bejaht, so werden sich die obigen Epochen nur als ganzer Block verschieben lassen.

Ich habe schon mehrmals darauf hingewiesen [zuletzt in Assyrica V, 210], daß die Umdatierung von spätbronzezeitlichen Schichten bis in die Perserzeit eine völlige Neudatierung der griechischen Keramik erfordert. Dies dürfte kaum akzeptiert werden. Daß bisher keine Geldmünzen im bronzezeitlichen Zusammenhang, z.B. in den Schiffswracks, gefunden wurde, könnte ein weiterer Hinweis auf die Unmöglichkeit einer so radikalen Umdatierung sein.

Literatur

Alp, S. (1987-90): "Maşathöyük A. Philologisch"; in *RLA* Band 7, 442-444

Bittel, K. (1983): *Hattuscha, Hauptstadt der Hethiter;* Köln

Bound, M. (1995): "Das Giglio Wrack"; in *In Poseidons Reich* (ZBA 23); Mainz

Cassin, E. et al. (1965): *Die altorientalischen Reiche I.* FW Bd 2; Frankfurt/Main

- (1966): *Die altorientalischen Reiche II.* FW Bd. 3; Frankfurt/Main

- (1967): *Die altorientalischen Reiche III.* FW Bd. 4; Frankfurt/Main

Kolb, F./ Kupke, B. (1992): "Lykien"; in *ZBA* 2; Mainz

Lolos, G. et al. (1995): "Der Schiffsfund von Kap Iria"; in *In Poseidons Reich* (ZBA 23); Mainz

Neve, P. (1993): *Hattuša, Stadt der Tempel und Götter.* (ZBA 8); Mainz

Niemeier, B./ Niemeier, W.-D. (1997): "Projekt »Minoisch-Mykenisches bis Protogeometrisches Milet« [Milet 1994-1995]: Zielsetzungen und Grabungen auf dem Stadthügel und am Athenatempel"; in *AA* 1997 (2) 189-248

Otten, H. (1988): "Die Bronzetafel aus Bogazköy"; in *StBoT*, Beiheft 1

Pulak, C. (1995): "Das Schiffswrack von Uluburun"; in *In Poseidons Reich* (ZBA 23); Mainz

Seeher, J. (1997): "Die Ausgrabungen in Bogazköy-Hattuša 1996"; in *AA* 1997 (3) 317-341

- (1998): "Die Ausgrabungen in Bogazköy-Hattuša 1997"; in *AA* 1998 (2) 215-241

Völker, Thomas (1997): "Grundrisse zur Rekonstruktion der Antike"; in *Zeitensprünge* IX (3) 402

Voigt, M.M./ Young T.C. (1999): "From Phrygian Capital to Achaemenid Entrepot: Middle and Late Phrygian Gordion"; in *Iranica Antiqua* 34, 191-241

Zeller, M. (1998): "Assyrica V"; in *Zeitensprünge* X (2) 203-225; dort ist weitere Literatur genannt

Abkürzungen:

AA = Archäologischer Anzeiger des Deutschen Archäologischen Instituts; Berlin

FW = Fischer Weltgeschichte; Frankfurt a. Main

MDOG = Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft

RLA = Reallexikon der Assyriologie

StBoT = Studien zu den Bogazköy-Texten

ZBA = Zaberns Bildbände zur Archäologie; Mainz

Der Einstein der Antike

Anmerkungen zu Methodik und Stil eines Erfolgsautors

Stefan Diebitz

Wie puscht man Bestseller? Wie erreicht man das Unmögliche: die Popularisierung der ägäischen Vorgeschichte? Maßlos lobhudelnde Artikel im *Spiegel* dürften eine sichere Methode sein, für hohe Auflagen zu sorgen. Ohne die massive Unterstützung dieses Blattes wäre Eberhard Zangger, "der Einstein der Antike" [98 Spiegel, 156] - gemeint ist wahrscheinlich "der Einstein der Archäologie" - nur ein Sachbuchautor unter vielen geblieben, mit seiner originellen Identifikation von Troia mit Atlantis - "genial, anregend und ganz und gar plausibel" [92 Spiegel, 245] - allenfalls von einer kleinen Minderheit beachtet.

Im folgenden will ich die mangelhafte Qualität der Zanggerschen Werke nachweisen, ohne auf ihren Inhalt näher einzugehen. Bereits das Vokabular, mehr aber noch die Widersprüchlichkeit der Argumentation und die immer wieder durchscheinende ideologische Voreingenommenheit bieten jedem Kritiker so reiche Munition, daß auf die Gewaltsamkeit der Textinterpretationen oder auf das Verschweigen alternativer Konzepte gar nicht mehr eingegangen zu werden braucht.

A = Zangger, Eberhard (1992): *Atlantis*. Eine Legende wird entziffert
K = - (1994): *Ein neuer Kampf um Troia*. Ärchäologie in der Krise
Z = - (1998): *Die Zukunft der Vergangenheit*. Archäologie im 21. Jahrhundert; (alle drei Bücher in München)

Es ist schon merkwürdig, gleich im Vorwort zu dem ersten Buch eines Autors dem strikten Verbot einer Lektüre zu begegnen. Zangger fordert tatsächlich, bei der "Rekonstruktion der Vergangenheit niemals, *niemals,* auf Sekundärquellen" [A 16; kursiv von Zangger] zurückzugreifen. Nicht allein, daß es aus logischen Gründen problematisch scheint, von "Sekundärquellen" zu sprechen, diese Bemerkung ist auch deshalb absurd, weil jetzt niemand, der Atlantis sucht, noch nach den Werken Zanggers greifen darf: Der Autor selbst hat seine Werke auf den Index gesetzt!

Zangger ist Geoarchäologe. Die Aufgabe der Geoarchäologie besteht in der Rekonstruktion einer Landschaft, in der Erfassung ihrer natürlichen wie

ihrer künstlichen Veränderungen [Z 162]. Zangger erklärt sich "entschieden dagegen, den Untergang von Zivilisationen auf Naturkatastrophen zurückzuführen" [A 16], und spricht das Verdikt aus, "Parameter", die er etwas verschwommen als "ungewöhnlich" [A 22] bezeichnet, in die Szenarien der Vergangenheit einzubeziehen. Er verficht einen strikt aktualistischen Standpunkt, und die größte von ihm noch akzeptierte Katastrophe ist demzufolge ein tüchtiger Regenguß. Er dekretiert, man müsse "den heutigen Wissensstand der Geschichtsforschung und der Archäologie akzeptieren", also das "Rätsel [gemeint ist Atlantis, S.D.] ausschließlich mit Hilfe des gegenwärtigen Wissensstandes der Archäologie" lösen [A 66]. Aber woher sollen wir vom Stand der Forschung erfahren, wenn wir *"niemals, niemals"* Sekundärquellen lesen dürfen? Und wie rechtfertigt Zangger seine millionenteuren Forschungsvorhaben [vgl. 98 Spiegel, 157], wenn doch schon alles erforscht ist? Warum kann es überhaupt noch Rätsel geben, da der gegenwärtige Wissensstand durchaus befriedigend erscheint? Diese Widersprüchlichkeiten stammen von einem Autor, den der Rezensent der *Zeit* einen "Querdenker" und "Wirbelwind" nennt, ein "Enfant terrible seiner Zunft" [95 Spiegel, 168], das uns dazu auffordert, "konventionelle Lehrmeinungen einmal respektlos beiseite zu lassen und neue Gedankengänge zu verfolgen" [A 307]. Und eben dieser wirbelnde Querdenker warnt eingangs seiner Schrift vor "ungewöhnlichen Parametern", also generell vor jeder Fragestellung, die den akzeptierten Forschungsstand in Frage stellen könnte!

So viel zu den methodischen Vorüberlegungen des Autors. Im Verlauf der Untersuchung erlaubt sich Zangger Disziplinlosigkeiten, die jedem Philologiestudenten gnadenlos angestrichen werden würden. Besonders lästig ist sein Psychologisieren. So vermutet er, Platon sei "möglicherweise klar geworden, was Solons Manuskript in Wahrheit beschreibt" [A 26, noch 235], woraufhin er unversehens die Arbeit an der Atlantis-Erzählung eingestellt habe; so etwas wie ein Konzept scheint der Schriftsteller Platon also nicht gekannt zu haben, aber auch keinen Papierkorb, hat er doch, "erfahren und eitel genug" [Z 245], niemals ein größeres Manuskript vernichtet. An späterer Stelle erfahren wir, warum Platon die Geschichte von Atlantis in seine Schriften aufgenommen hat [A 68], wie verwirrt Solon in Gegenwart des Priesters gewesen sein muß, um diesen so gründlich mißzuverstehen [A 145], daß er intellektuell überfordert war ("könnte Solons Vorstellungskraft überstiegen haben" [A 147]), und daß Platon Solons Manuskript verwendete, "ohne groß darüber nachzudenken" [A 237]; diese Seite an Platon wie an

Solon allerdings scheint neu und geht unbedingt über den derzeitigen Stand der Forschung hinaus.

In *Atlantis* stellt Zangger eine Hypothese vor, nach welcher Troia Atlantis und der troianische Krieg ein Teil der Seevölkerunruhen ausgangs der Bronzezeit gewesen sei. Um Troia mit dem Atlantis Solons bzw. Platons identifizieren zu können, muß er drei Irrtümer der Überlieferung voraussetzen: die Verwechslung von Jahren mit Monaten [A 148f]), die Bezeichnung der Ägäis insgesamt als "die Inseln" [A 155ff] und endlich die Verwechslung der Himmelsrichtungen [A 166f]. Auch muß Zangger die Säulen des Herakles an anderer Stelle lokalisieren als bei Gibraltar und mehrere Platon-Stellen sehr frei interpretieren. Sein Kritiker Strohmeyer faßt die Methode Zanggers mit den Worten zusammen: "Ausblenden, Weglassen und die Fakten falsch zusammensetzen" [Strohmeyer 88].

*

Es scheint, daß der große Erfolg des ersten Werkes zumindest den Verlag überrascht hat, denn *Atlantis* ist ein sehr lieblos gemachtes Buch. In ein manchmal barbarisch schlechtes Deutsch übersetzt, seufzt es auf fast jeder Seite nach dem Lektor, den man dem erwarteten Ladenhüter nicht gönnte. Nur ein Beispiel:

> "Voraussetzung zu dem hier vorgestellten Verfahren, das Atlantis-Rätsel zu lösen, ist, daß wir den heutigen Wissensstand der Geschichtsforschung und der Archäologie akzeptieren sowie die Annahme, daß Platons Behauptung, seine Erzählung beruhe auf Informationen, die jemand anders im Ausland gesammelt hat, richtig ist." [A 66]

Man muß wohl für den *Spiegel* arbeiten, um diesen Autor "sprachgewaltig" [95 Spiegel, 168] zu nennen; aber hier urteilt die Armut über das Elend. Das zweite Buch ist auf wesentlich besserem Papier gedruckt, sorgfältig lektoriert und übrigens auch keine Übersetzung aus dem Englischen, sondern das Original aus der Feder unseres archäologischen Wirbelwinds und "Überfliegers" [95 Spiegel, 172]. Es unternimmt den ehrgeizigen Versuch, den Troianischen Krieg in die Geschichte vom Jahr -1300 an einzufügen und als "Vergeltungsschlag gegen die Seevölker" [K 77] zu interpretieren. Seine Schilderung der Krise der späten Bronzezeit kulminiert in dem an Spenglers berühmte Studie erinnernden Kapitel "Eine Geschichte des zweiten Jahrtausends" [K 251-260]. Es handelt sich also um die Fortsetzung seines Versuches, einen bisher nicht als eigenständige Kultur und bedeutendes bronze-

zeitliches Reich erkannten Staat *Ahhijawa* zu schildern [K 57], und kann auch auf neueste Grabungsergebnisse in Troia verweisen, welche Zanggers Bild einer den Zugang zu den Dardanellen kontrollierenden Hafenstadt Troia bestätigen.

Die naiven methodischen Vorüberlegungen seines *Atlantis* fehlen hier, wo er mit großem Fleiß die Ergebnisse der universitären Frühgeschichtsforschung zusammenstellt. Dieses kompilatorische Geschichtsbild ist, anders als man es bei einem grundstürzenden Werk erwartet, durchaus konventionell; an der Datierung der ägyptischen Chronologie mit Hilfe des Sothis-Sterns, die doch nicht allein von Außenseitern in Frage gestellt wird, zweifelt Zangger sowenig [K 121] wie an der selbst die Ära Kohl an Dauer übertreffenden "vierundneunzigjährigen Regierungszeit" [K 124] eines Pharaos oder an den dunklen Jahrhunderten, die dem Troianischen Krieg gefolgt sein sollen (wenn die Ergebnisse der Radiokarbonmethode dem Schema widersprechen, dann wird eben so lange kalibriert, bis wieder alles "stimmt" [Z 121]); und daß man "den liebevollen Umgang" [K 134] von Echnaton mit seinen sechs Töchtern auch ganz anders und wahrscheinlich doch wesentlich realistischer als einen Inzest interpretieren kann, das ist diesem ganz der Konvention verhafteten Autor auch nicht bewußt. In allen diesen Punkten wie an seinem unverändert aktualistischen Standpunkt ist Zangger kein Revolutionär, sondern dessen Gegenteil.

*

Was macht nun eigentlich den Erfolg von Zanggers Büchern aus? Vielleicht ist es die Sprache, in welcher er seine Ergebnisse und Interpretationen vorträgt. Es ist keinesfalls eine anschauliche, mit Bildern und Geschichten operierende Sprache, sondern ein zähes, sich immer mehr in eine Art Politologenjargon hineinsteigerndes Deutsch, das mit seinem stark anachronistischen Vokabular in die Nähe des *Spiegel* gehört. In seinem ersten Werk und eingangs seines zweiten benutzt Zangger nur selten Vokabeln dieser Art, wenn er den "Anstieg im internationalen Waren- und Güteraustausch" [K 102] und den Umschlag auf "den Verbrauchermärkten" [K 103] anspricht oder wenn der Autor schon in der Bronzezeit eine "internationale Vormachtstellung" [K 151] und einen "militärischen Vergeltungsschlag" [K 198] kennt.

Bereits diese Begriffe sind fragwürdig, denn, auf die Nationalstaaten des 19. und 20. Jahrhunderts gemünzt, passen sie nicht einmal in die frühe

Neuzeit. Schließlich aber benutzt der Autor ein Vokabular, das am Platz wäre, wenn es darum ginge, die Errichtung einer sowjetischen Satellitenstadt in den 50er Jahren zu schildern: es gibt "Neubauprogramme", Paläste werden "mit Hilfe von Ingenieuren aus Kleinasien" errichtet, und dieses alles ist "Bestandteil eines internationalen Know-how-Transfers, bei dem eine Gruppe von hethitischen und griechischen Konstrukteuren" [K 206] tätig wurde. In seinem dritten Werk kennt er gar mehrere bronzezeitliche "Supermächte" [Z 309]. Anachronismen dieser Art haben in einer seriösen Publikation nichts zu suchen. Außerdem ist dieses Vokabular hochgradig philiströs, weil hier die sogenannte ökonomische Vernunft das Denken in einer Weise dominiert, die keinen Raum läßt für Aspekte des Kultus und des Mythos, der Sprache und der sozialen Strukturen. Offenbar reduziert sich für einen Zangger die Geschichte auf die Abfolge von Schlachten; allenfalls Kupferlagerstätten oder der Auftritt des Schweinehirten in der *Odyssee* mögen noch eine kleine Rolle spielen.

An dieser Stelle läßt sich leicht zeigen, warum *Der Spiegel* die Reklametrommel für Zangger rühren muß: Es ist die geistige Verwandtschaft, die sich am Vokabular ablesen läßt. Der Ausdruck "die schräge Geschichte", die "der bärtige Philosoph" schrieb, bleibt zwar einstweilen geistiges Eigentum des *Spiegels* [98 Spiegel, 158, 162], aber "Militärdeal" und "Sondierungsgespräche" [ebenda, 166] könnten bei Zangger stehen, und "Supermacht" [ebenda, 158] findet sich wirklich dort: Die Sprache des archäologischen Revolutionärs ist längst in den *Spiegel*-Jargon abgeglitten.

Wie wenig bewußt Zangger mit seiner Terminologie umgeht, läßt sich noch an einem anderen Beispiel zeigen. Der Autor möchte die Archäologie mit seinen Arbeiten von "den Denkmodellen der viktorianischen Zeit" lösen, gebraucht aber selbst deren Terminologie, wenn er zu zeigen versucht, daß das Licht weder aus dem Norden Europas noch vom griechischen Festland kommt, sondern daß die mykenische Kultur nur "das zwangsläufige Nebenprodukt der kulturellen Entwicklung in Ägypten, Babylonien und Anatolien" [K 261] gewesen sei. Einem großen Historiker dagegen blieb die Problematik der Sprache immer bewußt: "Neue Termini" forderte Spengler von sich selbst in seinen Notizen zur *Frühzeit der Weltgeschichte.*

Wie eindimensional, schal und ergebnislos eine Geschichtsdeutung werden muß, die nur noch mit ökonomischen Kategorien arbeitet, das demonstriert die 'Deutung' der Argonautika. Diese Interpretation ist so schauerlich platt, daß sie hier zur Gänze vorgestellt sein soll:

"Läßt man einmal den ganzen mythologischen Überbau der Argonautensage außer acht, so bleibt ein archäologisch verwertbarer Kern, der besagt, daß in Achaia die Schiffsroute zum Schwarzen Meer bekannt war, daß man von den wertvollen Erzen und Edelmetallen, die es dort zu holen gab, gehört hatte und daß man sowohl von der problematischen Bewältigung der Dardanellen und des Bosporus wie auch von den entsprechenden Wartezeiten auf günstigere Winde wußte." [K 191]

Auf einem ähnlichen Niveau bewegt sich Zangger, wenn er mit lederner Ironie die "Probleme" von Ödipus anspricht, dem "fehlgeleiteten Vater", dessen Töchter mit "ähnlich schwerem Schicksal geschlagen" [K 199] waren. Ihn beherrscht die Vorstellung, Mythen seien ein Gemisch aus "historischen Fakten mit Aberglauben" [K 17]; aber dieser Blick auf Mythen gehört ins 18. Jahrhundert und nicht in ein revolutionäres Werk unserer Tage.

In einem "Schlußbemerkung" überschriebenen Kapitel [K 261-280] stellt Zangger sich selbst als Revolutionär der Archäologie dar, als den großen Außenseiter, der die akademische Forschung aufmischt; in Anlehnung an die Terminologie des Wissenschaftstheoretikers Thomas S. Kuhn erwartet er einen Paradigmenwechsel in der Archäologie, und derjenige, der diese Revolution herbeiführt, ist natürlich niemand anderes als er selbst [K 276ff]. In seinem dritten Werk beklagt er, der sich zu den "Nonkonformisten" zählt und gern ein "Unruhestifter" [Z 317f] sein möchte, à la Roman Herzog in seiner legendenumwobenen *Adlon*-Rede einen Innovationsstau. An dieser Stelle vergleicht er allen Ernstes die Situation in der Archäologie mit der uns alle umtreibenden Tristesse des deutschen Fußballs: wie Bundestrainer Vogts keine Spielerpersönlichkeiten akzeptiere, so lasse die Archäologie keine neuen Konzepte zu...

Nirgendwo ist Zangger überzeugender als in dem zornigen Nachwort zu seinem zweiten Buch, dessen eigentlich unverständlicher Titel sich allenfalls so erklären läßt, daß *Ein neuer Kampf um Troia* die Auseinandersetzung des Autors mit dem Grabungsleiter in Troia, Korfmann, meint. Zangger wirft Korfmann vor, daß dieser erst aufgrund seines von ihm selbst und seinen Mitarbeitern diffamierten *Atlantis* auf ein Grabensystem um die Unterstadt gestoßen sei, diese Entdeckung nun aber in unredlicher Weise für sich selbst in Anspruch nehme. Berichterstatter am Rande ist auch hier *Der Spiegel*, der nicht müde wird, Korfmann mit dem homerischen Attribut "der von Daimler-Benz gesponserte" [11/93, 255f; 6/95, 169] zu diffamieren; auch weiß der übliche Anonymus zu berichten, daß Korfmann "verschwitzt in der Erde wühlt" [92 Spiegel, 250].

Zanggers drittes Werk ist nicht mehr als ein populärwissenschaftliches, üppig illustriertes und wirklich schön gebundenes, dazu mit Sorgfalt gedrucktes Buch, das an keiner Stelle zu fesseln weiß, keinen roten Faden besitzt, kaum Neuigkeiten bringt und dazu mit Erzählungen langweilt, in denen Zangger in der Manier Kara ben Nemsis Spuren liest, unter der Hitze leidet und alle Ruinen als erster findet. Selbst der wohlwollende Rezensent der *Zeit* spricht von "Vollmundigkeit" und nennt das Sammelsurium eine "Collage". Neu ist allein das Eingangskapitel über Santorin, in dem Zangger mit durchaus überzeugenden Argumenten den Nachweis zu führen versucht, daß die Explosion des Vulkans lange vor der Bronzezeit stattgefunden haben muß und auf Kreta wie auf anderen Inseln alle Anzeichen für das Leben ausradierende Tsunamis fehlen. Ansonsten folgen Kapitel, in denen er seine Thesen über Troia und die Seevölker noch einmal, mit wenigen neuen Argumenten verstärkt, aufwärmt; und schließlich folgt, wie bereits am Ende seines zweiten Buches, ein Finale, in welchem Zangger sich als den großen Außenseiter und Revolutionär darstellt. Aber für mehr als für den Erich Ribbeck der Archäologie wird es wohl nicht reichen.

Literatur

Korfmann, Manfred (1995): "Effektvoller Gegensatz" (Leserbrief); in *Der Spiegel* 7/95, 12

Osteroth, Reinhard: *Archäologischer Wirbelwind* (Rezension von *Die Zukunft der Vergangenheit*), in *Die Zeit* 50/98, S. 25 der Literaturbeilage

92 Spiegel = "Wegweiser nach Utopia" (Rezension von *Atlantis*); in *Der Spiegel* 20/92, 244-251

93 Spiegel = "Verborgenes Trumm" (über die Mauern von Troia); in *Der Spiegel* 11/93, 255f

95 Spiegel = "Großmacht am Berg Ida" (Rezension von *Ein neuer Kampf um Troia*); in *Der Spiegel* 6/95, 168-174

98 Spiegel = "Das Puzzle des Philosophen" (Titelgeschichte des *Spiegel* über Troia, Atlantis und verwandte Gegenstände); in *Der Spiegel* 53/98, 156-167

Strohmeyer, Arn (1997): *Atlantis ist nicht Troja: Über den Umgang mit einem Mythos;* Bremen

Stefan Diebitz 23568 Lübeck Wilhelm-Wisser-Weg 49

Mythos Matriarchat ?

Eine Rezension von Gisela Albrecht

Röder, Brigitte · Hummel, Juliane · Kunz, Brigitta (1996):
"Göttinnendämmerung. Das Matriarchat aus archäologischer Sicht"
München, 445 S., 34 sw. Abb.

Drei Archäologinnen begeben sich auf die Suche nach dem Matriarchat in der Urgeschichte. B. Röder, J. Hummel und B. Kunz behandeln dabei Themen, die auch im Kreis der *Zeitensprünge* diskutiert worden sind: Matriarchat - Patriarchat [Heinsohn 1984; 1994], "Venus von Willendorf" [Illig 1988, 2/93; Heinsohn/Steiger ^{6}1994; Heinsohn ^{2}1996], James Mellaarts Çatal Hüyük [Illig 1988, 1992], Marija Gimbutas' "Alteuropa der Großen Göttin" [Illig 1988, 1992] und Sir Arthur Evans' "Palast des Minos" auf Kreta [Illig 1988, 1992; Heinsohn/Illig ^{2}1997; Heinsohn 1997]. Im ersten Teil ihres Buches setzen sich die drei Autorinnen mit der Rezeptionsgeschichte der Matriarchatsidee auseinander, im zweiten Teil untersuchen sie die Quellen der Matriarchatsforschung. Datierungen folgen der konventionellen Chronologie. Glossar, Bildnachweis und ein nach Kapiteln geordnetes Literaturverzeichnis sind angefügt. Wünschenswert wären eine alphabetisch geordnete Gesamtbibliographie und ein Index.

Das Reizthema "Matriarchat" sorgt bis heute für kontroverse, emotional geführte Diskussionen. Deshalb versuchen die drei Wissenschaftlerinnen, streng nach den Regeln ihres Faches, aber mit Witz und Ironie, Fakten von Fiktionen und archäologische Erkenntnisse von Utopien zu trennen.

Zwar wird das Matriarchat in der deutschen Urgeschichtsforschung kaum beachtet, doch haben seit etwa 130 Jahren Laienforscher der verschiedensten Richtungen das Matriarchat für ihre Ziele okkupiert, von frühen Kommunisten bis zu den heutigen Feministinnen und Matriarchatsforscherinnen. So nimmt die Auseinandersetzung mit Inhalt und Methoden der modernen, von Laien betriebenen Matriarchatsforschung in der *"Göttinnendämmerung"* breiten Raum ein.

Das Matriarchat - eigentlich "Herrschaft der Mütter", meistens verstanden als "Frauenherrschaft" - war aus der antiken Literatur durch Homers Amazonen bekannt. Seit dem 18. Jh. berichteten Missionare und For-

schungsreisende gelegentlich von Frauenherrschaft bei den "Wilden" [16], aber erst um die Mitte des 19. Jhs. wurde das Thema "Matriarchat" historisch und gesellschaftspolitisch wahrgenommen.

1861 veröffentlichte Johann Jakob Bachofen (1815-1887) *Das Mutterrecht. Eine Untersuchung über die Gynaikokratie der alten Welt nach ihrer religiösen und rechtlichen Natur.* Gestützt auf die eigene Intuition, auf Symbole und vor allem auf Mythen als Geschichtsersatz entdeckte der gelehrte Patrizier und Fabrikant aus Basel das Mutterrecht am Beginn der menschlichen Zivilisation, zunächst abstoßend als "Hetärismus" und "Amazonentum", das sich dann zur "geordneten Gynaikokratie", einem friedlichen "Ackerbauleben" entwickelte. Obwohl Frauen herrschten und das Erbrecht hatten, verhielten sie sich wie sittsame Bürgerfrauen des 19. Jhs. [20ff]. Gemäß der bürgerlichen Klischeevorstellung von den "Geschlechtscharakteren" ordnete Bachofen dem Mann Vernunft, Aktivität und Wirken in der Welt zu, der Frau Gefühl, Passivität, Moral und Beschränkung auf Haus und Familie. B. Röder kommentiert: "Hilfreich und gut ist die Frau, von Geist keine Spur" [23]. *"Das Mutterrecht"* plädierte für den Bestand der bürgerlichen Ordnung gegen die nach 1848 einsetzende Frauenbewegung. Folgerichtig sah der Schweizer Gelehrte in der Überwindung des Matriarchats durch das Patriarchat den Fortschritt von der ‚Natur" zur "Kultur" [19].

So lassen sich schon beim Entdecker des Matriarchats typische Denkstrukturen und Methoden feststellen, die den Umgang mit dem Thema "Matriarchat" bis heute prägen: Denken in Klischees, Subjektivismus, Symbole und Kunstwerke als einzige archäologische Quellen für schriftlose Perioden, Mythen und Sagen als Ersatz für fehlende Fakten.

Von zeitgenössischen Historikern, etwa Mommsen, abgelehnt, hatte *"Das Mutterrecht"* außerhalb der Gelehrtenwelt weitreichende Folgen, die wohl kaum der Absicht seines konservativen Verfassers entsprachen. Bachofen hatte nachgewiesen, daß die Überlegenheit des Mannes = Patriarchat und die Unterdrückung der Frau keine gottgegebenen Fakten sind, sondern "ein gesellschaftliches Konstrukt zur Herrschaftssicherung der Männer" [31]. B. Röder schildert, wie sich vom 19. Jh. bis in die Gegenwart die Vorstellung von Mutterrecht und Frauenherrschaft in ferner Vergangenheit zur sozialen und politischen Utopie der jeweiligen Epoche entwickelt.

Emanzipation: Unter dem Einfluß von Bachofens Schrift forderten Fr. Engels und A. Bebel die Befreiung der Frau. Die Frauenbewegung um die Jahrhundertwende verstärkte die Forderung nach Emanzipation und Gleich-

stellung der Frau, teilweise erfolgreich (Frauenwahlrecht 1918 in Deutschland). In der NS-Zeit unterdrückt, wurden Emanzipationsbestrebungen erst nach der Studentenrevolte 1968 wieder laut. Die neue Frauenbewegung der 70er Jahre suchte nach den historischen Ursachen der Frauendiskriminierung und entdeckte das Matriarchat wieder als Gegenpol zum Patriarchat, "der Ursache allen Übels" [57]. "Matriarchat wurde zum Kampfbegriff und gleichzeitig zur Utopie" [60].

Mutterkult: Um 1900 entdeckten konservative Kreise im "Frauenreich" die "Mütterlichkeit", das "Naturhafte" der Frau. *"Das Mutterrecht"* erlebte eine Renaissance. Der bis zum Mystischen übersteigerte Mutterkult ging einher mit Zivilisationskritik und Technikfeindlichkeit. Die Nationalsozialisten brauchten diese Strömung nur noch in ihre "Blut-und-Boden-Ideologie" einzubauen [45ff]. Zwar verloren im Dritten Reich Frauen ihre gehobenen Posten, dafür wurden aber Leistungen an der "Geburtenfront" mit dem Mutterkreuz belohnt [46]. Mutterkult entwickelte sich zum Religionsersatz.

Eine Folge seines *"Mutterrechts"*, die Bachofen selbst noch bekämpfte, war die Förderung der ***Indogermanenforschung***. Gegen Ende des 19. Jhs. entdeckten deutsch-nationale Historiker den Ursprung des Patriarchats in berittenen Hirtenvölkern aus dem Osten, die die matriarchale Bauernkultur zerstörten. Es handelte sich um "Indogermanen", Vorläufer der Germanen und damit der Deutschen, die selbstverständlich kulturell höher standen als das überwundene Matriarchat [42ff]. B. Röder stellt klar, daß die "Indogermanen" eine Schreibtischerfindung der Philologie im frühen 19. Jh. sind [43], aber Gustav Kossinna und seine Zeit glaubten fest an eine 'indogermanische Rasse'. Kossinna hatte seit 1902 die erste a.o. Professur für Urgeschichte in Berlin inne. Unter seinem Einfluß betrieb man Urgeschichtsforschung als Indogermanenforschung mit zunächst nationaler, nach 1933 zunehmend völkischer Zielsetzung. Matriarchatsforschung fand nicht statt, doch die "Indogermanen" überlebten den Untergang des Dritten Reiches.

Nach 1945 litt die westdeutsche Urgeschichtsforschung am "Kossinna-Syndrom" [137]. Man beschränkte sich auf das Sammeln und Edieren von Fundmaterial, Interpretationen oder Theorien galten als ideologieverdächtig [137]. Die Matriarchatsforschung überließ man weiter den Laienforschern. Dazu B. Röder:

> "Ohne methodisches Rüstzeug und ohne fundiertes Fachwissen werden archäologische Quellen interpretiert und historische Szenarien bis hin zur kompletten Weltgeschichte entworfen [...] 'Urgeschichtsforscher'

oder '-forscherin' ist leider keine geschützte Berufsbezeichnung und steht hier in den meisten Fällen weniger für *Kompetenz* für als *Interesse an Urgeschichte*" [135].

Seit den 80er Jahren breitete sich als Import aus den USA der "Spirituelle Feminismus" aus, eine bunte Mischung aus Feminismus, Mystizismus, Okkultismus, New Age, Esoterik, Ökologie und 'ganzheitlichem Denken', eine Art Ersatzreligion für Frauen [73]. Erklärtes Ziel war die Abschaffung des Patriarchats und die Rückkehr zu einem friedlichen Frauenreich, in dem Frauen im Einklang mit der Natur leben und einer Großen Göttin, der "Personifikation göttlicher Weiblichkeit" [80] huldigen. Die dreifältige Göttin vereint in sich Leben, Tod und Wiedergeburt. Wieder einmal, wie im längst vergessen geglaubten Mutterkult der Nazis, wird die Fruchtbarkeit der Frau hymnisch gefeiert, der weibliche Körper zum kosmischen Symbol überhöht. Dem Mann bleibt die wenig beneidenswerte Rolle als Opferheros [89ff]. "Die Göttin-Feministinnen haben die Religion bzw. das Symbolsystem der Göttin, das komplette Weltbild und Lebensgefühl matriarchaler Gesellschaften rekonstruiert und wiederentdeckt" [88].

B. Röder zeichnet genüßlich, mit vielen Zitaten, die Erkenntnisse und Lehren der heutigen Matriarchatsforschung nach und beweist, daß die angeblich moderne Forschungsrichtung kaum über Bachofen hinauskommt. Der Geschlechterantagonismus des 19. Jhs. lebt mit umgekehrten Vorzeichen wieder auf: Weiblichkeit, Mutterschaft, Gefühl und Natur werden mystifiziert, 'männliche Vernunft' abgewertet, Modernitätskritik und Technologiefeindlichkeit bestimmen das 'neue' subjektive Weltbild. Antike und christliche Mythen werden mit Eigenschöpfungen vermengt und zu 'Geschichte' erklärt. Die vorliegenden archäologischen Funde dienen nur zur Dekoration eines fertigen 'Geschichtsbildes', denn wie Bachofen versucht man, die Vergangenheit mit Hilfe von Symbolen intuitiv zu erfassen.

Aber die Mixtur verkauft sich gut, und das ist wörtlich zu nehmen. Neben ihren Büchern bieten führende Matriarchatsforscherinnen Wochenendkurse, Workshops, Akademietagungen und (staatlich geförderte) Fortbildungsveranstaltungen für Frauen an. Der Versandhandel mit Göttin-Devotionalien blüht, und der Matriarchatstourismus wächst jährlich - "Money and Mystik" [98].

Von solchen umfassenden und gewinnbringenden Ergebnissen kann die moderne Archäologie nur träumen. J. Hummel faßt die Methoden und Fragestellungen im "archäologischen Alltag" [155-185] zusammen, die

archäologischen Quellen und die zulässigen Interpretationsmöglichkeiten, Interdisziplinarität und das Problem des Kulturwandels. Kulturveränderungen lassen sich nicht auf einen einzigen Faktor zurückführen, wogegen die Matriarchatsforscherinnen im "patriarchalen Unfall" [183] die einzige Ursache für den Untergang des 'Frauenreiches' sehen.

Mit den archäologischen Quellen der Matriarchatsforschung setzen sich J. Hummel und B. Kunz in den anschließenden vier Kapiteln, beinahe kleinen Monographien, auseinander. Sie stellen die Ergebnisse älterer Forschung denen der heutigen Archäologie gegenüber.

Die ***"Venus von Willendorf"***, eine ca. 11 cm hohe Frauenfigur aus Kalkstein, gefunden 1908 im österreichischen Willendorf, kann heute im Naturhistorischen Museum in Wien bewundert werden. Die Statuette wird ins Gravettien (hier: "30 000-20 000 v.Chr.") datiert [190], eine Epoche des Jungpaläolithikums, aus der bis jetzt etwa 200 zumeist weibliche Figuren zwischen Westeuropa und Sibirien gefunden wurden. Obwohl die Figuren durchaus unterschiedlich geformt sind [Abb. 8, 9, 11], gilt "die wohlgeformte und beleibte Frau Willendorf [...] als ausschließliche Repräsentantin der paläolithischen Frauenstatuetten" [191]. Deutungsversuche bewegen sich zwischen der "erotischen Signalwirkung von Fettpolstern" [198], der Abbildung der Realität und der Vergöttlichung der weiblichen Fruchtbarkeit. Für die Archäologie erlauben die Statuetten allein keinen Rückschluß auf die Sozialstruktur steinzeitlicher Gesellschaften, doch die Matriarchatsliteratur hat keine Interpretationsprobleme: Die Figuren, vor allem die Rundungen der Frau W., sind Symbole des kosmischen Weltverständnisses der von Frauen geprägten Frühzeit [210]. Für die "Venus von Willendorf" gilt wie für andere Statuetten, daß die Fundumstände schlecht dokumentiert sind. Auch neuere sorgfältige Grabungen geben keine Gewißheit über die Bedeutung der Figuren in ihrer Zeit. B. Kunz schließt mit der provokativen Frage: "Warum wollen wir heute, daß die Figürchen erotische Stimuli oder eben Göttinnen sind?" [228]

Die Siedlung ***Çatal Hüyük*** auf der anatolischen Hochebene, die "Stadt aus der Steinzeit", wurde seit 1961 von dem Engländer ***James Mellaart*** ausgegraben. Der Fundplatz besteht aus zwei Hügeln aus Siedlungsschutt, der östliche wird ins Neolithikum datiert ("vor rund 9 000 Jahren" [229]), der westliche in die beginnende Metallzeit. Von dem fundreichen östlichen Hügel ist etwa ein Dreißigstel ergraben [240], über den westlichen Hügel

liegen kaum Erkenntnisse vor. Die Hügel wuchsen bis zu 17,5 m empor, weil die Bewohner neue Häuser aus luftgetrockneten Ziegeln auf den Mauerresten der alten, planierten Gebäude errichteten. Die Häuser standen dicht an dicht, ohne Fenster und Türen, mit Einstiegsluken im Dach [242]. Neben gut erhaltenen Resten aus Holz, Leder und Textilien [230] fand Mellaart Wandmalereien, Halbreliefs und Kleinplastiken.

J. Mellaart bezeichnete Çatal Hüyük als "Stadt", obwohl stadttypische Einrichtungen wie Handwerkerviertel, Handels- oder Verwaltungseinrichtungen bislang nicht gefunden wurden [240f]. Weder in seinem vielgelesenen Grabungsbericht *"Çatal Hüyük - Stadt aus der Steinzeit"* [1967] noch in wissenschaftlichen Publikationen legte Mellaart einen Katalog der Funde mit ihrem Auffindungsort vor. J. Hummel:

> "Die Faktenbasis von Mellaarts sozialen Rekonstruktionen ist also undurchsichtig und unüberprüfbar" [241].

Doch Mellaart war sich sicher, einen Priesterdistrikt mit Heiligtümern und Wohnhäusern von Priestern beiderlei Geschlechts gefunden zu haben [244f]. Anhand von Malereien, Reliefs und Statuetten entschlüsselte er die Religion einer Großen Göttin, ursprünglich Jagdgöttin der Altsteinzeit, in Çatal Hüyük aber auch Herrin der Tiere, des Ackerbaus, der Fruchtbarkeit, Herrscherin über Leben und Tod [246ff]. J. Hummel stellt dazu lapidar fest, daß Darstellungen gehörnter Tiere = männliches Prinzip, überwiegen [247].

Aus dem postulierten Kult einer Fruchtbarkeitsgöttin schloß Mellaart auf die Vorrangstellung der Frauen in seiner "Stadt". Bestätigung glaubte er in den Bestattungssitten zu finden. Die Toten wurden in Çatal Hüyük unter dem Fußboden der Häuser und unter Podesten bestattet, selten in Einzelgräbern, meist in Gruben mit mehreren Lagen von Skeletten, so daß es fast unmöglich ist, Grabbeigaben einzelnen Toten zuzuordnen. Mellaarts Bild einer friedlichen, von Frauen beherrschten Ackerbaugesellschaft unter dem Schutz einer Großen Göttin nahm die Matriarchatsforschung zum Anlaß, in Çatal Hüyük "den Übergang von der matrizentrischen Agrarkultur zur matrizentrischen Stadtkultur" [237f] zu feiern. Die jungsteinzeitlichen Frauen wurden zu Erfinderinnen der Landwirtschaft, sie allein hätten die "neolithische Kultur-Revolution" initiiert [237]. Die Kunstwerke und Symbole wurden im Sinne Mellaarts als Ausdruck eines von Frauen getragenen Göttinnenkults gedeutet, Männer fügten sich nur widerstrebend in die neusteinzeitliche Zivilisation [237].

Doch wie verträgt sich das Bild vom neolithischen Frauenparadies mit dem anthropologischen Befund, der Infektionskrankheiten, Parasitenbefall

und Mißbildung der Skelette als Folge von Ernährungsmangel nachweist [268]? J. Hummel resümiert: "Berücksichtigt man die archäologischen Fakten, entpuppt sich das angebliche neolithische Matriarchat von Çatal Hüyük als ein hohles Wunschgebilde, das sich vor allem einer unkritischen Übernahme von Mellaarts Spekulationen verdankt" [270].

Alteuropa mit der Religion der ***Großen Göttin***, von der Archäologin ***Marija Gimbutas*** (1921-1994) entdeckt, liefert der heutigen Matriarchatsforschung die wissenschaftliche Grundlage. Die gebürtige Litauerin entwikkelte in den USA ihre Methode der "Archäomythologie", in der sie Mythologie, alte Geschichte, Linguistik und Völkerkunde mit der Archäologie verband [290]. Mit Hilfe dieser interdisziplinären Methode entdeckte sie im von ihr so genannten "Alteuropa" eine frühe matriarchale Kultur. Im Neolithikum ("ca. 6 500 - 3 500 v. Chr." [275]) fand sie in Südeuropa und den Balkanländern eine friedliche, harmonische, von Frauen dominierte bäuerliche Kultur, die geprägt war von der Religion einer Großen Göttin. Es gelang ihr, die Symbolik des Kults einer Dreifaltigen Göttin zu entziffern, die in vielfacher Form Leben/Fruchtbarkeit, Tod und Wiedergeburt verkörperte. Als Quellen benutzte Gimbutas die zahlreichen neolithischen Frauenstatuetten, dazu Mythen, Sagen und abendländisch-christliche Märchen. Für das Verschwinden der Frauenfigürchen nach "3 500 v. Chr." hatte sie eine dramatische Erklärung: Zwischen "4 000 und 3 000 v. Chr." seien aus dem Osten in drei Wellen berittene Krieger-und Hirtengruppen, also "Indogermanen", nach "Alteuropa" eingedrungen und hätten die friedliche matriarchalische Gesellschaft zerstört [278]. In grausamen Vernichtungszügen löschten sie das Frauenparadies aus und ersetzten den Kult der Großen Göttin durch ihr "indogermanisches", patriarchales Pantheon. M. Gimbutas nannte die Reiterkrieger "Kurgan-Leute", nach der Sitte, Krieger unter Kurganen = Grabhügeln zu bestatten [279]. In der Wiederentdeckung des gewaltsam unterdrückten Matriarchats sah Gimbutas ihre Lebensaufgabe.

B. Kunz beweist, daß Gimbutas' Vorstellung vom Untergang "Alteuropas" biographisch bedingt war [281f]. Widerstand, Krieg, Massenvernichtung und Flucht hatten M. Gimbutas so entscheidend geprägt, daß sie sich einen Kulturwandel wie vom Neolithikum zur Metallzeit nur als Krieg und Zerstörung vorstellen konnte [281f]. Gimbutas' These gilt in der modernen Archäologie als methodisch fragwürdig und inhaltlich überholt. Wie die Ausgrabungen in Karanovo [Abb. 26] und im Gräberfeld von Varna [Abb. 27] zeigen, war "Alteuropa" keine Jahrtausende währende einheitliche Kultur,

"das fortschrittlose Paradies ohne innere Entwicklung" [292]. In ihrer Wortschöpfung "Kurgan-Leute" faßte Gimbutas zahlreiche unterschiedliche Steppenkulturen in einem fast tausendjährigen Zeitraum undifferenziert zu einem einheitlichen Feindbild zusammen.

Für den Kulturwandel scheinen Klimaveränderungen und beginnende Metallverarbeitung plausibler als patriarchaler Völkermord. M. Gimbutas "orientierte sich [...] nicht an den archäologischen Fakten, sondern an der Idee der Großen Göttin, die es nachzuweisen galt" [293]. Die Bezeichnungen "Alteuropa" und "Kurgan-Leute" haben sich in der Archäologie nicht durchgesetzt, aber die Große Göttin lebt in der Matriarchatsliteratur weiter.

Der ***Palast des Minos in Knossos*** gehört zum Pflichtprogramm des Kreta-Touristen, aber nicht jeder Besucher weiß, daß der "Palast" in seiner jetzigen Form dem Bild entspricht, das sich sein viktorianischer Ausgräber von einem Palast der Bronzezeit machte. Der Engländer ***Sir Arthur Evans*** (1851-1941), Historiker und Privatgelehrter, wollte wie Schliemann mit den Mitteln der Archäologie die Wahrheit von Homers Dichtungen beweisen. Als auf Kreta bronzezeitliche Funde bekannt wurden, war Evans deshalb sofort davon überzeugt, daß der Fundort das homerische Knossos mit dem Palast des sagenhaften Königs Minos sein mußte. Den Wettstreit mit Schliemann um die Grabungsrechte gewann Evans und leitete seit 1900 fast 35 Jahre lang die Ausgrabungen und publizierte eifrig.

Da mit fortschreitender Grabung die oberen Wände des Gebäudes einzustürzen drohten, ließ Evans sie mit Stahlträgern und Beton stabilisieren. Mit Hilfe seines Architekten errichtete er Überdachungen, (re)-konstruierte Treppen und Rampen und baute den "Palast des Minos" teilweise neu; gelegentlich ließ er sogar Fundstücke in andere Räume transportieren. Entgegen der archäologischen Praxis numerierte er seine Funde nicht, sondern gab ihnen Namen, die gleichzeitig Interpretation und Programm waren. Er hatte schon früh das "Megaron des Königs" entdeckt, und da in einen Palast auch eine Königin gehört, fand er das "Megaron der Königin", mit Ankleideraum, Bad und WC, wie es in England um 1900 modern war [331]. Für eine Frau als Bewohnerin sprachen nach Evans die geringe Größe des Raums und die niedrigen Sitzbänke. Andererseits nahm Evans für die Frauen im bronzezeitlichen Kreta eine hohe gesellschaftliche Stellung an, da sie, wie die Fresken zeigen, an öffentlichen Kultveranstaltungen "in der ersten Reihe" teilnahmen [333]. Politische Mitwirkung schloß Evans selbstverständlich aus [336] und gewährte damit den Kreterinnen gerade soviel

gesellschaftliche Freiheit, wie er es aus dem sittenstrengen viktorianischen England kannte. Dennoch glaubte Evans, in Knossos Reste eines frühen Matriarchats gefunden zu haben mit dem Kult einer Großen Göttin in vielfachen Erscheinungsformen [331ff]. Dabei griff er auf Göttinnen der viel späteren homerischen Epen [312] zurück und vermischte sie mit vorderasiatischen und ägyptischen Muttergottheiten. Als archäologische Belege zog er Siegel heran und die beiden bekannten Statuetten, "Schlangengöttin" und ihre "Priesterin" [Abb. 32]. Beide Figuren sind nach Evans' Auskunft aus mehreren Bruchstücken zusammengesetzt und ergänzt [334f].

Der hohe soziale Rang der Frau wird vor allem mit den Abbildungen von Frauen auf den Wandmalereien begründet. Evans fand die weltberühmten Fresken in z.T. winzigen Bruchstücken vor und beauftragte zwei Schweizer Jugendstilmaler, die Brüder Gilliéron, mit der Restauration. Zwar orientierten sie sich an anderen Fresken aus Knossos, bei Details und bei der Gesamtkomposition hatten sie jedoch weitgehend freie Hand [337ff]. Es ist heute kaum noch festzustellen, was Original und was Rekonstruktion bzw. Neuschöpfung ist.

J. Hummel kommt zu dem Schluß, daß der Mythos vom paradiesischen Kreta von Evans selbst geschaffen wurde. Die Sozialstruktur der minoischen Zeit ist keineswegs archäologisch sicher dokumentiert. Das Wirtschaftssystem und der Bau der riesigen "Palastanlagen" erforderten vermutlich eine zentralgelenkte Verwaltung, aber es ist bislang nicht schlüssig nachgewiesen, welche Herrschaftsstruktur und soziale Gliederung in "Knossos" vorlagen. Auch die symbolische Bedeutung der Doppeläxte und der Stierhörner ist nicht geklärt. Mythen als historische Fakten, intuitive Interpretation ohne gesicherte Datengrundlagen - das 'Matriarchat' auf Kreta spiegelt die Einstellung seines Entdeckers.

J. Hummel und B. Röder ziehen das Fazit der Untersuchung. Die moderne Matriarchatsforschung ist populär, weil sie einfache Antworten auf schwierige Fragen bietet. Mit Wissenschaft hat diese 'Forschung' jedoch wenig zu tun.

Die Matriarchatsforschung arbeitet selektiv: Drei Fachautoren reichen aus - A. Evans, M. Gimbutas, J. Mellaart; zwei Fundplätze überbrücken Jahrtausende - Çatal Hüyük und Knossos; eine einzige Frauenskulptur, die "Venus von Willendorf", repräsentiert die Kunst der Steinzeit.

Mit dem unbewiesenen Kult einer Großen Göttin mystifiziert sie die Vergangenheit, die sie zu erforschen vorgibt. Interdisziplinäres Arbeiten

wird betrieben als eine Art 'Selbstbedienung' bei Nachbardisziplinen. Da sie veraltete Literatur benutzt, die selbst schon Forschungsgeschichte ist, kommt die Matriarchatsforschung nicht über den Stand des 19. Jhs. hinaus. Die Verfasserinnen resümieren, daß auch nach 130 Jahren das Matriarchat immer noch zum Vehikel subjektiver und zeitgebundener Probleme seiner Autoren und Autorinnen wird.

B. Röder und J. Hummel bezweifeln aber, ob die Flucht in ein utopisches Frauenparadies der Vergangenheit die Forderung heutiger Frauen nach dem Ende der Frauendiskriminierung sinnvoll unterstützt, denn:

> "Bis heute ist das Matriarchat mit archäologischen Quellen weder zu beweisen noch zu widerlegen. Gegenteilige Aussagen sind unseriös" [375].

"Göttinnendämmerung" ist ein Buch von Frauen über Frauen in Frühzeit und Gegenwart, aber es ist trotzdem kein 'Frauenbuch'. In der Auseinandersetzung mit der von Laien betriebenen Matriarchatsforschung gelingt es den drei Wissenschaftlerinnen, kenntnisreich und anschaulich dem Leser die Methoden der modernen Urgeschichtsforschung nahezubringen. Ich habe viel aus diesem Buch gelernt.

Gisela Albrecht 49716 Meppen Buchenweg 16

Erwähnte Literatur:

Heinsohn, G. (1984): Privateigentum, Patriarchat, Geldwirtschaft; Frankfurt/M.
- ([2]1996): Wie alt ist das Menschengeschlecht?; Gräfelfing
- (1997): Die Erschaffung der Götter; Reinbek

Heinsohn, G./ Illig, H. ([2]1997): Wann lebten die Pharaonen?; Frankfurt

Heinsohn, G./ Steiger, O. ([6]1994): Die Vernichtung der weisen Frauen; München

Illig, H. (1988): Die veraltete Vorzeit; Frankfurt/M.
- (1992): Chronologie und Katastrophismus; Gräfelfing
- (1993): "Vom Ötzi und anderen Fälschungen. Zwei Buchbesprechungen zur Alt- und Jungsteinzeit"; V (2) 7

Das Blutrecht (die Blutrache) der archaisch-mythischen Stammesgesellschaft

Zum schriftkulturellen Staatsrecht

Günter Lüling

Das Recht des mythischen Zeitalters ist die Blutrache nach dem Grundsatz "Auge um Auge, Zahn um Zahn". Die Blutrache wird auch wissenschaftlich mit dem lat. Wort "Talio" (sprachl. unmittelbar verwandt mit dtsch. Teilung)" bezeichnet, und die Formel "Auge um Auge, Zahn um Zahn" (oder ähnlich) heißt die "Talionsformel". Dieses mythische Recht unter der Bezeichnung "Blutrache" und nach Maßgabe der Talionsformel "Leben um Leben, Auge um Auge, Zahn um Zahn" ist seit Bestehen des schriftkulturellen Großstaats und seines vorgeblich besseren Rechts denunziert und schließlich so grundsätzlich mißverstanden worden und wird heute noch so grundsätzlich mißverstanden, daß wir der Aufklärung des tatsächlichen Sachverhaltes einige gedankliche Bemühungen widmen müssen. Das Mißverständnis rührt zum einen aus dem Bemühen der Hochkultur, das mythische Recht ebenso zu denunzieren und zu verunglimpfen wie man die Religion des paganen (d.h. stammesgesellschaftlichen) mythischen Menschen der Vorzeit als magiebestimmtes Heidentum, Sexual- und Fruchtbarkeitskult und Aberglauben dämonisierte mit dem Ziel, sowohl diese Religion als auch sein Rechtswesen zu verdrängen und durch etwas Neues, vorgeblich Besseres, zu ersetzen. Von dieser Neigung zur entstellenden Verleumdung der Religion der Vorzeit ist schon das Alte Testament durch und durch geprägt, indem es die eigene altisraelitische Religion der eigenen stammesgesellschaftlichen Vorzeit verteufelt.

Zum anderen stammt dieses Mißverständnis von "Blutrache" mit ihrem Motto "Auge um Auge, Zahn um Zahn" aus der durch Jahrtausende gewachsenen Gewohnheit, alles, und so auch die Blutrache und das Motto "Auge um Auge", aus der Perspektive unseres hochkulturellen Koordinatensystems des Denkens zu betrachten und zu 'verstehen', dadurch aber tatsächlich total mißzuverstehen.[1]. Es gilt, diese Gewohnheit zu überwinden und das Recht der mythischen Stammesgesellschaft aus ihrer eigenen gesellschaftlichen Situation und ihrem eigenen andersartigen systematisch-logischen Denken heraus zu begreifen.

Wie penetrant verunglimpfend und entstellend die bisherige wissenschaftliche Darstellung der heidnischen Blutrache gewesen ist, lohnt sich an

einem Beispiel festzumachen, zumal es in hervorragender Weise in das wahre Wesen der Blutrache einführt:

In den Isländersagas aus der vorchristlich-heidnischen Wikingerzeit ist die Geschichte eines Blutrachefalles überliefert, der Generationen von Staatsrechts-, Religions- und Geschichtswissenschaftlern in ständiger Übernahme von einem Autor zum anderen als Beispiel dazu gedient hat, die Blutrache als etwas zutiefst Blutrünstiges zu deklarieren. Die beiden namentlich genannten Hauptpersonen dieser Blutrachegeschichte sind Thorstein der Weiße [Neckel 1-14] und Thorstein Thorfinnson der Schöne. Thorstein des Weißen Sohn war von Thorstein Thorfinnson dem Schönen erschlagen worden. Nach den weltweit gleichen Regeln des vorgeschichtlichen mythischen Blutracherechts kam es zur Wahl eines neutralen Schiedsrichters zwischen den in dieser Sache verfeindeten Parteien, dessen Spruch, da von beiden Parteien erwählt, dann von beiden Parteien akzeptiert zu werden pflegt. In diesem schiedsrichterlichen Schlichtungsversuch wird Thorstein der Weiße gefragt, ob er bereit sei, für seinen erschlagenen Sohn von der Gegenpartei das Wergeld anzunehmen. (Das Wergeld ist der Wertersatz für eine getötete Person in Geld oder Vieh, ein Preis, der nach landesüblichen Sätzen je nach Ansehen und Rang der getöteten Person und nach traditioneller Übereinkunft gewissermaßen tariflich festgelegt war, über dessen letztendliche Höhe aber auch verhandelt werden konnte.) Auf das Angebot des Wergeldes antwortet Thorstein der Weiße: "Ich will meinen Sohn nicht im Beutel tragen!"

Mit diesem markigen Satz ließ man in der Wissenschaft bislang die altisländische Blutrachegeschichte von Thorstein dem Weißen und Thorstein Thorfinnson dem Schönen enden, um dann diese Verweigerung der Annahme von Wergeld als typisches Beispiel für den Blutdurst der Blutrachegesellschaft hinzustellen [etwa Heusler 195 oder Weismann, 54f]. Erst neuerdings ist nun von H. Böttcher in seinem Artikel "Blutrache" in der Neubearbeitung des "Reallexikon der Germanischen Altertumskunde" [Bd. III, 95f]) klargestellt worden, daß diese bisherige "wissenschaftliche" Behandlung dieser Blutrachegeschichte, indem man sie nämlich mit der Ablehnung des Wergeldes enden läßt, eine kaum glaubliche Entstellung dieser Geschichte darstellt. Denn tatsächlich spricht Thorstein der Weiße nach seiner markigen Ablehnung des Wergelds weiter, indem er im Schiedsgericht einen anderen Vorschlag unterbreitet: Er bietet Thorstein Thorfinnson dem Schönen, dem Totschläger seines Sohnes, an "mit all seinen Sachen zu ihm

auf den Hof zu ziehen und an Sohnesstelle bei ihm zu bleiben, was Thorstein Thorfinnson dann auch tut" [Böttcher im Reallexikon... 96].

Diese Blutrachegeschichte, aber mehr noch die bisherige "wissenschaftliche" Behandlung dieser Blutrachegeschichte, zeigt das Wesentlichste der Blutrachegesellschaft, das man bisher zu verschweigen vorzog, nämlich daß die Blutrachegesellschaft in ihrem Kern ganz und gar von einer Liebe geprägt ist, wie sie uns dem Prinzip nach im Christentum an der Gestalt des Jesus von Nazareth vor Augen gestellt ist. Wir werden noch oft auf verschiedenste "christliche" Aspekte der archaisch-mythischen Blutrache- und Stammesgesellschaft zu sprechen kommen, die diesen Gedanken der "Christlichkeit" der Blutrachegesellschaft[2] in der verschiedensten Weise untermalen und unterstreichen und die andererseits unser Urteil stützen, daß das Christentum die "heidnischste" (paganste stammesgesellschaftlichste/ mythischste) Religion unter den drei Offenbarungsreligionen (Judentum, Christentum, Islam) ist. Es sei hier auch auf die zahlreichen Argumente von S.J. Curtiss hingewiesen, der schon 1903 auf die christlich anmutende Liebe als Kern der Blutrachegesellschaft hinweisen wollte,[3] aber bisher in der modernen Wissenschaft, - was Wunder! -, nicht ernst genommen wurde.[4]

Die altisländisch-heidnische Blutrachegeschichte von Thorstein dem Weißen und der Adoption Thorstein Thorfinnsons, des Totschlägers seines Sohnes, gibt uns gerade unter dem Gesichtspunkt der "Christlichkeit" der Blutrachegesellschaft Anlaß, über das Wort "Versöhnung" nachzudenken, denn es ist höchst wahrscheinlich, daß dieses Wort sich aus der blutrechtlichen Sitte des gegenseitigen Austausches von "Söhnen" zwischen verfeindeten Clanen oder Stammesgruppen herleitet. Man hat zwar versucht, das Wort "versöhnen" von "Sühne" herzuleiten, aber das Wort "Sühne" hat tatsächlich selbst keine eigene Etymologie [s. Kluge. Etymol.WB d. dtsch. Sprache, s.v.]. Es ist daher sicher besser, "sühnen (im Sinne von "opfern, büßen", nämlich "einen Sohn hingeben") von "versöhnen", d.h. von der Blutrache-Institution der gegenseitigen Geiselgabe bzw. -nahme oder der gegenseitigen Adoption von "Söhnen", herzuleiten.

Die Adoption des Thorstein Thorfinnson durch Thorstein den Weißen wäre demnach eine verbreitete uralte Blutrachesitte, der gemäß sich Thorstein der Weiße verhalten hat. Wir können hier nicht mit eigenen umfassenden Untersuchungen darlegen, daß diese gegenseitige Adoption zwischen verfeindeten Clanen oder Stämmen der Blutrachegesellschaft ein weltweiter Brauch gewesen ist, der es dann endgültig als gerechtfertigt erscheinen läßt,

das Wort "Versöhnung" von diesem uralten Friedensritus herzuleiten. Es sei hier nur mit einem Zitat aus Don Richardson [167] auf die Verbreitung dieses Ritus unter den Kopfjägerstämmen der Sawi von West-Irian (vormals Niederländisch-Neu Guinea) hingewiesen. (Auf die alteuropäische Kopfjägerei kommen wir noch eigens zu sprechen.) Don Richardson schreibt:

> "Biakadon und Mani wurden in die Männerhäuser ihrer Adoptivdörfer getragen und für eine Friedensfeier geschmückt. Es war das erste Mal, daß ich so viele Sawi zusammen sah, ohne daß auch nur einer eine Waffe trug. Wahrend die Kinder geschmückt wurden, steckten junge Männer sich Federn ins Haar, holten ihre Trommeln hervor und begannen zu tanzen. Es gelang mir, einen von ihnen beiseite zu nehmen. Ich hatte einige Fragen zu stellen. Der junge Mann hieß An. Er beschrieb mir begeistert, was passiert war: »Kaiyo hat Haenam seinen Sohn übergeben als tarop tim, als Friedenskind. Und Mahaen hat seinerseits uns ein tarop tim übergeben!« »Warum ist das notwendig?« fragte ich. »Tuan, du hast uns gedrängt Frieden zu schließen. Weißt du nicht, daß es unmöglich ist, Frieden zu halten ohne ein Friedens-Kind!«."

Es bleibt nun noch darzulegen, in welcher Weise das Motto "Auge um Auge, Zahn um Zahn" durch die Sicht aus der Perspektive unserer großstaatlichen Rechtskultur grundsätzlich mißverstanden wird. Mein detaillierter und schlüssiger Nachweis, daß das altisraelitische Passahopfer (Hinkeopfer) ganz so wie auch das heute noch geübte Passahopfer/Hinkeopfer *(ta'arqib)* der nordafrikanischen und zentralarabischen Beduinen ursprünglich und ganz eigentlich ein "Initiationsritus (ein Verschwörungsritus) zu Blutrache und Heiligem Krieg" ist [Lüling 1985, 112-130], hat je länger je mehr dazu geführt, daß mir von studierten Theologen die Frage gestellt worden ist:

> "Wie könnte es denkbar sein, das Christus, das Passahlamm Gottes, die Personifikation der Liebe bis zum Selbstopfer am Kreuz, mit der Blutrache in Verbindung gebracht, ja als das Vorbild des Bluträchers verstanden werden kann?"

Es sei an den Anfang der Hinweis gestellt, daß der jüdische Philosoph Ernst Bloch es liebte, seine deutschen, mehr oder weniger noch christlichen Studenten mit der Bemerkung zu schockieren, daß das im Christentum so hochgeschätzte messianische Wort [Hiob 19,25] "Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!", - in dem das Wort "Erlöser" aus christlicher Tradition messianisch verstanden, d.h. auf Christus bezogen wird - , eigentlich nach dem genauen

hebräischen Wortlaut zu übersetzen ist: "Ich weiß, daß mein Bluträcher [hebr. gô'êl] lebt!" Wie ist diese Identität von Christus/Messias (beide Wörter bedeuten "Gesalbter", und wir werden noch über die Bedeutung von Salbung = Maskierung im archaisch-mythischen Denken und Handeln viel aufzuklären haben) und Bluträcher zu denken? Wir kommen direkt darauf, wenn wir das Motto "Auge um Auge, Zahn um Zahn" nicht aus unserer hochkulturell-rechtlichen Perspektive, sondern aus der blutrechtlichen Perspektive der Stammesgesellschaft betrachten:

Unsere hochkulturell-großstaatlichen Gesellschaftsverhältnisse führen unweigerlich dazu zu denken, daß, wenn von "Auge um Auge, Zahn um Zahn" die Rede ist, folgende selbstverständlichen hochkulturellen Umstände herrschen: Mit der Feststellung der Schuld jemandes für den Verlust eines Auges eines anderen ist alsbald folgerichtig ein (hochkulturell-richterliches) Urteil gefällt, und diesem Urteil zufolge wird dann der Verursacher des Schadens zur ausgleichenden Bestrafung durch Vollzugsorgane des Staates arretiert und zur Strafe und Vergeltung seines Auges beraubt. In der mythischen Stammesgesellschaft gibt es jedoch weder ein staatsrichterliches Urteil noch staatliche Vollzugsorgane für die Vollstreckung eines Urteils mittels staatlichen Zugriffsrechtes auf jede Person der Gesellschaft. Die Blutrachesituation in der Stammesgesellschaft stellt sich vielmehr folgendermaßen dar:

Ein Mitglied eines Clans oder Stammes wurde vom Mitglied eines anderen Stammes oder Clans verletzt, so daß, um in unserem Beispiel zu bleiben, ein Auge verloren ging. In der stammesgesellschaftlichen Situation hilft nun kein staatsrichterliches Urteil und kein Polizist, Henker oder Gerichtsbüttel oder Soldat als Vollstreckungsorgane des Staates, die es grundsätzlich nicht gibt, wie es den Staat selbst gar nicht gibt. Hier hilft nur, daß der Verantwortlichste und d.h. zumeist der Stärkste und Vermögendste des Stammes oder Clans, also der Stammesfürst oder der Clanchef, zum Zwecke der Wiedergutmachung oder Vergeltung des Schadens des verletzten Stammesmitgliedes, - aber auch zur nachdrücklichen Abschreckung, daß sich eine solche oder noch schlimmere Verletzung seitens fremder Clans nicht in Zukunft wiederholt - ,zum Kampf mit dem verletzt habenden Stamme oder Clan bzw. zum Kampf mit seinem für ihn einstehenden Anführer antreten muß, wobei völlig offen bleibt, ob er in diesem Kampf den Schadensausgleich erreichen kann oder nicht vielmehr in diesem Kampf sein eigenes Leben verliert. Der Spruch "Auge um Auge" war also nie eine

Anleitung zu tatsächlichem, wörtlichem Ausgleich eines Schadens. "Auge um Auge" ist also nur der bildliche Ausdruck für das im Lebenskampf der Stämme unter sich unverzichtbare Ideal vollkommenster Gerechtigkeit, - d.h. die eindeutigste Ankündigung, daß man sich keinerlei Unrecht zufügen lasse - , welche vollkommenste Gerechtigkeit aber nur durch den vollen Einsatz des Lebens, durch ein virtuelles Selbstopfer in erster Linie des Stammes- oder Clanhauptes erstrebt und keineswegs selbstverständlich und sicher erreicht werden kann.[5] Damit trifft die Aussage Jesu über sich selbst in der Bibelstelle [Joh.evang. 10,12] "Ich bin der gute Hirte; der gute Hirte läßt sein Leben für die Schafe"[6] genau die Situation des Stammesfürsten, der im Lebenskampf seines Stammes für die Wiederherstellung des Rechtes eines seiner Schutzbefohlenen, - auch wenn dieser schutzbefohlene Stammesangehörige möglicherweise sogar eindeutig selbst durch Provokation an der Rechtsverletzung des Feindes und damit an dessen Rache schuldig war,[7] in der Regel selbst schuldlos sein Leben einsetzen und sehr oft geben muß, - im banalsten Falle wegen eines Zahnes![8] In diesen Sinnzusammenhang gehört das Opfer des unschuldigen Passahlammes als Gleichnis des sein Leben unschuldig opfernden Gesalbten/Messias/Christus/Bluträchers: Das geschlachtete Passahopfertier ist Symbol für den zur Blutrache (und damit potentiell zum Selbstopfer!) verpflichteten Stammesfürsten, der, selbst unschuldig, wie das unschuldige Passahlamm sein Leben für einen schuldigen Stammesgenossen in den Tod zu wagen hat.

Wenn wir also die großstaatliche Perspektive auf die Blutrache verlassen und sie aus ihrem eigensten blutrechtlich-stammesgesellschaftlichen Horizont betrachten, kommt eine christlich anmutende Liebe und Opferbereitschaft zum Vorschein. Andererseits wird nun sehr deutlich, daß die grausamen Praktiken der sogenannten "analogen Talio", daß z.B. einem Lügner die Zunge ausgeschnitten und einem Dieb die Hand abgehackt werden, Auswüchse despotischen Großstaatsrechtes sind, die dadurch entstanden sind, daß die mythische, nie Rechts***praxis*** meinende Talionsformel "Auge um Auge" der Blutrachegesellschaft in grausamer Übertreibung in das kodifizierte kasuistische Großstaatsrecht übernommen wurde, wie es seit dem ersten imperialistisch-großstaatlichen Gesetzteskodex des Hammurapi[9] - aber auch in Altgriechenland! - bis heute noch, und zwar besonders im Bereich des hochkulturellen weltimperialen Islam, ausgeübt wird.

Diese Grausamkeiten sind das Kennzeichen großstaatlich-despotischer Justiz. In der Stammesgesellschaft hat es solche Perversionen wie die

analoge Talio nie gegeben, weil es staatlich angestellte Richter und Vollzugsorgane für solches grausames Tun nie gegeben hat.

Übrigens ist es angebracht, die in der Bergpredigt [Matth.5,38ff] mitgeteilte Überhöhung der Talionsformel durch Jesus "Ihr habt gehört, daß da gesagt ist: »Auge um Auge, Zahn um Zahn«. Ich aber sage euch [...]" tatsächlich als eine Rückverweisung zum Geist der Liebe und Opferbereitschaft der blutrechtlichen Stammesgesellschaft einzuordnen, denn der "christliche" Geist der Liebe der ursprünglichen Blutrachegesellschaft war schon zu Zeiten Jesu infolge der großstaatlich-juristischen Umstände der jüdischen theokratischen Gesellschaft längst weitgehendst abhanden gekommen und das ursprüngliche "christliche" Wesen der altsemitischen/altisraelitischen Blutrache schon in jenes Mißverständnis und jene Vergessenheit geraten, die heute noch herrschen. Die Priester des hochkulturell-imperialistischen, monotheistisch-theokratischen Staates Israel konnten zu den Zeiten Jesu das "Auge um Auge, Zahn um Zahn" schon längst nicht mehr im Sinne des von Liebe bestimmten stammesrechtlichen Blutrachedenkens verstehen; sie verstanden es vielmehr längst als die selbstverständliche, wenn auch grausame hochkulturell-imperialistische Rechts***praxis,*** wie sie besonders in der hochkulturell-großstaatlichen analogen Talio zum Ausdruck kommt. Auch in diesem Punkte der Kritik Jesu in der Bergpredigt an der mangelnden Moral seiner pharisäischen Zeitgenossen ist die Absicht Jesu daher eigentlich die revolutionäre, seiner "hoch- und schriftkulturell verkommenen" Zeit entgegentretende Wiederherstellung der verloren gegangenen hohen Moral der archaisch-mythischen Blutrachegesellschaft längst vergangener und vergessener Zeiten.[10]

Wie sehr in der blutrechtlichen Stammesgesellschaft das mythische Recht, und d.h. das Prinzip der Blutrache, auf die bis zur Hingabe des eigenen Lebens bereite Liebe gestellt ist, - zum Ruhme des Bluträchers für die Nachwelt und zum Ruhme des großen, immer genauso großherzig und opferbereit gewesenen vorbildlichen Urahn (= des Stammesgottes), des "Gesalbten/Christos/Messias" des Stammes - zeigt auch der Umstand, daß die großen neutralen Schiedsrichter der Stammesgesellschaft, die in Sippen- und Stammesfehden zwischen den streitenden Parteien stehend von diesen Parteien erwählt werden und die dann durch das Herbeiführen eines Ausgleichs der Interessen Frieden zu stiften bemüht sind, daß diese "Richter" also in der Regel die Annahme eines ausgehandelten Vergleichs dadurch herbeiführen, daß sie aus ihrem, des Schiedsrichters, eigenem Vermögen

die Differenz beisteuern, die von der einen Seite gefordert, aber von der anderen Seite standhaft nicht zugestanden wird. Von den großen Richtern Israels schreibt der Alttestamentler Rudolf Smend [40], daß wir

> "von vorherigen charismatischen Taten nichts, wohl aber gelegentlich, wenn auch in anekdotischer Form einiges von großem Reichtum erfahren".

Diese Beobachtung gehört in diesen Zusammenhang, daß die "Richter" der Stammesgesellschaft insbesondere aufgrund ihres Reichtums gewählt werden, damit sie aus diesem ihrem Reichtum zur Friedensstiftung beitragen können und beitragen sollen.[11] Weder der Stammesfürst noch der Schiedsrichter hat im Ansehen und in der Anerkennung der Stammesgesellschaft Bestand, es sei denn sie beweisen stets und ständig durch ihr Opfer an Lebenskraft und/oder Vermögen, daß nur sie - und nicht besser andere Stammesmitglieder - der Stammesgemeinschaft als Fürsten und Schiedsrichter von entscheidendem Nutzen sind.

Wenn wir das Recht der Blutrachegesellschaft in dieser Weise aus seinem eigenen stammesgesellschaftlichen Horizont verstehen, ist im Vergleich zum hochkulturellen kasuistischen Recht seine höhere moralische Qualität unverkennbar. M.J.L. Hardy, ein UNO-Beamter, der in den 50er und 60er Jahren das Funktionieren des Blutrechts in Arabien studierte, kam zu dem Schluß, daß dieses beduinisch-arabische Blutrecht für unsere Zeit eine bedenkenswerte Angelegenheit ist, weil in diesen blutrechtlichen Prozessen wirkliche Versöhnung der Parteien, wirklicher Ausgleich der Interessen stattfindet und dabei nicht wie im Gefolge abendländischer Großstaatsjustiz "eine Karavane von Schuld und Strafe nachfolgt" [Hardy 102].

> "Die Gesellschaft des Mittleren Ostens tendiert immer noch dahin, die vom Staat verhängte Strafe als etwas Fremdartiges, von außen Auferlegtes anzusehen. Der wahre, vertrauenswürdige Schiedsspruch wird nach Auffassung des Volkes nach wie vor gemäß der alten Sitten gesprochen" [Hardy, 101].

Wir werden bei weiteren Untersuchungen immer wieder beiläufig auf "christliche" Aspekte der archaisch-mythischen Stammes- und d.h. der Blutrachegesellschaft zu sprechen kommen. Hier wollen wir dieses Thema mit dem Hinweis auf eine erstaunliche Aussage des großen Kirchenvaters und größten lateinischen Kirchenlehrers des christlichen Altertums, des

Heiligen Augustinus (354-430), schließen. Seine Aussage ist deshalb so erstaunlich, weil sie so ganz und gar nicht der in den atl. und ntl. Schriften und in der jüdischen und christlichen (wie auch der islamischen) Theologie üblichen ständigen Dämonisierung und Verteufelung der mythisch-magischen Religion der vor- und außerbiblischen Stammesgesellschaft entspricht. Augustinus schreibt in seinen *Recognitiones,* seinen im hohen Alter vorgenommenen "Überdenkungen" der von ihm während seiner verflossenen Lebenszeit geäußerten Ansichten:

> "Was heute Christentum genannt wird, hat es schon bei den Alten gegeben und hat nicht gefehlt seit Anbeginn des menschlichen Geschlechts, bis Christus Fleisch wurde. Seit dieser Zeit heißt die wahre Religion, die bereits vorhanden war, die christliche" [*Recogn.* 1,12,3].

Diese augustinische Beurteilung der Religion der archaisch-mythischen Stammes- und Blutrachegesellschaft sieht zweifellos die vorgeschichtlichen Verhältnisse unvoreingenommen und richtig. Diese Sicht wird ja auch ganz generell dadurch bestätigt, daß die messianische Idee, die Vorstellung eines unschuldig sterbenden und wiederauferstehenden Erlösers seines Volkes, in vielen Variationen weltweit verbreitet ist. Man beachte dazu auch unsere im Rahmen des Themas "religiös motiviertes Töten" erfolgende Behandlung des altpflanzerkulturellen "Mythus von der getöteten Gottheit". Diese weltweite Verbreitung der messianischen Idee läßt sich nur so erklären, daß in sehr früher vorgeschichtlicher Zeit, und d.h. zugleich: in der frühen blutrechtlichen Stammesgesellschaft, diese messianische Idee weltweit ein Allgemeingut war - was ja auch nicht verwunderlich ist, weil, wie wir gezeigt haben, die vorbildliche Idee des bluträchenden, schuldlos sein Leben für den Schutz der Seinen hingebenden Erlösers von Not grundsätzlich an jedem Stammesfürsten oder Clanchef haftet, also grundsätzlich in jeder Stammesgesellschaft zu Hause sein muß.

Anmerkungen

1 So schon Francisco Benet [1965, 211]. Eine dementsprechende grundsätzliche Änderung der Betrachtungsweise vor- und frühgeschichtlicher Kulturen und Sprachen seitens der europazentrischen Wissenschaften ist noch nicht eingetreten.

2 Zu den frühchristlichen Bemühungen, das Rechtswesen der Blutrache im Christentum aufrechtzuerhalten und als christlich zu akzeptieren siehe C. Schneider [1954, I, 592 mit Anm. 2.] Weitere Literaturangaben zu diesem Thema in

meinem Metall-Aufsatz [Lüling 1985, 101-113].

3 Zum religiösen Charakter der Blutrache siehe auch Henri Lammens, Le caractère Religieux du "thar" ou vendetta chez les Arabes Préislamiques, in Lammens 1928, 181-236.

4 So berichtet Curtiss [1903, 48]: Man kann beobachten wie die Mutter, wenn sie den bei ihr Schutz suchenden Mörder ihres eigenen Sohnes vor dem Bluträcher schützt, die Mutterliebe dem höheren Gesetz der Gastlichkeit opfert, oder wie man über die Versöhnung zwischen Bluträcher und Mörder jubelt. Siehe auch seine Ausführungen über "Versöhnungsopfer" S. 246ff und 250ff, ferner allgemein über Blutrache S. 9, 48, 53f, 137 und über den Bluträcher S. 54f und 246ff.

5 Tatsächlich stammt die Talionsformel aus dem Ritus und Sinnzusammenhang des in mythischer Zeit weltweit verbreiteten Zerstückelungsopfer-Ritus = Passahritus.

6 Im Arabischen heißt die "Stammesgemeinschaft" noch heute wörtlich "die (vom Hirten/Stammesoberhaupt gehütete) Herde".

7 Stammesmitglieder, die durch außergewöhnliches bis abartiges oder durch immer wieder wiederholtes Fehlverhalten den Stamm in Gefahr bringen, werden entweder aus dem Stammesverband ausgestoßen [u.a. Reinert 1963, 39, 44f] oder sie werden vom Ältestenrat oder auch dem Stammesfürsten zum Tode verurteilt und getötet [u.a. Dresch 60].

8 Weilhausen [226] schreibt: "Er muß beistehn, ob sie nun Recht oder Unrecht haben; er muß ausessen, was sie eingebrockt haben, und die Sache führen, von der er abgeraten."

9 § 196: Wenn ein Bürger ein Auge eines anderen Bürgers zerstört, so sollen sie ihm ein Auge zerstören. § 197: Wenn er einen Knochen eines Bürgers bricht, so sollen sie ihm einen Knochen zerbrechen, und so fort. Siehe dazu Hans-Winfried Jüngling [1-38; spez. 8].

10 Auch des Religionsstifters des Islam, des Propheten Muhammad, ursprüngliche Intention war es, die ursemitische Religion der Stammesgesellschaft wiederherzustellen. Diese Intention wurde von der entstehenden Orthodoxie des Islam vereitelt und in ihr Gegenteil verkehrt, wie überhaupt die Person des Propheten von den Theologen des entstehenden Islam geschichtsfälschend völlig entstellt wurde [Lüling 1981, Kap. III.B (257-303]: "Die koranische Formel »Ismael und die

Stämme« als Programm: Rückkehr zur paganen Religion zentralarabischen Nomadentums".

11 Zur Übernahme von Schuldzahlungen durch den gewählten unparteiischen Schiedsrichter in der altarabischen Gesellschaft siehe Werner Reinert [1963, 43 mit Anm. 427].

Literatur

Curtiss, S.J. (1903): *Ursemitische Religion im Volksleben des heutigen Orients;* Leipzig

Dresch, Paul (1989): *Tribes Government and History in Yemen;* Oxford

Hardy, M.J.L. (1963): *Blood Feuds and the Payment of Blood Money in the Middle East;* Leiden

Heusler, Andreas (1911): *Das Strafrecht der Isländer Sagas;* Leipzig

Jüngling, Hans-Winfried S.J. (1984): "Auge für Auge. Zahn für Zahn". Bemerkungen zu Sinn und Geltung der atl. Talionsformel; in *Theologie und Philosophie* 59, 1-34

Lammens, Henry (1928): L'Arabie Occidentale avant l'Hégire; Beyrouth

Lüling, Günter (1981): *Die Wiederentdeckung des Propheten Muhammad* Eine Kritik am christlichen Abendland; Erlangen

- (1985): *Sprache und archaisches Denken.* Neun Aufsätze zur Geistes- und Religionsgeschichte; Erlangen

Neckel, G. (Übers. 1934): "Die Erzählung von Thorstein dem Weißen"; in: *Sieben Geschichten von den Ostlandfamilien* (= Thule); Jena 1934

Reallexikon der Germanischen Altertumskunde (1973ff, begründet von Johannes Hoops; Berlin

Polanyi, Karl et al. (Hg. 1957): *Trade and Market in the Early Empires;* New York

Reinert, Werner (1963): "Das Recht in der Altarabischen Poesie"; Diss., Köln

Richardson, Don (1979): *Friedens-Kind;* Bad Liebenzell (TB-Ausgabe)

Schneider, Carl (1954): *Geistesgeschichte des antiken Christentums.* 2 Bde; München

Smend, Rudolf ([2]1966): *Jahwekrieg und Stämmebund;* Göttingen

Weismann, Jakob (1913): *Talion und öffentliche Strafe im Mosaischen Rechte.* Bd. I; Leipzig

Wellhausen, Julius ([2]1927): *Reste arabischen Heidentums;* Berlin · Leipzig

Günter Lüling 91052 Erlangen Liebigstr. 8

(Der Text wurde von Angelika Müller ausgewählt und herausgegeben.)

Archäologie contra antike Schriftlichkeit

Eine Antwort auf Franz Kloppenburgs These

Gisela Albrecht

Im letzten Heft hat Franz Kloppenburg [= FK; 1/99, 73ff] versucht, allein durch die Interpretation ausgewählter Textstellen aus Velleius Paterculus (nach 30 ?), Tacitus "annales" (um 116) und Cassius Dio (um 220), den Ort der Varusschlacht zu bestimmen (Datierungen nach KlPauly). Da die Werke in einem Zeitraum von vermutlich 180 bis 200 Jahren entstanden sind, erscheint eine "gleichzeitige Interpretation" [FK 73] ohne Bezug auf den historischen Kontext nicht unproblematisch.

Betrachtet man die zitierten Aussagen der drei Historiographen zum Ort der Niederlage, so zeigt sich, daß der Zeitzeuge Velleius, Offizier unter Tiberius, keine geographischen Angaben bringt. Tacitus bestimmt den "saltus Teutoburgiensis" so ungenau, daß seit Philipp Melanchthons Lokalisierungsvorschlag 1558/60 -"zwischen Ems und Lippe"- [Kühlborn 1995, 23] mittlerweile über 700 Versuche vorliegen, die Schlacht im Bereich des Teutoburger Waldes zu orten [Wiegels 1993, 232]. Nur Cassius Dio bietet eine anschauliche, dramatische Schilderung des Kampfes. Es erscheint bemerkenswert, daß gerade der jüngste Autor, der ca. 200 Jahre nach dem Ereignis schrieb, deutlich mehr Details kennt als seine Vorgänger.

Allerdings handelt es sich nicht um nachprüfbare Fakten, denn wie Velleius und Tacitus verwendet Dio literarische Klischees, topoi, die seit Caesars Germanenexkurs [*Bell.Gall.* VI,21ff] in der römischen Geschichtsschreibung das Bild vom wilden Germanien prägen: Berge, Schluchten, endlose Wälder, Sümpfe und ein unwirtliches Klima [dazu Callies 1995, 178]. Geographische Angaben lassen sich aus solchen literarischen 'Gemeinplätzen' nicht entnehmen. Wie unzuverlässig die Mitteilungen des Cassius Dio sein können, zeigt sein Bericht über Städte in der Germania Magna in augusteischer Zeit [FK 73f]. Es gab im ersten Jahrzehnt des +1. Jhs. dort nachweislich keine Städte [Wiegels 1993, 256f], in denen römische Soldaten einquartiert werden konnten, deshalb ist auch der Vergleich mit Judäa [FK 74] wenig hilfreich. Cassius Dio überträgt Verhältnisse des +3. Jhs. völlig unhistorisch auf die Zeit des Augustus.

Die These, nicht die Varusschlacht des Jahres 9, sondern ein Nachhutgefecht des Germanicuszuges im Jahre 16 habe bei Kalkriese stattgefunden

[FK 78f], wird in der Literatur diskutiert und verworfen, weil der archäologische (numismatische) Befund damit unvereinbar ist [Berger 1993, 230]. Nicht nur die Kupferasse mit dem Gegenstempel "VAR" stützen die Kalkriese-Theorie (der Gegenstempel konnte nur während der Statthalterschaft des Varus zwischen den Jahren 7 und 9 geprägt werden), sondern die Tatsache, daß die ab dem Jahr 10 geprägten Kupfermünzen und die ab 13 beginnenden Gold/Silberprägungen in Kalkriese bislang fehlen. "Keine römische Münze aus Kalkriese wurde später als 9 n. Chr. ausgegeben" [ebd]. Das schließt einen Zusammenhang mit dem Feldzug des Germanicus 14 bis 16 aus. Die Lippelager Anreppen und Haltern weisen den gleichen Münzbefund auf, denn sie wurden nach der Niederlage des Varus aufgegeben [Berger 1995, 164ff].

Die beiden längeren Zitate aus Cassius Dio [FK 76f] und Tacitus [FK 79] zeigen sehr schön die Absicht römischer Geschichtsschreibung: Man wollte nicht vorrangig die Vergangenheit erforschen, sondern den Leser unterhalten mit spannenden, gefühlsbetonten Bildern aus der römischen Geschichte. Wie van Wickevoort Crommelin [1995, 39f] nachweist, gibt es topoi im literarischen Umgang mit gefallenen Feldherren; Anrufungen und Erscheinungen gehören dazu.

Aber hat Tacitus sich nicht in der Lokalität geirrt, wenn er Varus selbst im Teutoburger Wald untergehen, aber den Geist des Feldherrn dem Caecina bei Kalkriese erscheinen läßt?

Das Hinweisschild "Varusschlacht" an der B 218 zwischen Bramsche und Osnabrück in Höhe Kalkriese mag verfrüht aufgestellt sein, aber die dort ergrabenen Funde sind aussagekräftiger als die schriftlichen antiken Quellen.

Benutzte Literatur

Berger, Frank (1993): "Das Geld der römischen Soldaten"; in Schlüter (Hg.) 211ff

- (1995):" Die römischen Fundmünzen"; in Kühlborn (Hg.) 164ff

Caesar, C.Julius (1967): *Commentarii Belli Gallici;* Frankfurt/Main

Callies, Horst (1995): "Bemerkungen zu Aussagen und Aussagehaltung antiker Quellen und neuerer Literatur zur Varusschlacht und ihrer Lokalisierung"; in Wiegels/Woesler (Hg.) 175ff

Der Kleine Pauly (1979); München

Franzius, Georgia (Hg., 1995): *Aspekte römisch-germanischer Beziehungen in der Frühen Kaiserzeit;* Espelkamp

Kloppenburg, Franz (1999): "Quousque tandem... Wie lange noch verschließt man sich der eindeutigen Quellenlage für die Festlegung des Ortes der Varusniederlage?"; in *ZS* XI (1) 73

Kühlborn, Johann-Sebastian (Hg., 1995): *Germaniam pacavi - Germanien habe ich befriedet;* Münster

Schlüter, Wolfgang (Hg., 1993): *Kalkriese - Römer im Osnabrücker Land;* Bramsche

Wickevoort Crommelin, Bernard R. van (1995): "Quintili Vare, legiones redde!"; in Franzius (Hg.) 1ff

Wiegels, Rainer (1993): "Rom und Germanien in augusteischer und frühtiberischer Zeit"; in Schlüter (Hg.) 231ff

Wiegels, Rainer/ Woesler, Winfried (Hg., 1995): *Arminius und die Varusschlacht.* Geschichte - Mythos - Literatur; Paderborn

Gisela Albrecht 49716 Meppen Buchenweg 16

*

Redaktioneller Hinweis

Laut einem Zeitungsbericht im *Generalanzeiger Stadthagen* vom 13.3.99 haben die Archäologen in Kalkriese einen Fund gemacht, der die Überschrift provozierte: "Die Varusschlacht fand doch im Teutoburger Wald statt". Denn nach ihrer Restaurierung zeigt eine Schwertscheide die Zahl "I" für Legion I. Unter Varus gingen (+9) die Legionen XVII, XVIII und XIX in den Untergang, während die Legion I erst unter Caecina (+15) kämpfte. Laut dem Stadthäger Hobbyarchäologen Rolf Bökemeier, der in diesem Zeitungsbericht als Vertreter der Gleichungen 'Varus = Teutoburger Wald' und 'Caecina = Kalkriese' vorgestellt wird, habe man in Kalkriese auch 127 Gold- und Silbermünzen aus den Jahren 14 bis 16 gefunden, also aus Zeiten *nach* Varus. Die Richtigkeit der widersprüchlichen Aussagen über die Münzfunde in Kalkriese wird sich prüfen lassen — und so werden die Archäologen hoffentlich bald zu einer aussagekräftigen, eindeutigen Antwort finden.

"Laßt diesen Gedanken nicht in die Köpfe der Jugend!"

- oder Beobachtungen vom 8. Symposium des Mediävistenverbandes: "Karl der Große und das Erbe der Kulturen", 15.-18. März 1999 an der Universität Leipzig - speziell zum Thema: "'Karl der Fiktive, genannt Karl der Große'. Zur Diskussion um die Eliminierung der Jahre 614 bis 911 aus der Geschichte"

Hans-Ulrich Niemitz

Da saßen sie nun, die Mediävisten. Gerade hatte ihnen Frau PD Dr. Amalie Fößel ihre Sicht "Zur Diskussion um die Eliminierung der Jahre 614 bis 911 aus der Geschichte" dargestellt. Sie war wacker gegen die These der drei zu eliminierenden Jahrhunderte zu Felde gezogen - und das mit Argumenten bzw. Vorwürfen, die Lesern dieser Zeitschrift bis zum Ermüden bekannt sein dürften: Illig arbeite mit mißverstandenen Zitaten, reiße diese aus dem Kontext, wähle subjektiv seine Themen aus, berücksichtige nicht den Stand der Forschungsdiskussion, benutze nur Sekundärliteratur, verkenne, daß Karolingerbauten Holzkonstruktionen waren und damit heute verrottet sind, argumentiere in simplen Strickmuster — und außerdem haben Herr Schieffer und Herr Bergmann diese These sowieso schon längst widerlegt usw. usf.

Aber das bewegte die Damen und Herren nicht wirklich. Das eigentliche Problem im Umgang mit der These der nicht existenten Jahrhunderte ist nämlich - so Frau Fößel -, daß diese These bedenklicherweise bei den Studenten "eine plötzlich ganz große Lesebereitschaft weckt". Und diese These stoße auch bei Geschichtslehrern, die es eigentlich besser wissen sollten, auf offene Ohren. (Wie das Internet hergab, hatte Frau Fößel schon am 20. Oktober 1998 an der Universität Bayreuth im Rahmen des Kontaktstudiums für Geschichtslehrer an Gymnasien drei Stunden lang Lehrern vorgetragen und mit ihnen diskutiert.) So sei doch tatsächlich eine gewisse Verunsicherung eingetreten. Und genauso verunsichert verlief die Diskussion.

Einer der ersten Diskutanten warf Illig falsche Denkweisen vor. Wenn irgendwo ein Fehler auftauche, schlußfolgere Illig: Alles ist falsch; und wenn er eine kritische Aussage über eine historische Person finde, schlußfolgere er: Diese Person gab es nicht. Das sei eine Denkweise, die man bei

Kindern finde; solchen Schlußfolgerungen sei mit Logik nicht beizukommen - das hätte ja auch schon Goethe gesagt: "Wer von Absurdem Rechenschaft ablegen will, gerät immer ins Gedränge". (Mich als Berichterstatter bewegt die Frage: Wie war das mit des Kaisers neuen Kleidern, deren logische Existenz auch nur ein Kindermund widerlegen konnte?). Illig habe, so sagte ein anderer, seine Arbeit eben literarisch und damit so widersinnig angelegt, daß sie "widerlegungsresistent" sei.

Einer warnte davor, überhaupt das Bild, das die These der zu eliminierenden drei Jahrhunderte male, in die Köpfe der Jugend zu lassen. Denn hätten sie das erst einmal verinnerlicht, dann würden sie das nie wieder aus ihren Hinterköpfen herausbekommen, auch später als erwachsene Wissenschaftler nicht. Andere fragten: Warum hat das Buch von Illig solch einen Erfolg? Nicht nur kommerziell (die meisten sahen Illig infolge seines "Bestsellers" wohl als Millionär - unbedarft urteilend), sondern gerade auch bei der Jugend. Es nerve eben, wie Frau Fößel und andere eingestanden, wenn bei jedem Mittelaltervortrag oder in ihren Seminaren Studenten - "und nicht die Schlechtesten!" - und auch andere Personen fragten, was die Referenten denn nun bitte von der These der drei nicht existenten Jahrhunderte hielten.

Andere fragten, was falsch laufe in der Mediävistik. Sei es der gestörte Umgang der Fachhistoriker mit der Öffentlichkeit und den Medien? Zum ersten packe einen schon der Zorn, wenn der *Spiegel* dieses 8. Symposium des Mediävistenverbandes erst nach der Darstellung der Illigschen These nenne. Zum zweiten packe einen aber auch der Zorn, wenn man sehe, wie Historiker "namedropping" betrieben und es zuließen, sich in fragwürdigen "historischen Sendungen" nur mit Halbsätzen zitieren zu lassen.

Oder sei es doch nur ein gewisses methodisches Unbehagen, das Illigs These zum Erfolg verhelfe? Oder sei es Heribert Illigs Raffinesse? Er zitiere einfach bekannte Autoren, und das Vertrauen, das man denen entgegenbringe, färbe auf Illig ab? Müssen sich nun die Historiker hüten und ihre Formulierungen genau wählen - insbesondere ihre Schlußpointen am Ende ihrer wissenschaftlichen Ausführungen, die so gerne zitiert würden? Oder sei das ganze generell ein Problem der Sekundärliteratur, die immer Gefahr laufe, mit (zu) unscharfen Begriffen zu falschen Schlußfolgerungen Anlaß zu geben? Oder liege es an den heutigen unsicheren politischen Verhältnisse, die man wieder stabilisieren müsse? Die jetzige Zeit müsse es ja mit sich bringen, daß Wahrheiten nicht mehr anerkannt, Unwahrheiten dagegen

sehr wohl als wahr anerkannt würden. Oder sei es - oh Schreck - vielleicht doch die Quellenarmut dieser Zeit, wegen der eine Rekonstruktion der Wirklichkeit einfach nicht möglich wäre? Deshalb nämlich könnten diese leeren Zeiten als Projektionsflächen für die Darstellung idealer Zustände dienen, und spätere Jahrhunderte können dann als Verfallsprodukte dieser Ideale dargestellt werden. (Ob der Fragende wohl gemerkt hat, daß er das Vorgehen der Fans von Karl dem Großen genau beschrieben hat?).

Es meldete sich ein Mann aus Chicago. Er hatte von dieser These erstmals zwei Tage zuvor gehört. Er wollte nun wissen, woher dieser Mann Illig käme und worauf er mit seiner These ziele. Wenn man nämlich einen Mann und seine Ansichten kenne, dann wisse man auch die Geschichte, die er erzähle. Er kenne das von den "Holocaustverneinern" in den USA. "Diese These ist nicht neutral!" rief er aus. "Sie hat offensichtlich sehr weitreichende mögliche Auswirkungen, die auf ihre Weise genauso schädlich sein können, wie die, die den Holocaust verneint." Als Jude beschäftige ihn das natürlich sehr.

Nun: Wer sollte ihm diese Frage "Was für ein Mann ist Illig?" beantworten? Wer im Saal kannte ihn schon persönlich? Frau Fößel wußte zu berichten, daß er einen Eigenverlag für seine These gegründet habe. "Wie die Holocaustverneiner!" ergänzte der Mann aus Chicago. Und Illig gehe - so Frau Fößel - mit seiner Arbeit über das Mittelalter hinaus und stürze sich mit einem Kreis Gleichgesinnter auf alle Zeiten und Räume, die quellenarm sind, um dort Zeiten zu eliminieren. Der Mann hakte dann noch einmal nach: Hat Illig eine politische Ausrichtung oder nicht?

Den Berichterstatter hielt es nun nicht mehr, nur zu schweigen und zu protokollieren. Er wies darauf hin, daß der ihm sehr wohl bekannte Heribert Illig keine politischen Absichten verfolge, sondern wissenschaftlich arbeite - vielleicht sogar konservativer als die hier Versammelten. Und er wies darauf hin, daß es unzulässig sei, nur weil hier und da etwas geleugnet (Holocaust) bzw. in seiner Existenz bestritten wird (drei Jahrhunderte), gleiche politische Absichten oder - bezogen auf die Zeitkürzungsthese - überhaupt politische Absichten dahinter sehen zu müssen. Und er wies die anwesenden Historiker darauf hin, daß es ihre von der Gesellschaft, also vom Steuerzahler finanzierte Aufgabe sei, Sekundärliteratur zu erzeugen, die andere vertrauensvoll benutzen dürften bzw. ja auch sollten. Sekundärliteratur zu benutzen sei auch in ihrer Arbeit selbstverständliches Tun. Und wenn sich hier andeute, daß sie die Benutzung von Sekundärliteratur ein-

schränken lassen wollten, dann sollten sie sich genau überlegen, was sie da eigentlich sagten.

Und dann kam, was kommen mußte - es war wie im Film. Ein junger, schüchterner Student fragte, warum man diesen Herrn Illig eigentlich nicht eingeladen habe? Das würde ihn sehr interessieren. Es sei doch sehr einfach, über jemanden den Stab zu brechen, der gar nicht anwesend sei und sich auch nicht wehren könne. Nach einem Mittelding von Stille und Stimmengewirr kam die Antwort: Man wolle hier nicht von der Person sprechen, sondern über deren Veröffentlichungen. Die Person ginge sie hier nichts an... - nachdem man so lange über die Person und ihre Motive geredet hatte, bis die knappe Diskussionszeit abgelaufen war. Vorsichtigerweise war der Vortrag von Frau Fößel als letzter vor dem abschließenden Hauptvortrag des Symposiums angesetzt worden, so daß eine Diskussion zum Zeitkürzungsthema den Kongreß nicht überschatten konnte.

So sind es zwei Dinge, die uns dieses Treffen lehren kann. Erstens die Verunsicherung der Mittelalterhistoriker. Sie bekommen diese These oder diesen Gedanken bzw. diese Art der Fragestellung nicht mehr aus der Welt - und verstehen nicht warum. Den Fehler suchen sie nicht bei sich, sondern bei den Umständen. Zweitens verblüfft die Aussage, daß über eine wissenschaftliche These befunden wird, sie sei böse, d.h. die These sei nicht neutral. Bei allem Streit um Wissenschaftstheorie: Ob eine Chronologie stimmt oder nicht, ist eine Frage von richtig oder falsch, nicht von gut und böse. Bei allem Verständnis: Wenn jemand daher kommt und glaubt, Geschichtsschreibung müsse neutral sein (in welchem Spannungsfeld denn bitte?), dann sind wir sofort wieder bei dem, dem wir glaubten, entkommen zu sein: Inquisition, Gedankenpolizei, wissenschaftlich verbrämte Unwissenschaftlichkeit. So kann eine Auseinandersetzung um ein mittelalterliches Thema doch ganz Aktuelles lehren.

Prof. Dr. Hans-Ulrich Niemitz HTWK Leipzig AT / Studium generale
04251 Leipzig Postfach 300 066

Zwischen Karlsgraben, Leipzig und Untersberg

Die Mediävisten quälen sich 'offiziell' mit der Phantomzeit

Heribert Illig

Was sich kurz vor Redaktionsschluß von Bulletin 1-99 angekündigt hatte, ist Realität geworden: Die breite Öffentlichkeit wurde 'staatstragend' in Gestalt eines SPIEGEL-Artikels vom erfundenen Mittelalter in Kenntnis gesetzt, ergänzt um den Hinweis, daß sich auch die Mediävisten damit beschäftigen würden. Dies geschah in Leipzig beim 8. Mediävisten-Symposium, auf dem PD Dr. Amalie Fößel über diese These ein Referat hielt (Vortrag und vor allem die anschließende Diskussion hat Prof. Hans-Ulrich Niemitz für uns verfolgt; s.S. 231). Sechs Wochen später gab die FRANKFURTER ALLGEMEINE ihren Kommentar zur Phantomzeitdebatte.

Der SPIEGEL-Artikel von Matthias Schulz ist bereits als solcher ein schriftgewordener Ausdruck all der Probleme, die sich bei einem grundlegenden Umdenken ergeben. Wer ihn las, hatte den Eindruck einer schwachen, in sich widersprüchlichen journalistischen Leistung: Zunächst stirbt Karl d. Gr. sehr naturalistisch in den obligaten Bärenfellen; dann wird über die anstehenden Gedenkfeiern für den "Patriarch des Kontinents" berichtet. Für die Paderborner Ausstellung werden offenbar lauter Karlsdevotionalien bereitgestellt, die ihm niemals zugehörten. Daraus leitet sich eine ganze 'Latte' von Zweifeln am großen Kaiser ab, die damit kulminiert, daß die These seiner Fiktionalisierung genannt wird.

> "Illig sei zwar ein Spinner, dennoch, gibt der Bonner Historiker Matthias Becher zu, 'hat der Querkopf auch anregend gewirkt'" [Schulz 276].

So habe man in der Zunft verstanden, daß sehr vieles von Karls Plänen "utopischer Entwurf" blieb. "Neue Grabungen belegen diese Einschätzung", was mit Befunden aus Ingelheim und Paderborn untermauert wird.

Nun ist der aufmerksame Leser gespannt, wie es weiter geht: Muß Kaiser Karl auf immer absitzen oder bestätigt die Paderborner Ausstellung seine irdische Existenz? Der Artikel aber verliert genau hier völlig seine Linie, indem er nun das soeben noch grundsätzlich bezweifelte Leben und Treiben Karls so naturgetreu wie nur möglich schildert — bis hin zum "Magenknurren im Reich". Die farbenfrohe, mit zweifelhaften Geschehnissen angereicherte Schilderung endigt beim zerborstenen Proserpina-Sarko-

phag, der für Paderborn restauriert wird, um für Karls Begräbnis zu bürgen. Auch der Haupttitel entspricht zwar SPIEGEL-Stil, aber nicht SPIEGEL-Niveau:

> "**Weltherrscher im Klappstuhl**. 'Leuchtturm Europas', 'neuer Augustus', 'Heiliger' - mythisch überladen wie eine messianische Gestalt steht Karl der Große am Beginn des christlichen Abendlandes. Im Jahr 800 wurde er gekrönt, jetzt rüsten Europas Museumsmacher zur Großgedenkfeier".

Irgendetwas scheint mit diesem Auftakt für die nächsten 20 Karlsjubelmonate, bis hin zum weihnachtlichen Krönungsfest 800/2000, falsch gelaufen zu sein. Ein Blick ins SPIEGEL-Inhaltsverzeichnis bringt ein Indiz, mit dem sich vielleicht rekonstruieren läßt, was in der Redaktion an der Hamburger Brandtswiete abgelaufen ist. Der dort genannte Titel und Untertitel klingt nämlich durchaus anders:

> "**Zweifel an Kaiser Karl**. Pathos, Propaganda und viel Zwielicht umgeben Karl den Großen, der sich vor 1200 ein Riesenimperium erstritt. Ausstellungen in fünf Städten sind dem Monarchen gewidmet, an dessen Mythos nun auch die Archäologen kratzen".

Diese Überschrift hätte viel besser gepaßt und läßt darauf schließen, daß die "Zweifel an Karl" ursprünglich als Kernaussage gedacht waren. In diesem Falle hätte der Artikel erst über das Leben und Sterben von Karl berichtet, dann über die Ausstellungen, um von den hier auftretenden Zweifeln zu den viel weiterreichenden zur Person Karls überzuleiten. So hätte der Artikel nicht nur die nun fehlende Stringenz besessen, sondern auch erhebliche Sprengkraft, weil er den Leser mit massiven Zweifel entlassen hätte.

Das war der doch weniger mittelalterlichen als gegenwärtigen Redaktionskonferenz zu diesem Zeitpunkt wohl zu heiß und zu brisant. Um keine Mediävisten-Demos mit Hellebarden und Morgensternen vor den Redaktionstüren zu erleben und um keine Besucher von Paderborn, Barcelona, Breschia, Split und York fernzuhalten, schnitt sie den Artikel quer durch und stellte die Zweifel nach vorne, auf daß sie durch die nun folgende Karlsvita - bis hin zu Karls Umhang, Unterhose und Beinlingen - gedämpft würden. Konsequenterweise wurde auch der Titel von jeder Aussage und damit von den drängenden Zweifeln befreit - nur im Inhaltsverzeichnis blieb versehentlich der Urtext erhalten. Auch ein Spiegel besteht aus mehreren Schichten.

Und trotzdem waren die Mediävisten vergrätzt, auch hier nur im Schlepptau einer "abstrusen These" genannt zu werden [s. Niemitz, S. 232]. Frau Dr. Fößel hatte nun in Leipzig den Part übernommen, die These gewissermaßen 'offiziell' den versammelten Mediävisten vorzutragen (anwesend war rund die Hälfte der ca. 200 Symposiumsteilnehmer). Gemäß dem Gedächtnisprotokoll von Niemitz (das Referat wird erst im September gedruckt vorliegen), stellte sie die These objektiv vor, dann rügte sie 'originellerweise' wie etliche ihrer Vorläufer meine Zitationstechnik, ohne auch nur ein Beispiel für sinnentstellende Zitation zu geben - wie ihre Vorläufer [vgl. etwa Illig 1997, 663]. Sie bemängelte meinen ausschließlichen Gebrauch der Sekundärliteratur, sah es aber nicht als ihre Aufgabe an, mich zu widerlegen, weil das Prof. Schieffer in seiner Buchrezension und die Antwortenden der *"Ethik und Sozialwissenschaften"*-Studie bereits geleistet hätten.

Meine Methode schilderte sie anhand des Karlsgrabens. Auch hier würde ich nicht den *Reichsannalen* Glauben schenken, sondern Aussagen der Archäologen. So habe ich auf mehrere Veröffentlichungen des Archäologen Robert Koch zurückgegriffen, der die Einzelbefunde aus dem Grabengebiet und seiner weiteren Umgebung darstellt. Mangels karolingischer Funde aus der direkten Grabenumgebung hätte ich geschlossen, daß der Bau ins hohe Mittelalter umzudatieren sei. Dieser Schluß sei aber nicht zulässig, weil die einzige Ausgrabung schon vor 89 Jahren stattgefunden habe und wegen des Grundwassers nicht zum Ziele gekommen sei. Insofern könne die Archäologie zwar die schriftlichen Quellen *bestätigen,* aber keine eigene Datierung vorlegen. Immerhin spräche die mündliche Überlieferung im Zusammenhang mit dem Graben immer nur von Karl d. Gr.

Darauf läßt sich antworten. Offensichtlich habe ich die zum Thema verfügbaren archäologischen Quellen ausgeschöpft und sowohl Grabungs- wie Streufunde berücksichtigt. Daß die Mediävisten seitdem keinen weiteren Grabungsbedarf sehen, ist nicht von mir zu vertreten. Daß aber die von Koch aufgelisteten Streufunde eine klare Sprache sprechen, kann nicht übergangen werden. In meiner einschlägigen Buchpassage [1996a, 108f] wird darauf hingewiesen, daß laut Koch nur ein einziger Gegenstand "aus der näheren Umgebung" (und auch der in allemal 1 km Entfernung vom Graben geborgen) frühmittelalterlich ist und schon bislang "ab 550" datiert wird. Es wurde auch darauf hingewiesen, daß Koch ausdrücklich den zeitlichen wie

den örtlichen Fundrahmen weit spannen mußte - ein Kreis von 85 km Radius um den Graben -, um überhaupt etwas vorweisen zu können. Insofern kann gerade der Archäologe die schriftlichen Quellen in keiner Weise bestätigen, sondern nur eine Fundmenge vorweisen, die gegen Null tendiert und folglich massiv *gegen* Karolingerpräsenz und -zeit spricht.

Hier folgte Frau Fößel der üblichen Geringschätzung archäologischer Aussagen, die sogar 'gegen den Strich' gebürstet werden dürfen, so es zweckmäßig erscheint. Ihr zusätzlicher Hinweis auf die mündliche Tradition brachte in unseren Reihen bereits ein Bonmot in Umlauf: Im Untersberg bei Salzburg wartet nach alter Überlieferung Karl der Große mit seinem Heer; wenn die Not am größten geworden ist, wird er hervorbrechen und Ordnung schaffen. Auch am Untersberg ist nie gegraben worden, auch dort geht die Zahl der karolingischen Streufunde gegen Null. Also vertrauen wir der örtlichen Überlieferung, die immer an Karl festgehalten hat. Der Mediävisten Not kann kaum größer werden...

Schelte für eine müde gewordene Wissenschaft

Die *FAZ* hat dieses Mediävistentreffen verfolgt und kommentiert. Diese Aufgabe hat Matthias Grässlin übernommen, der vor drei Jahren in derselben Zeitung mein Buch mit großem Ingrimm kritisiert hat [Grässlin 1996; als Antwort Illig 1996b]. Damals hatte er sich entschlossen für seine Kollegen in jene Bresche geworfen, die der mißliebige Außenseiter gerissen hatte. Nun war er sicher gespannt, was das für Folgen gezeitigt haben mochte.

Auch bei seinem Artikel begegnen wir zunächst dem Umstand, daß Überschriften nicht vom Autor stammen müssen (selbst bei Büchern ist dies nicht selbstverständlich). Während der Untertitel davon kündet, daß sich die Corona von der Realität Karls des Großen überzeugt habe, spricht der Artikel von etwas ganz anderem. Vor allem stellt er die Frage, was denn wäre, wenn der große Karl wirklich nicht existiert habe.

> "Tatsächlich würde kein Mediävist brotlos, nur einige Sonderforschungsbereiche müßten wahrscheinlich als Institute für Rezeptionsgeschichte ihr Dasein fristen. Aber ist dieser Paradigmenwechsel nicht bereits vollzogen?"
>
> "Wenig überraschend also, daß sich bereits die Hälfte der Leipziger Referenten — darunter auch Rudolf Schieffer (München) in seinem Eröffnungsvortrag 'Karl der Große. Intentionen und Wirklichkeiten' — an das rettende Ufer der Rezeptions- und Wirkungsgeschichte, der

'Histoire poétique de Charlemagne' begeben hatte. Rechnet man die Sektion II über 'Karls Erbe und Erben' auch noch dazu, waren es sogar drei Viertel."

Fast mit heiligem Zorn las Grässlin der versammelten Gleichgültigkeit die Leviten. Ihn muß empört haben, daß seine einstige Abwehrschlacht mit Qualitätsverlust, ja fast mit Selbstaufgabe quittiert worden war. Wieso hatte er die Karlsbastion verteidigt, wenn ihn kaum jemand unterstützte und sich manche schon mal für ein neues Türschild interessierten?

"Der Rest fiel offen gestanden, verwunderlich aus. Franz Staab (Koblenz) deduzierte aus dreieinhalb Sentenzen eine fränkische 'Knabenvasallität', doch behielt er für sich, wozu dieses bislang unbekannte Rechtsinstitut gedient haben sollte. Jürgen Römer (Marburg) suchte nach dem 'Adler als Symbol Karls des Großen', wurde dann aber nicht fündig. Michael Richter (Konstanz) befaßte sich mit Karls Ehefrauen, vergaß allerdings mehr oder weniger die erste und die letzte (von den Konkubinen ganz zu schweigen). Feudalität, Heiratspolitik, Herrschaftssymbolik - das sind gewiß keine marginalen Themen."

Bei den Rezeptionshistorikern war das Eis, "auf dem sich die zumeist jüngeren Forscher bewegten", sehr dünn, wie die Diskussion nach den Vorträgen von Bernd Schütte, Stefan Hohmann und Kerstin Wiese bewies. Da gab es nur Spezialwissen ohne breiteren Hintergrund, da scheiterte die entscheidende Pointe an einem übersehenen Komma.

"Drei Beispiel, die ahnen lassen, wie es mit der vielgepriesenen Interdisziplinarität, mit dem 'Zugriff auf das soziale Ganze' (Michael Borgolte) in der deutschen Mediävistik derzeit steht - und daß es mit der Umwidmung von Sonderforschungsbereichen wohl nicht getan ist."

Auch bei den beschlagensten Referenten mißbilligte Grässlin, wie schwer sie sich taten,

"ihr Thema als Teil einer größeren Problemgeschichte zu begreifen oder Fragekonstellationen anzudeuten, an denen andere Forscher mit Gewinn weiterarbeiten könnten".

Hierzu beschäftigte er sich mit den Beiträgen von Bernd Bastert (Köln) und Frank Fürbeth (Marienheide). Grässlins Philippika schließt mit einem seltsamen Satz, der auch ohne den eigentlichen Zusammenhang mit der Frage nach Karls "außereheliche[r] Liebe, Nekrophilie, Fetischismus, Homose-

xualität" und der Magie eines all diese Laster bewahrenden Quell- und Badeortes zum Nachdenken verleitet: "Das frühmittelalterliche Aachen war ein Gedächtnisort ohne Gedächtnis".

Literatur

Fößel, Amalie (1999): "'Karl der Fiktive, genannt Karl der Große'. Zur Diskussion um die Eliminierung der Jahre 614 bis 911 aus der Geschichte"; Vortrag auf dem 8. Symposium des Mediävistenverbandes unter dem Motto "Karl der Große und das Erbe der Kulturen", 15.-18. März 1999 an der Uni Leipzig

Grässlin, Matthias (1996): "Dr. Seltsam und die Zeitbombe. Heribert Illig kuriert die Chronologie"; in *FAZ* 1.10.

- (1999): "Niemand sang die Sündenregisterarie nach. Der achte deutsche Mediävistentag überzeugt sich von der Realität Karls des Großen"; in *FAZ* 5.5.

Illig, Heribert (1996a): *Das erfundene Mittelalter;* Düsseldorf

- (1996b): "Wie das letzte Aufgebot. Historiker bringen kein stichhaltiges Argument gegen die Phantomzeit"; in *ZS* VIII (4) 535
- (1997): "Aachens Pfalzkapelle gerät in Bewegung. Ein Wendepunkt in der Mittelalterdebatte"; in *ZS* IX (4) 657

Niemitz, Hans-Ulrich (1999): "'Laßt diesen Gedanken nicht in die Köpfe der Jugend!' - oder Beobachtungen vom 8. Symposium des Mediävistenverbandes"; in *ZS* XI (2) 231

Schulz, Matthias (1999): "Weltherrscher im Klappstuhl"; in *DER SPIEGEL* Nr. 10/99, S. 274

*

Anläßlich der Paderborner Ausstellung "799 — Kunst und Kultur der Karolingerzeit" wirbt der Verlag Philipp von Zabern für den ebenso voluminösen (ca. 1000 S. mit ca. 1000 Abb.) wie teuren (DM 165,- DM; in der Ausstellung ca. 90,-) zweiteiligen Katalog (Hg. Christoph Stiegemann/ Matthias Wemhoff) mit nebenstehender Lockung:

Prachtvolles Können Illigs Thesen nicht widerlegt werden

Medienrundschau zur Phantomzeit

♣ 4.3. [*Frankfurter Allgemeine,* Frankfurt - Michael Borgolte: War Karl der Große wirklich groß? (zumindest ein spannender Titel)] ♣ 11.3. *Aachener Nachrichten,* Aachen - cz: "'Aachen ist eine biblische Stadt'" (Gespräch mit Dompropst Hans Müllejans, der auf die MA-These eingeht) ♣ 16.3. *Leipziger Volkszeitung,* Leipzig - Mario Beck: 200 Gelehrte debattieren an Leipzigs Uni über Karl den Großen / Kritiker Illig fehlt in honoriger Runde ♣ 18.3. 8. *Symposium des Mediävistenverbandes,* Uni Leipzig - PD Dr. Amalie Fößel (Bayreuth): "'Karl der Fiktive, genannt Karl der Große.' Zur Diskussion um die Eliminierung der Jahre 614 bis 911 aus der Geschichte (Referat) ♣ 29.3. *vox* (TV) - Alexander Kluge im Gespräch mit HI: Über Pyramiden und Kathedralen ♣ 1.4. *Archäologie in Deutschland,* Stuttgart (2-99, S. 80) - Leserbrief von Herwig Brätz zum Schwerpunktthema Karl d. Gr. ♣ 18.4. *rtl* (TV) - Scherben lügen nie. 10 Jahre Kampf gegen tausendjährige Geschichtsfälschung (A. Kluge im Gespräch mit HI) ♣ 22.4. *MDR,* Leipzig - Simmering: 300 Jahre erstunken und erlogen (Wiederholung des Films von 1997) ♣ 23.4. Geras, Niederösterreich - Vortrag HI ♣ 27.4. 16.40 *Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur,* Leipzig - Auf Initiative von Prof. Ingeborg Flagge Vortrag durch Prof. H.-U. Niemitz: Wie das Frühmittelalter verschwindet - und ein Exkurs durch die naturwissenschaftlichen Methoden der Datierung - und Architektur! ♣ 27.4. 20.00 *Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur,* Leipzig - Prof. H.-U. Niemitz: Chronologierevisionen in Antike und Mittelalter (Info-Veranstaltung) ♣ 28.4. 19.30 *Zürich* - Dr. Christoph Pfister: Der Millennium-Käfer in der Geschichte (Vortrag) ♣ 28.4. 20.10 *Deutschlandfunk,* Köln - Precht: Sendung zum erfundenen Mittelalter mit verschiedenen Einspielungen ♣ 1.5. *Gralswelt,* Stuttgart - "Wir schreiben erst das Jahr 1702!"; Siegfried Hagl und Werner Huemer im Gespräch mit HI ♣ 5.5. *Frankfurter Allgemeine Zeitung,* Zeitung - Matthias Grässlin: Niemand sang die Sündenregisterarie nach. Der achte deutsche Mediävistentag überzeugt sich von der Realität Karls des Großen ♣ 24.5. *Uni-Funk,* Berlin - Interview mit HI innerhalb einer Sendung über die Zeit ♣ 2.6. *Radio Bremen,* Bremen (Hörfunk RB 2, 22.05-23.05) - Gespräch zwischen Dr. Rainer Stollmann und HI über die Phantomzeit ♣

Regensburger Virtualitäten

Rund 15 Standorte für karolingische Dome und Pfalzen

Gerhard Anwander · Heribert Illig

Köln ausgenommen gibt es wohl in Deutschland keine andere Stadt, in der sowohl die Römerzeit wie die romanische Epoche besser präsent wären als zu Regensburg. Die günstige Lage - im heutigen Stadtgebiet mündet der Regen, etwas flußaufwärts Naab und Schwarze Laaber in die Donau - hat zu allen Zeiten siedlungswillige Menschen angelockt: In der engeren Umgebung wie in der Stadt selbst künden davon zahlreiche neusteinzeitliche, bronzezeitliche und sonstige frühgeschichtliche Funde. Eine keltische Siedlung wird auf dem heutigen Stadtgebiet zwar nur vermutet, dafür sind die römischen Ansiedlungen bestens belegt. Das gilt für das erste Kohortenlager im heutigen Kumpfmühl genauso wie für das spätere Castrum, das in der heutigen Innenstadt an beliebig vielen Stellen 'durchschlägt'. Diese "größte und einzige in massiver Werksteintechnik errichtete römische Wehranlage nördlich der Alpen" [Petzet XXI] dokumentiert sich durch ihre Mauerreste (Umfang 2.000 m) genauso wie durch laufend zutagetretende Funde. Ihre Porta Praetoria, nach der Porta Nigra von Trier die zweitgrößte römische Toranlage nördlich der Alpen, wird in ihrer Imposanz allerdings durch rund 6 m Niveauanstieg gemindert. Eine Bauinschrift läßt den Schluß zu, daß das Castrum unter Marc Aurel (179 n. Chr.) fertiggestellt war.

Daneben kennt man zahlreiche, augenfällig römische Spuren wie Friedhöfe - über 7.000 Gräber sind ermittelt -, Grundrisse von Holz- und Steinbauten, das Wrack eines römischen Lastschiffes, zwei Tempel, Gold- und Silbermünzen usw. usf. Um das Lager Kumpfmühl herum zeigt die Kamera des Luftbildarchäologen die Grundrisse zahlreicher römischer Landgüter. Die römischen Zeugnisse verlieren sich nach 400.

Ebenso erstaunlich sind die Bauzeugnisse der Zeit ab etwa 980. Die stolze Fülle kann nur zum Teil aufgelistet werden: Alte Kapelle (ab 1002; s.u.) / Dom St. Peter (ab 1010; s.u.) / Domstadt mit: St. Johann (bischöfliche Taufkirche; um 1050), Verbindungsgängen und Atrium (1050-1220), St. Stephanskapelle (auch "Alter Dom"; um 1075), Kapitelhaus (nach 1050), Vikarsgebäude (11. Jh.), Mesmerhaus (11./12. Jh.), Allerheiligenkapelle (ab 1146), Kreuzgang (12. Jh.) und Mortuarium (um 1160) / St. Ulrichskirche (ehem. Dompfarrkirche, um 1240) / Niedermünster III und

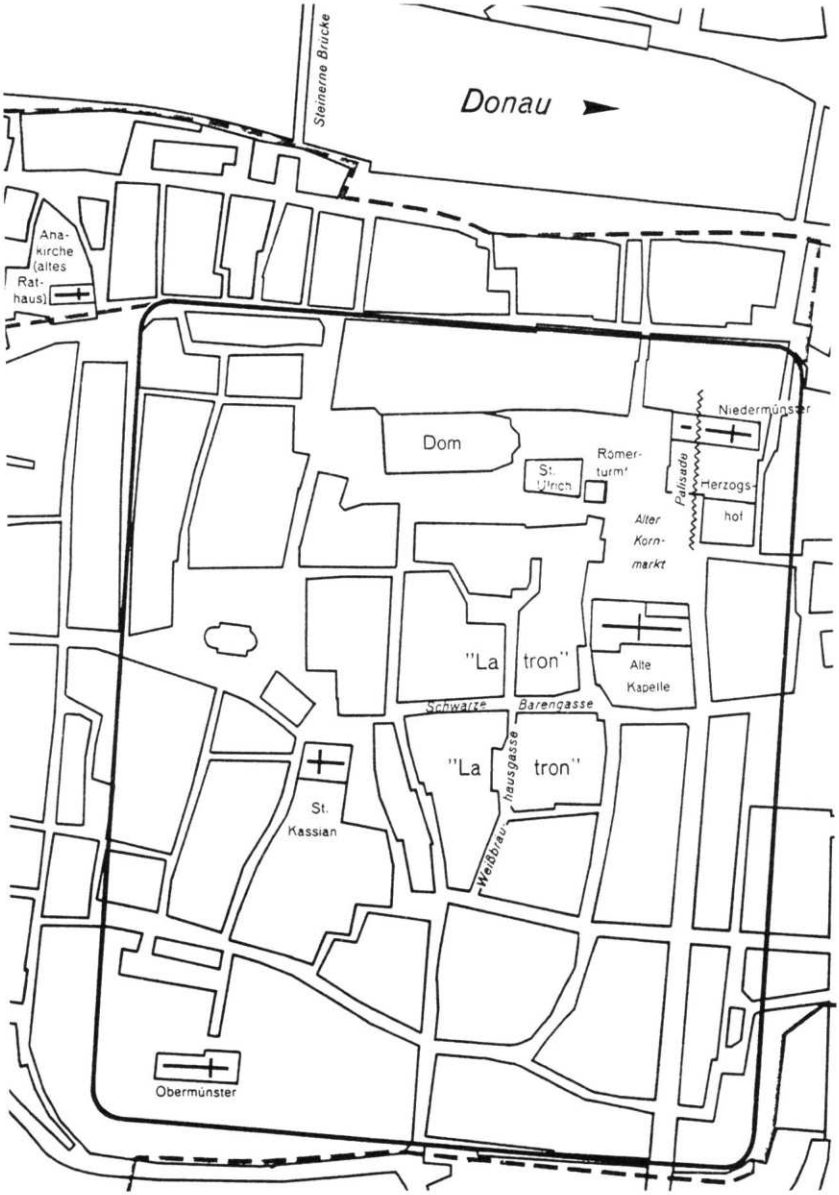


Abb. 1: Römisches Castrum innerhalb der Regensburger Altstadt [Brühl 1990, o.S.], 'Drehbühne' mannigfacher, durch keinen Stein belegte Pfalzstandorte

IV (10. Jh.; ab 1152) / Erhardskapelle (10. Jh.) / Obermünster (seit 1002 Reichsstift) / St. Emmeram III, IV und V (ab 977; ab 1020; ab 1050); zugehörige Klostergebäude (ab Ende 12. Jh.) / Pfarrkirche St. Rupert (12. Jh.) / St. Leonhard (um 1150) / Schottenkirche St. Jakob (ab 1090; ab 1150) / allemal 5 weitere Kirchen / Mauer der ersten Stadterweiterung (ab 940) / Römerturm (13. Jh.; s.u.)/ Altes Rathaus (Teile des 11. Jhs.) / zahlreiche Wohntürme/Patrizierhäuser und die Steinerne Brücke (ab 1135).

Von großer Bedeutung ist die erste Stadterweiterung Regensburgs, die gleichzeitig als die erste Stadterweiterung in Mitteleuropa seit Römertagen und gleichzeitig als "die größte mir [= C. Brühl] bekannte Stadterweiterung im 10. Jahrhundert" angesehen wird [Brühl 241]. Nach Arnold von St. Emmeram hat sie Herzog Arnulf (907-937) veranlaßt, weshalb sie

> "meist auf 'um 920' datiert [wird]; dies dürfte aber wohl doch etwas zu früh angesetzt sein" [Brühl 240].

Bei Grabungen innerhalb des Stadttheaters konnten die Archäologen die zugehörige Erdschicht nachweisen [laut 'Bayernjournal' in TV B3, 1999].

Karls Gegenwart ?

Nichts liegt näher, als zwischen Römern und Romanik dieselbe Fülle zu erwarten, und so hofft der wahre Karlist, der irgendwo auch in uns ganz heideggerisch "west", auf vielfache Bestätigung der glänzenden Karolingerzeit. Dieser muß zunächst erfahren, daß die Gegend nicht gerade mit Kontinuität gesegnet ist.

> "Der Übergang von der Spätantike zum frühen Mittelalter ist in Regensburg in vieler Hinsicht noch immer unklar. [...] Will man den Abzug (der Römer) nicht schon mit Stilicho 401/02 in Verbindung bringen, so erscheint ebenso ein endgültiger Exodus erst um 475 plausibel..."

befindet L.-M. Dallmeier [XXXV] und meint weiter:

> "Im letzten Viertel des 5. Jhts. ist Raetien fest in alamannischer Hand. Es dauert drei Jahrhunderte lang bis zur nächsten literarischen Quelle, als Arbeo von Freising Ende des 8. Jhts. in der Vita des heiligen Emmeram Regensburg als Hauptort des mittlerweile entstandenen Stammes der Baiuvarii schildert. Erst mit dieser schriftlichen Überlieferung liegt auch ein sicheres [!] Zeugnis für die Funktion der Stadt als Residenz der bairischen Herzöge vor."

Carlrichard Brühl drückt sich zur Kontinuität innerhalb Regensburg sehr vorsichtig aus. Von den Römern ausgehend befindet er:

> "Über Regensburg selbst läßt sich nur sagen, daß die Besiedlung nicht unterbrochen gewesen zu sein scheint" [Brühl 223].

Wir erinnern uns: Altbaiern wurde vom Geschlecht der Agilolfinger beherrscht, die manchmal als König, meist als Herzöge tituliert wurden. Tassilo III. blieb die traurige Ehre, als letzter seines Stammes in die Geschichte einzugehen, da er von Karl d. Gr. 778 seines Amtes enthoben wurde und Baiern an die Franken fiel. Die Pracht agilolfingischer Pfalzen hängt vom Grade unserer Phantasie ab, ist doch keine einzige gefunden worden [vgl. Anwander 104]. Wir stellen dies einen Augenblick zurück und wenden uns lieber dem großen Karl, den Schriftquellen und den daraus Schöpfenden zu:

> "788 kommt Karl erstmals nach Regensburg, um hier eine wichtige Reichsversammlung abzuhalten und die erste von insgesamt sieben in der Stadt gegebenen Urkunden auszustellen, die noch auf uns gekommen sind. Vom Winter 791 bis zum Herbst 793 hält Karl sich ausschließlich in Regensburg und dessen nächster Umgebung auf" [Brühl 224].

Wir sehen "ihn mit dem Bau einer Schiffsbrücke, einer Donauflotte und dem Main-Donau-Kanal beschäftigt" [Braunfels 93] beschäftigt und 803 noch einmal eine Reichsversammlung abhalten [Brühl 224]. Er formt den in Regensburg vorhandenen Herzogshof der Agilolfinger zur "wichtigsten Königspfalz im süddeutschen Raum", was ihn für sein Aachen anregt:

> "Tassilos Herzogspfalz in den Bauten und zwischen Ruinen des großen Römerlagers an der Donau muß dazu beigetragen haben, das Verlangen nach einem monumentalen Regierungssitz zu stärken" [Braunfels 93].

Es wäre auch ein Dom entstanden, dem Salzburger Virgilsdom ebenbürtig [Kolmer 94], der größer war als die zeitgleiche Kirche von St. Denis.

Seltsamerweise können professionelle Karlisten die agilolfingischen Kulturblüten auch ganz anders sehen. Für Werner Gauer

> "erwies [es] sich als ein entscheidender Vorteil, daß das Areal der Festung Castra Regina weitgehend unbebaut war [sic]. Hier konnte ein Mann wie Karl ungehemmt [!] planen'" [Brühl 224].

Und Brühl streut weiteres Salz in die aufbrechende Wunde:

> "Man mag über den Metropolis-Charakter Regensburgs im 7. und 8. Jahrhundert denken, wie man will: daß die Agilolfinger in Regensburg eine Pfalz besaßen, steht für die Forschung mit Recht außer Zweifel.

Dies ist aber auch der einzige Punkt, über den wirklich Einigkeit besteht, wenn man einmal absieht von der erzwungenen Einigkeit über die Tatsache, daß die Pfalz archäologisch bisher nicht nachgewiesen ist. Allerdings besteht Übereinstimmung über die ungefähre Lage der Pfalz, die nur im NO des alten Castrum gesucht werden kann" [Brühl 246].

Andere Karlsgläubige lassen weitere Wermutstropfen gewissermaßen in den Tassilokelch fallen:

"Die Stadt [Regensburg] verdankte Karl [dem Großen] des nahenden Reichtums strömende Fülle und mit ihm die hohe Kunst der kommenden Tage — so durfte sie sich nicht beklagen, wenn sie für den Augenblick mit leeren Händen neben vielbeschenkten Schwesterstädten stand [...] nur, wo der Herrscher selber Hof hielt, oder wo sein Auge mit besonderem Wohlgefallen weilte, blühte die fremde, aus dem Süden verpflanzte Schönheit auf. Je weiter ab von Kaiser und von den Gebildeten, die um ihn sich scharten, so roher, barbarischer gab sich die Kunst. Und Regensburg lag weit ab" [Hildebrandt 8].

Immerhin förderte der Enkel des großen Karls die Stadt:

"Ludwig der Deutsche machte sie [die Stadt Regensburg] zu seiner Residenz. Er baute viel, und seine fromme Gemahlin Hemma [...] trieb ihn zu immer neuen gottgefälligen Werken. Die Alte Kapelle und die Obermünsterkirche errichtete Ludwig, zum großen Teil aus Quadern der verfallenen Römermauer. Das Geld zur Vollendung gaben die goldgefüllten Gräber der Agilulfinger her, die ein glücklicher Zufall entdecken ließ. Von allen Bauten des Kaisers hat sich nur das Untergeschloß des Glockenturms bei der Alten Kapelle erhalten. Vielleicht stammt auch der Sockel des Römertums von ihm" [Hildebrandt 8].

Vielleicht weil die so unchristlich geplünderten agilolfingischen Goldschätze verpraßt waren, scheint im 10. Jh. Niedergang einzusetzen. So mußten sich die Könige den Zutritt zu ihrer Stadt erst mehrmals erzwingen [Brühl 226], als ob sie bis dahin gar keine Königsstadt gewesen wäre. Und Brühl muß einen alten Chronisten rügen:

"Liest man die Beschreibung Regensburgs um 1080/90 aus der Feder des Anonymus, so gewinnt man den Eindruck einer ungebrochenen Kontinuität vom 8. zum 11. Jahrhundert, und in der Tat ist diese Auffassung gelegentlich in der Literatur vertreten worden. Sie ist jedoch zweifellos irrig" [Brühl 250f].

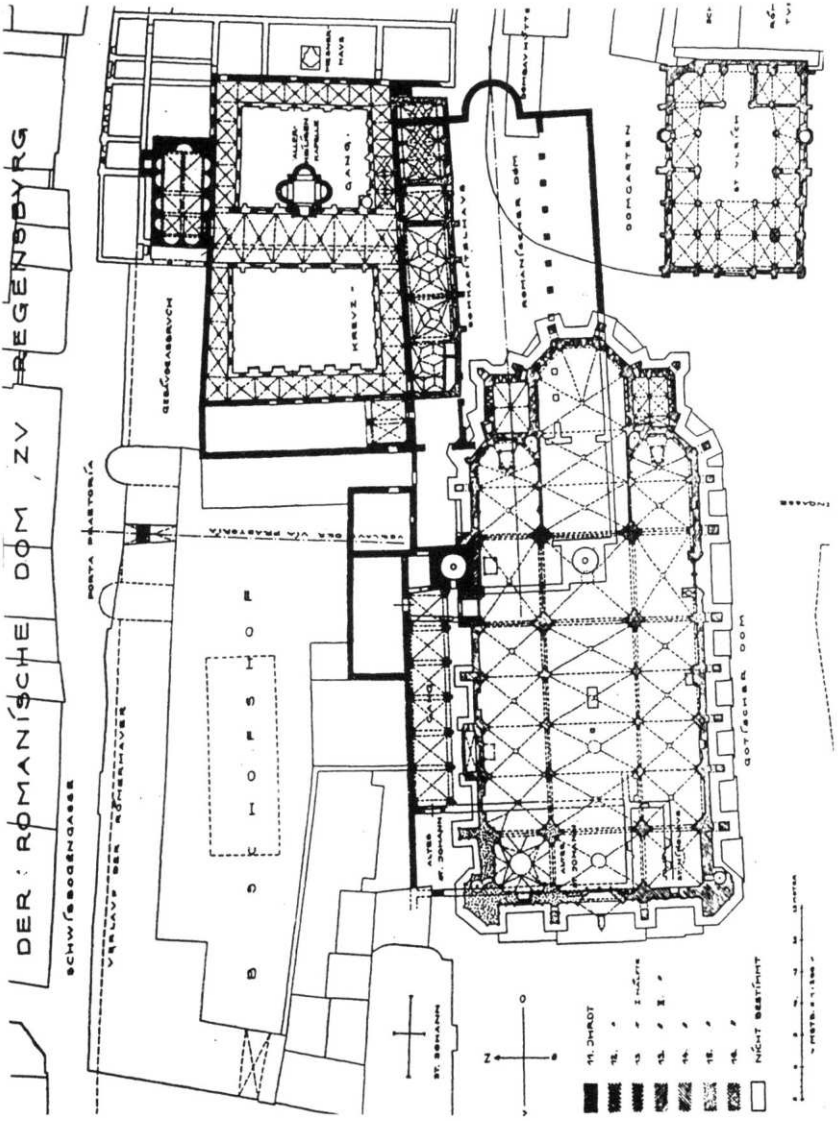


Abb. 2: Lageplan des Domgebietes: Zentral der gotische Dom, östlich versetzt der frühromanische Dom. Südlich die St. Ulrichskirche, nördlich der Doppelkreuzgang, der die romanische Domnordwand samt Fenster birgt; seine Nordwestecke liegt nahe der Porta praetoria. Der romanische Eselsturm beeinträchtigt die Nordfassade des gotischen Doms [Zahn 1931, 12].

Es geht also auf und ab mit Regensburg — oft zur gleichen Zeit, je nach Interpret. Um sicheren Boden zu erreichen, suchen wir im Herzen von Regensburg nach dem Dom und nach den kaiserlich-königlich-herzoglichen Pfalzen, dann nach weiteren architektonischen Befunden als unbestechlichen Zeugen für die Karolingerzeit.

Was liegt unter dem gotischen Dom?

Von einem spätrömischen Bischofssitz in Regensburg wissen weder die Quellen noch die Archäologen. Gleichwohl suchten Verfechter dieser Pastoralthese unter dem heutigen Dom, ohne auf Spuren zu stoßen:

> "Die These eines spätantiken Bistums, wie sie HEUWIESER unter dem Eindruck der Kontinuitätspredigt von DOPSCH verfochten hatte, hat heute kaum noch Anhänger und ist m.E. nicht haltbar, da es außer allgemeinen Kontinuitätsschwüren keine konkreten Quellenhinweise gibt. Die Suche nach einer spätrömischen Bischofskirche hat natürlich nur für diejenigen einen Sinn, die von der Existenz des Bistums überzeugt sind. So zögert SYDOW nicht, diese Bischofskirche an der Stelle des heutigen Doms zu suchen, wie dies vor ihm bereits HEUWIESER getan hatte, ohne damit überzeugt zu haben. Doch während diese Lokalisierung der ang. römischen Kathedrale ***ein reiner, von archäologischen Befunden nicht getrübter Willensakt ist***"... [Brühl 233; unsere Hvhg.].

Uns berührt an der Suche nach spätantiken Bauwerken die eingesetzte Methode, da sie im frühen Mittelalter zu ähnlich beeindruckenden Ergebnissen geführt hat. So interessiert uns der oben erwähnte Dom von Salzburger Dimensionen, der Regensburg im 8. Jh. gegönnt worden sein soll — also ein Bau in den Maßen von 66 x 33 m! Die Quellen berichten leider nur ungenau bis gar nicht über seine Lage. Am häufigsten ist er in der Nordostecke des ehemaligen Römerlagers, nahe der Porta Praetoria inmitten einer Vielfalt von historischen Bauwerken, gesucht worden (s. Abb. 1). Aus diesen ragt heute der Dom unübersehbar hervor. An ihm wurde von 1273 bis etwa 1500 gebaut und wieder im 19. Jh., damals mit zum Teil substantiellen Veränderungen und Ergänzungen. Der Dom zählt in seiner heutigen Form zu den bedeutendsten gotischen Bauwerken Süddeutschlands.

Tatsächlich steht der gotische an der Stelle eines noch älteren Doms, den Karl Zahn 1924/25 ergraben hat. Abb. 2 gibt eine Vorstellung von der Lage dieser Mauerreste. Sie decken sich nur zum Teil mit dem heutigen

Dom, da dieser deutlich nach Westen gerückt wurde (s. Titelbild). So mußte weder der Kreuzgang noch St. Ulrich abgerissen werden, und der Chorbereich des alten Doms blieb während der Bauzeit nutzbar.

Der frühromanische Dom von Zahn

Als 1924 eine Dombauhütte südöstlich der gotischen Domapsis errichtet werden sollte, stieß man auf Reste des Vorgängerbaus, die Karl Zahn planmäßig erkundete, soweit das außerhalb des gotischen Doms möglich war. (Weitere Grabungsbefunde: Beim Fertigstellen der Türme wurden 1859 Reste der St. Nikolauskapelle freigelegt, die zusammen mit der Taufkapelle St. Johann das Dom-Atrium gegen Westen abschloß. Flechtwerkverzierte Pfeilerkapitelle dieses Atriums wurden in den 3 m hohen Aufschüttungen für den gotischen Bau entdeckt, als man 1984/85 im Dom eine Bischofsgruft aushob.)

1927 sprach Zahn über die "Ausgrabung des romanischen Doms von Regensburg aus dem Anfang des XI. Jhdts." [Zahn 1927, 1]. Für ihn war eine Pfeilerbasilika dieser Größe, doppelchörig mit westlichem Querhaus ohne ausgeschiedene Vierung, dank vieler Vergleichsmöglichkeiten eindeutig zu datieren.

> "In seine Gruppe gehören an größeren deutschen Dombauten die Dome von Augsburg (wohl nach 994 umgebaut), von Bamberg (nach 1004 begonnen), von Mainz (948—1009), von Worms (1001), von Paderborn (1009) und Straßburg (1015). Die prachtvolle St. Michaelskirche in Hildesheim (1001—1033) geht eigene und bereits neue Wege" [Zahn 1931, 18].
>
> "Der Charakteristik seines Grund- und Aufrisses nach gehört der Dom in die Gruppe der Kirchenbauten aus dem Ende des 10. und dem Anfang des 11. Jhdts. Doch die Urkunden melden weder seine Entstehungszeit, noch seinen Erbauer" [Zahn 1927, 29].

Es kann nur mittelbar geschlossen werden, daß der Dom 994 beim Begräbnis von Bischof Wolfgang dem Heiligen noch nicht existiert, wohl aber unter Othlo von Emmeram in der 1. Hälfte des 11. Jhdts. [Zahn 1927, 29]. Deutlicher sprechen die Steine fürs frühe 11. Jh., besteht doch das Dom-Mauerwerk genauso wie der erhaltene Eselsturm aus 5 bis 10 cm hohen, plattigen Sandsteinen [Zahn 1927, 32]:

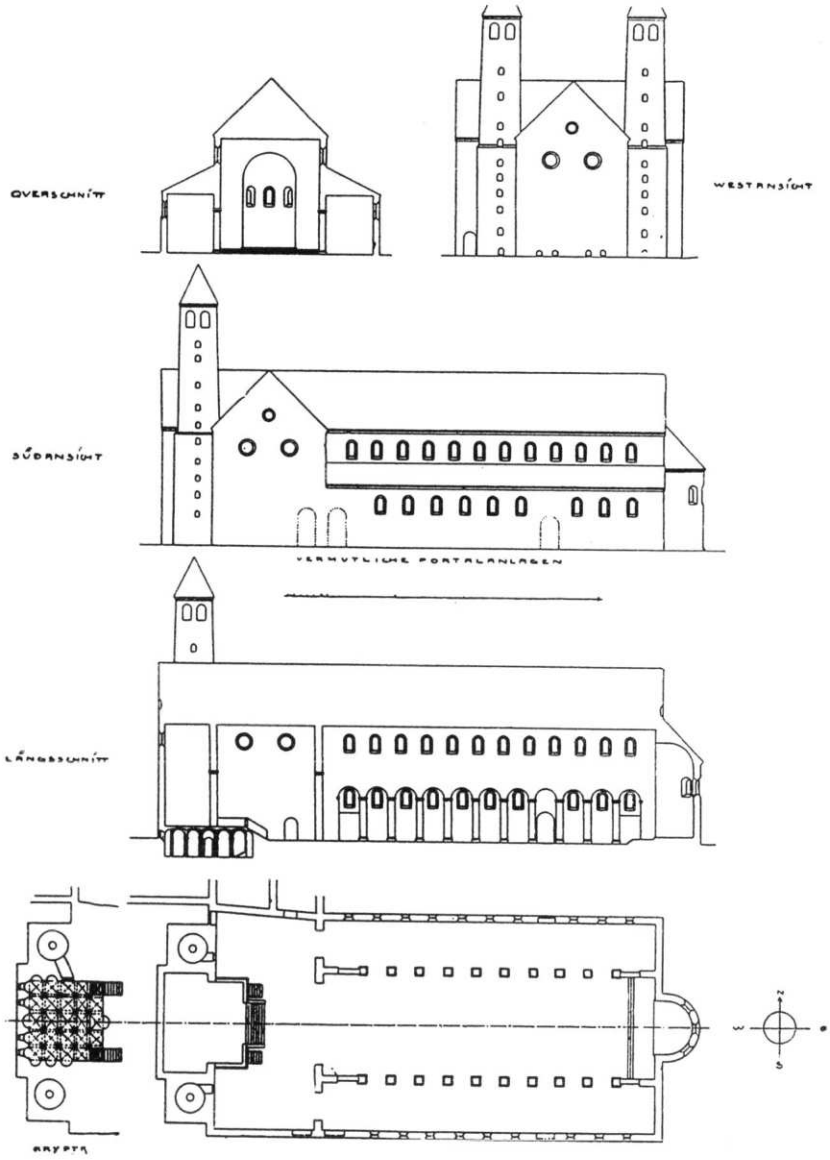


Abb. 3: Zahns Versuch einer Rekonstruktion des romanischen Domes. Krypta nur gemutmaßt, da dort im gotischen Dom nicht gegraben werden konnte [Zahn 1931, 10]. Langschiff durch Sauermost als spätkarolingisch interpretiert.

"Die angestellten Mauеruntersuchungen sowohl der Umgebung des Domes als auch der in Frage kommenden Bauten haben hieführ denn auch die genaueste Bestätigung gebracht" [Zahn 1927, 33].

Und so bemerkt Karl Zahn abschließend zu seinen Untersuchungen:

"Auch hiebei können wir die Beobachtung machen, dass die Steine mehr berichten als die Urkunden" [Zahn 1927, 38].

Zahns Befund wurde lange akzeptiert. Herbert Schindler [82] bringt ihn 1963 unverändert in seinem Standardwerk:

"wohl einer der größten frühromanischen Bauten Bayerns überhaupt, dürfte der frühromanische *Dom* in *Regensburg* gewesen sein, über den wir seit den Ausgrabungen Karl Zahns in den Jahren 1924/25 näher Bescheid wissen. Die Grundanlage mit nicht vortretendem westlichem Querschiff hatte der Dom mit Obermünster gemeinsam. Auch er war eine flachgedeckte, dreischiffige Pfeilerbasilika mit Ost- und Westchor und mit westlichem Querhaus. Hinzu kam ein westliches Turmpaar, dessen Nordturm uns im 'Eselsturm' noch erhalten ist. Unter dem Westchor befand sich wahrscheinlich eine Krypta. [...] Als Bauzeit dürfen die ersten Jahrzehnte des 11. Jahrhunderts gelten, wahrscheinlich die Regierungsjahre des Bischofs Gebhard I. (995—1023)".

Der spätkarolingische Dom von Sauermost

40 Jahre nach Zahn verfaßte Jürgen Sauermost [1969] einen lediglich vierseitigen Artikel, in dem er jäh den alten Dom in ein karolingisches Langschiff und ein frühromanisches Querschiff teilte. Dafür brachte er vier Indizien:

- Die nördliche Querschiffmauer ist etwas schmäler und fluchtet nicht exakt in Verlängerung der nördlichen Langhauswand [ebd, 45];
- Die Nordwestecke des Langhauses war bereits verputzt, als das Querschiff angefügt wurde [ebd, 45];
- Der erste von drei romanischen Estrichen läuft vermutlich nicht durch die gesamte Kirche [ebd, 45].
- Das Querschiff überbaut die römische Straße, die bis dahin von der Porta Praetoria aus das Castrum geteilt hatte [ebd, 46].

Sauermost beläßt nur Querschiff und Türme in der Zeit nach 1002 (diese Datierung stützt sich auf die Nachricht eines Stadtbrandes), aber das Langhaus soll nun bereits kurz nach dem 10. August 891 entstanden sein, als

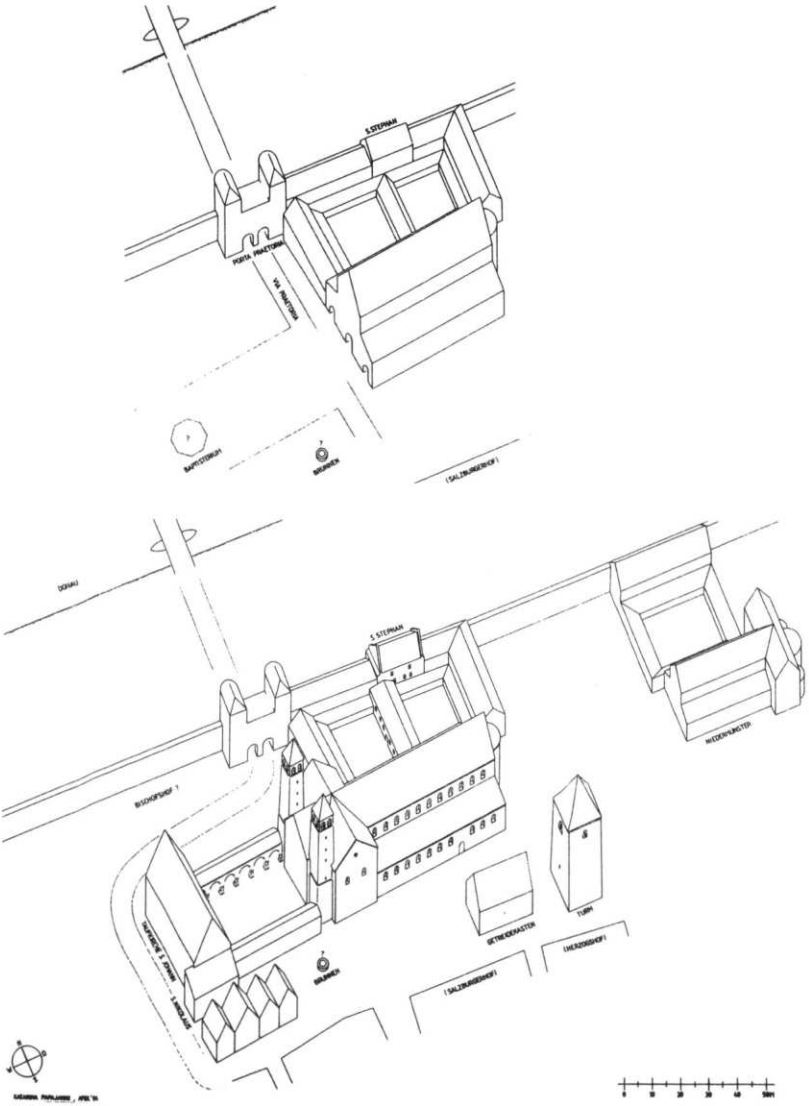


Abb. 4: a) Dombauphase 1, von Zahn frühromanisch, von Sauermost spätkarolingisch datiert; ein karolingischer Kreuzgang ist so wenig wie das Baptisterium durch einen Stein nachgewiesen **b)** Bauphase 2, generell frühromanisch gesehen; erhaltene Atriumreste hochromanisch [Hubel/Schuller 1995, 7f]. Der gekrümmte Straßenverlauf wurde durch die Aufschüttung für den ersten Dombau erzwungen und bürgt dafür, daß beide Bauphasen fast zeitgleich liegen.

ebenfalls ein verheerender Stadtbrand gewütet hätte [Sauermost 46]. Diese Kreation eines spätkarolingisches Langhauses hatte neben verbesserter Anciennität den zusätzlichen Vorteil, daß Raum für eine auf anno 932 datierte Kirchenversammlung geschaffen wurde (s. Abb. 3).

Zwingend ist an dieser Argumentation nur eine Schlußfolgerung: Der Bau wurde in zwei Phasen errichtet. Ob diese Phasen aber über 100 Jahre auseinanderlagen oder binnen Jahresfrist aufeinander folgten, ist so nicht zu entscheiden.

Aber es gibt zwei klare Indizien, die gegen Sauermosts Umdatierung sprechen. Die Steinmaße beider Phasen sind gleich. Außerdem hat Zahn die Nordwand des angeblichen Karolingerbaus erkannt und neun Seitenschiffenster im Dachraum des Kreuzgangs gefunden, wo "sie bis zur Ausgrabung ihren ungestörten Schlaf" hielten [Zahn 1927, 20]. Leider ist unter den fast 4.000 Fotos des Regensburger Denkmalführers [Petzet] keines dabei, das uns diese original karolingischen Bauteile vorstellen würde: "die alten Fenster stecken noch unter dem Dach des anschließenden Kreuzgangflügels" ist alles, was darüber auf 777 Seiten zu finden ist [Petzet 152]. Dabei spricht schon das von Zahn [1927, 20] genannte und als "recht stattlich" bezeichnete Maß von 1,55 x 2,90 m gegen sonst eher unstattliche "karolingische" Kirchenfenster — Aachens Riesenöffnungen aus bekannten Gründen beiseitegelassen [vgl. Illig 243]. Treue Karlisten müßten gerade in Zeiten karolingischen Bautenschwunds diese Fenster wie Kleinodien präsentieren.

Seit Sauermost geht karlstreue Wissenschaft immer selbstverständlicher davon aus, daß es sich um die Überreste eines spätkarolingischen Baus handelt. Peter Morsbach [1989, 46] äußert in seiner Dommonographie noch leise Zweifel:

> "Das älteste datierbare Bauwerk der Domanlage ist der sog. romanische Dom selbst. Neuerdings geht man davon aus, daß er im späten 9. Jahrhundert errichtet wurde und zunächst nur das basilikale Langhaus umfaßte".

Das aktuelle Standardwerk spricht von einer "karolingischen Kathedrale" [Petzet 1997, 159].

Der frühkarolingische Dom von Brühl et al.

Ermuntert durch Sauermost und angestachelt durch Urkunden suchen andere Mediävisten unverdrossen einen noch älteren Dom. Je nach Datierlaune machen sie Zahns Bau noch älter oder mutmaßen einen anderen Uraltbau.

So übertrifft die Monographie *Der Dom zu Regensburg* von Hubel und Schuller [1995] Sauermost beim Veralten der von Zahn gefunden, mächtigen Anlage:

> "Ihre Entstehungszeit läßt sich vorläufig nicht genau festlegen, dürfte aber für die Frühzeit der karolingischen Könige im späten 8. oder in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts gesichert sein."

"Dürfte gesichert sein" darf nicht mit "dürftiger Sicherheit" verwechselt werden. Aber immerhin könnte die Frage laut werden, ob die Breitenmaße von 15 m fürs Mittel- und 7 m für ein Seitenschiff der Zeit um 800 zugehören können, wenn selbst der Speyerer Dom (ab 1033) diese Dimensionen nur 'kopiert', aber nicht übertrifft. Aber die beiden Autoren haben nur Virgils Salzburger Dom von 767-774 vor dem geistigen Auge, der seine falsche Datierung an Regensburg weitergeben soll.

Brühl ist wie einige Forscher vor ihm einen anderen Weg gegangen. Ihm ist klar, daß schon vor 800 ein stattlicher Dom bestanden haben muß, weil er in Urkunden erwähnt wird. Aber er muß nicht Zahns Dom noch mehr veralten:

> "Leider haben die Grabungen der 20er Jahre nur den Grundriß des romanischen Doms festzustellen erlaubt, während wir für den karolingischen Dom weitgehend auf Hypothesen angewiesen sind, die auch durch die Atriumgrabungen der Jahre 1984/85 nicht erhärtet werden konnten. Tatsache bleibt, daß der Dom St. Peter weder historisch noch archäologisch mit Sicherheit der Zeit vor 800 zugewiesen werden kann." [Brühl 1990, 234].

Zahn, der natürlich auch die einschlägigen Urkunden kannte, hatte selbst gemutmaßt [1927, 22], daß es irgendwo einen noch älteren Bau geben dürfte, auch wenn er von ihm keinen Stein finden konnte. Seine Epigonen setzten die Suche nicht nur im heutigen Dombereich fort, sondern fast in der gesamten Innenstadt.

Eine Mutmaßung zielte auf ein Ur-Niedermünster östlich vom romanischen Dom (Abb. 1 rechts oben). Doch der kritische Brühl meint hierzu:

> "Völlig abwegig scheint mir der Gedanke, daß die älteste Kirche an der Stelle des späteren Niedermünsters jemals die Bischofskirche der Stadt gewesen sein könnte. Das 'Niedermünster' muß spätestens 866 bestanden haben, da Ludwig II. von Ostfranken in diesem Jahr von einem *monasterium superiorem puellarum in Reganesburc,* dem Obermünster

also spricht, doch ist das Stift erst im 10. Jahrhundert aufgeblüht: Herzog Heinrich I., der Bruder Ottos d.Gr., und seine Gemahlin Judith wurden dort bestattet. Vor allem aber birgt das Stift die in die erste Bauperiode gehörenden Gräber des hl. Bischofs Erhard und irischen Erzbischofs Albert von Cashel (Anfang des 8. Jahrhunderts); [...] beide waren offenkundig keine Regensburger Bischöfe und erhielten in der Kirche ein 'Ehrengrab', wie Piendl treffend formulierte" [Brühl 235].

Wir lernen bei dieser Zurückweisung, daß beim Niedermünster die zeitliche Diskrepanz zwischen Kirchenbau und Aufblühen übergangen werden darf und daß man wohl bistumslosen Bischöfen Bestattungsasyl gewährte, so sie aus der Phantomzeit stammten. Damit die Hierarchie gewahrt blieb, fanden die Regensburger Bischöfe "bis in das 12. Jahrhundert hinein ihre letzte Ruhestätte in St. Emmeram" [Brühl 235], also besseren Ortes.

Die nächste Mutmaßung zielte südwestwärts auf St. Kassian, auf halben Weg zwischen Dom und Obermünster gelegen. Doch Brühl stoppt auch diese Variante:

"...dann wird man wohl in erster Linie an St. Kassian zu denken haben, das zwar erst 885 erstmals erwähnt, aber aufgrund des langobardischen Patroziniums meist in die Zeit 'um 700' datiert wird, doch fehlt auch hier der archäologische Nachweis" [Brühl 238].

Heute ignoriert das Standardwerk die agilolfingischen Scheinwurzeln und beurteilt selbst die karolingischen Wurzeln sehr zurückhaltend:

"Auf den karolingischen Bau dürften noch die beiden östlichen, von Rundstützen getragenen Joche des Mittelschiffs zurückgehen" [Petzet 504].

Brühl selbst entscheidet sich für Mutmaßung Nr. drei, für St. Emmeram:

"Hierfür spricht zunächst einmal die enge Verbindung zwischen St. Peter (Dom) und der Abtei St. Emmeram: bis zum Jahr 975 bleiben Bischofs- und Abtwürde in einer Hand vereint; erst Bischof Wolfgang berief den Mönch Ramwold von St. Maximin in Trier zum Abt und beauftragte ihn mit der Reform des Klosters. Die wurde allerdings später der Anlaß zu einer großen Fälschungsaktion, mit der das Bischofskloster die direkte Unterstellung unter den Heiligen Stuhl und den Rang eines Königsklosters anstrebte und zeitweilig auch erreichte. [...] Ohne weitere Grabungen und Bauuntersuchungen sind jedoch keine neuen Aufschlüsse zu erwarten. Wir werden uns also bis zum Beweis

des Gegenteils damit abzufinden haben, daß die Regensburger Kathedrale im 8. Jahrhundert identisch war mit der Abteikirche St. Emmeram vor den Mauern der Stadt" [Brühl 238].

Eine kühne Volte: Weil niemand etwas genaues weiß, aber laut Urkundenbestand ein Dom dagewesen sein muß, wird er ausgerechnet von Brühl, dem sonst die archäologische Evidenz sehr wichtig ist, - "bis zum Beweis des Gegenteils" - vor den Mauern der Stadt angesiedelt. Dort brauchte er allerdings mächtige Schutzengel und -heilige...

Liegt unter St. Emmeram der Ur-Dom von Regensburg?

Kirche und Kloster St. Emmeram sind nicht nur wegen der Fürstin von Thurn und Taxis als Schloßherrin ein Kapitel für sich. Wir prüfen hier nur, ob sich der Ur-Dom von "Salzburger Dimensionen" unter den heutigen Gebäuden befindet, wie Brühl postuliert. Im *Dehio* von 1991 heißt es noch:

"Die Emmeramskirche, der größte und wichtigste Kirchenbau Süddeutschlands aus ***vorkarolingischer*** und frühromanischer Zeit" [Dehio 483; unsere Hvhg.].

Nur sechs Jahre später wurde St. Emmeram, von teilweise denselben Autoren, so eingeschätzt:

"Ehem. Benediktinerabtei- jetzt Kath. Pfarrkirche St. Emmeram, ***karolingische Pfeilerbasilika****, im Kern 8. - 10. Jh., wohl unter Einbeziehung der frühchristlichen St. Georgskirche, Westquerhaus mit Westchor und Doppelnischenportal um 1050/60, Emmeramskrypta um 780/90, Ramwoldkrypta um 980, Wolfgangskrypta 1052* [...] Die Emmeramskirche, der größte und wichtigste Kirchenbau Süddeutschlands aus karolingischer und frühromanischer Zeit, war mit dem Grab des hl. Emmeram Mittelpunkt eines Benediktinerklosters, das über ein Jahrtausend zu den einflußreichsten Reichsabteien des Ordens in Bayern zählte" [Petzet 1997; 198].

Da keine Regel ohne Ausnahme ist, fand hier ausnahmsweise eine Verjüngung statt: Derzeit gilt St. Emmeram nur noch als karolingisch-frühromanisch. Dem Besucher mag der Unterschied kaum auffallen:

"Die vom frühmittelalterlichen Bau vorgegebene, enge Jocheinteilung der Basilika überspielen und beleben die Stukkaturen und Fresken der Brüder Egid Quirin und Cosmas Damian Asam" [Petzet 204].

Doch kann von einer besonders engen Jochstellung nicht die Rede sein, weder für romanische noch für fiktiv-karolingische Verhältnisse. Und der Laie darf sich wundern, warum trotz des Brandes von 1062 und des verheerenden Brandes von 1166 die mächtige und begüterte Abtei bei ihren - doch immer prächtiger und größer zu erwartenden - Neubauten unbeirrbar dem Ur-Plan aus dem 8. Jh. folgte.

Warum setzt der evidenzorientierte Brühl eigentlich auf St. Emmeram? Weil er einer hochmittelalterlichen Schrift vertraut:

> "Wie erwähnt, errichtete Abtbischof Sintpert (768 - 791) den ersten monumentalen Kirchenbau für die Abtei; eine Quelle des 12. Jh. setzt den Baubeginn in das Jahr 783. Erhalten sind von dieser wohl [!] dreischiffigen, flachgedeckten Basilika die Confessio [Vorform der Krypta] des hl. Emmeram, die gangartige Ringkrypta und die Ansätze der über ihrem inneren Mauerring hochsteigenden Apsiswand" [Petzet 200].

Die frühkarolingische Pfeilerbasilika reduziert sich auf eine Ringkrypta und Ansätze über dem Mauerring. Auch die Salzburger Dimensionen reduzieren sich erheblich, wenn man die ganze Grabung einbezieht:

> "Die Anfänge der Benediktinerabtei liegen [urkundlich ermittelt] um 700. Die Urzelle wird in einer frühchristlichen Grabeskirche St. Georg vermutet, in der der hl. Emmeram († um 685) nach der Überlieferung bestattet wurde. Ihre Lage wurde schon immer im Bereich des südlichen Nebenchors der Emmeramskirche, dem Georgschor, vermutet. Ausgrabungen der Jahre 1984 - 92 östlich von St. Emmeram und St. Rupert brachten nicht nur Reste eines spätrömischen Gebäudekomplexes zum Vorschein, sondern auch zahlreiche Bestattungen eines Friedhofs, der mindestens seit dem frühen 7. Jh. belegt war" [Petzet 200].

Dem kritischen Leser fällt auf, daß hier kunstreich auf einer Glatze Locken gedreht wurden, um ein Wort von Karl Kraus zu verwenden: Man weiß nichts genaues, man *vermutet* eine Grabeskirche, und findet dann *nicht nur* spätrömische Gebäudereste (aber eben keine Kirche, Basilika usw.), *sondern auch* Reste von Gräbern, aber keineswegs vom Grab des hl. Georg)! Soll dem flüchtigen Leser damit suggeriert werden, man hätte die frühchristliche Grabeskirche von St. Georg ausgegraben?

Auf alle Fälle gibt es von einem Ur-Dom weder Spuren noch Hinweise auf Spuren. Selbst ein nüchterner Mann wie Brühl hat angesichts 'erdrükkender Urkundenbeweise' einen Phantomstandort postuliert, der - aus der Verzweiflung erfolgloser Suche heraus - *außerhalb* der römischen Ca-

strumsmauer liegt und in keiner Weise von archäologisch-baugeschichtlichen Befunde bestätigt wird!

Der andere hart beurteilende Brühl hat sich hier selbst dem Spott ausgesetzt: Solange die Römermauer noch solide stand, hätte man dem Ur-Dom in Salzburger Dimensionen keinen Schutz gegönnt, wird doch St. Emmeram erst 920/930 mit einer Mauer umfriedet. Erst als die Castrums-Mauer marode wurde, hätte man einen neuen Dom ihrem Schutz anvertraut...

Fazit zur rastlosen Domsuche

So bleibt es dabei: Es ist in keiner Weise gelungen, einen vor-, früh-, oder spätkarolingischen Domvorläufer oder Ur-Dom nachzuweisen. Faktisch belegt ist nur ein frühromanischer Bau, der allemal aus dem 10. Jh. stammt. Zahns Datierung auf beginnendes 11. Jh. gilt für das Westquerschiff; das Langschiff dürfte als erster Bauteil nur wenig früher gebaut worden sein! Alle sonstigen Hypothesen der Mediävisten sind dem Bedürfnis geschuldet, dem widersprüchlichen Inhalt der wenigen erhaltenen Urkunden rückwirkend eine leidlich entsprechende Realität zu schaffen. Dabei hatte schon Zahn bezüglich des alten Doms festgestellt:

> "die Urkunden, die von ihm berichten, tun dies nur in einer leichthin streifenden Weise und beschränken sich zudem auf die knappe Zahl von etwa zwanzig" [Zahn 1927, 2].

Aber schon diese vagen Bezüge haben ausgereicht, um in immer neuen Anläufen immer ältere Dome zu erfinden, nachdem sie dem Boden nicht abzugewinnen waren. Brühl selbst spricht (s.S. 255) im Zusammenhang mit St. Emmeram und Ramwold von einer "großen Fälschungsaktion" - was uns sofort angekreidet würde -, übersieht aber die wirklich große Erfindung des frühen Mittelalters.

Die Regensburger Herrscherpfalzen — sieben Phantome

Regensburg bietet nicht nur zahlreiche Altbauten, sondern auch reiches Anschauungsmaterial für die Kreation phantomzeitlicher Bauten: Datierungen fallen und steigen je nach Urkundengläubigkeit; ein Forscher kritisiert Kollegen wegen ihrer Luftschloßerzeugung, während er gleichzeitig selbst einen Luftdom generiert. Indem wir uns den Pfalzen zuwenden, werden wir weiteren mediävistischen Gepflogenheiten begegnen.

So wir nicht gerade dem *Wörterbuch der Kunst* [653] glauben, wonach es sich bei Pfalzen um die "Wohn-, Verwaltungs- und Repräsentationsstätte der dt. Kaiser und Könige" handelt, sind wir nicht überrascht, daß in Regensburg neben Kaiser und König auch Herzog und Bischof jeweils ihre Pfalz hatten. Ausgräber sollten demnach reiche Beute erwarten dürfen.

Nr. 1 — die Pfalz der Agilolfinger

Beginnen wir einen weiteren Rundgang, um zu beobachten, wie in Regensburg Luft zu Steinen kondensiert. Für die seit Garibald I. (554-594) das Bayernland beherrschenden Agilolfinger sucht die Wissenschaft allerorten die Lokalpfalzen, in Regensburg aber ihre eigentliche Herzogspfalz.

> "Man hat meist angenommen, daß Regensburg bereits im 6. Jahrhundert die Residenz der baierischen Herzöge gewesen sei. Sicher [!] bezeugt ist dies erst für die 2. Hälfte des 8. Jahrhunderts, als Regensburg von Arbeo von Freising (783) unter Bezug auf die Regierungszeit Herzog Theodos (Ausgang des 7. Jahrhunderts) als *metropolis huius gentis* bezeichnet wird." [Brühl 223]

Während Angelika Wellhofer — ganz lokal- und provinzpatriotisch — Regensburg als "Sitz der agilolfingischen Herzöge und mit dem Charakter einer Hauptstadt Bayerns" und als "Ausgangspunkt der Christianisierung" begrüßt [Petzet XXI], bringt Brühl sein Veto:

> "wissen wir ja gar nicht mit Gewißheit, ob die bairischen Herzöge damals in Regensburg residierten" [Brühl 246],

um - wie oben zitiert (S. 246) - zu konstatieren, "daß die Pfalz archäologisch bisher nicht nachgewiesen ist" [ebd].

Das ist die Situation der frühmittelalterlichen Historiker: Daß etwas gewesen ist, steht laut Brühl [ebd] "für die Forschung mit Recht außer Zweifel", weil man den Urkunden zwar nicht alles, aber doch ein paar Jahrhunderte erfundener Geschichte abnimmt. Leider scheint die Archäologie unfähig zu sein, die genannten Bauwerke zu finden, weshalb sie wohl bei den Diplomatikern nur geringes Ansehen genießt. Aber da kein pfalzeigener Stolperstein da ist, wird eine Art Rundlauf eingeläutet, bei dem offenbar jeder Teilnehmer eine Meinung äußern muß.

Die moderne Stadtarchäologie wird durch Lutz-Michael Dallmeier [Petzet XXXVI] vertreten:

> "Offen bleibt überhaupt die Frage nach der genauen Lage und Dimension der agilolfingischen Pfalz innerhalb des Nordostviertels der ehemali-

gen römischen Befestigung. Einzig die Grabungen im Niedermünster lassen mit gewisser Vorsicht erste Baumaßnahmen durch die Einebnung eines spätrömischen Gebäudes und die Errichtung einer Palisadenwand (von allerdings nur 30 cm Stärke) erkennen, die vielfach als eine Abmarkung der Pfalz interpretiert wird. Sonst fehlen Bodenzeugnisse für die erste Pfalz, die etwa auf dem Gelände des heutigen Karmeliterklosters vermutet wird." (s. zur Palisadenwand Abb. 1 rechts oben die geringelte Linie)

Eine seltsame Art, Repräsentationsgebäude nachzuweisen: Der Archäologe befindet die Einebnung eines römischen Gebäudes und die Errichtung einer schwächlichen Palisadenwand; der Nachweis der Pfalz innerhalb dieses römischen Gebäudes erübrigt sich damit, und die schwächliche Holzkonstruktion darf für mächtige Herzöge sprechen.

Carlrichard Brühl erleichtert die Bodensuche um ein weiteres Stück, indem er die Herzöge zwischen 570 und 760 von allen Bauarbeiten befreit:

"Daß für die Agilolfingerpfalz kein Bauherr namhaft gemacht werden kann, versteht sich von selbst, wenn man unterstellt, daß die bairischen Herzöge des 7. Jahrhunderts das spätrömische Praetorium übernommen haben, das allenfalls einiger Renovierung, schwerlich eines Ausbaus bedurfte, der wohl erst im 8. Jahrhundert - etwa unter Tassilo III. - anzunehmen sein wird." [Brühl 250]

So werden zwar etliche bairische Herzöge zu anspruchslosen Nachbenutzern, dafür schwillt der an Tassilo III. gerichtete Anspruch. Wolfgang Braunfels sieht den Tassiloüberwinder Karl während seiner Regensburger Jahre sein "neues Kulturwerk" planen:

"Tassilos Herzogspfalz in den Bauten und zwischen Ruinen des großen Römerlagers an der Donau muß erneut dazu beigetragen haben, das Verlangen nach einem monumentalen Regierungssitz zu stärken" [Braunfels 93].

Demnach wäre die Aachener Pfalz durch Tassilos Bau recht eigentlich initiiert und in Konkurrenz zu Regensburg gebaut worden. Gemessen daran, daß sich vom Tassilobau nach wie vor kein einziger Stein gefunden hat, darf es nicht verwundern, wenn Karl zu Aachen auch keinen einzigen Stein hat bewegen lassen. Beim umgekehrten Schluß - angesichts der ruinösen Gegebenheiten zu Regensburg habe Karl wenigstens seiner eigenen Zukunft ein prächtiges Zuhause gegönnt - wäre es umso unerklärlicher, daß auch Aachen nichts Karolingisches bieten kann.

Nr. 2 — die karolingische Königspfalz

Die Karolinger machten das bestmögliche aus dieser zwar maroden, aber doch im Kern fiktiven Pfalz:

> "Ich hatte oben mehrfach auf die ungewöhnliche Lage des spätantiken Praetorium hingewiesen, das nicht, wie es zu erwarten gewesen wäre, genau in der NO-Ecke des Castrum liegt, sondern deutlich abgesetzt von der Mauer. Eben dort pflegt die Forschung aber das karolingische *palatium* zu lokalisieren, wobei weitgehende Einigkeit darüber herrscht, daß die Karolinger die Pfalz der Agilolfinger einfach übernommen haben." [Brühl 246f].

Wir dürfen Schiller variieren, indem wir feststellen: "Das eben ist der Fluch der bösen Tat, daß sie fortzeugend Fiktives muß gebären..." Nach ihrer Verdopplung gewinnt die Fiktion zunehmend konkrete Züge:

> "Die karolingische Pfalz zählt zu den bestbezeugten in Ostfranken. [...] Die Meldung vom Todessturz des Sohnes Ludwig III. *de fenestra palatii* erlaubt bestenfalls die Vermutung, daß die Pfalz wohl zweigeschossig war, was ohnehin angenommen werden darf." [Brühl 248]

Nachdem sogar Rückschlüsse auf die Höhe der Fensterlaibungen möglich sind, braucht ein kleiner Schönheitsfehler keine weitere Beachtung:

> "Über die Lage der Pfalz ist keiner der genannten Quellen ein Hinweis zu entnehmen." [Brühl 248]

Es gibt eine elegante Möglichkeit, die Pfalz dennoch dingfest zu machen: Man vergrößere sie nötigenfalls bis auf Castrumsgröße - und schon ist sie fixiert! Dieses Verfahren bräuchte gar nicht den Umweg über die Alte Kapelle, aber der Bezug zu einem noch heute existenten Gebäude überdeckt dezent den Vorgang der Pfalzaufblähung:

> "Mit der Lage der 'Alten Kapelle' am Kornmarkt ist zumindest dieses Areal als zur karolingischen Pfalz gehörig erwiesen. In der Tat wäre nichts falscher, als sich das Pfalzgelände als eine eng begrenzte Fläche vorzustellen: Heuwieser spricht von einem `Pfalzquadrat' von 142 m Seitenlänge und über 2 ha Flächeninhalt." [Brühl 249]

Es macht Freude, wie der einstige Agilolfingersitz - für Gauer ein weitgehend unbebautes Areal - wächst und gedeiht: Eine römische Ruineneinliegerwohnung entpuppt sich als mächtiger Palast mit einer Grundfläche, die zweieinhalb Fußballfeldern und fast dem Aachener Standard entspricht. Daß

es mit wachsender Pfalz immer unwahrscheinlicher wird, *keinen* Stein von ihr zu finden, scheint konsequente Pfalzkreationisten nicht zu irritieren.

Nr. 3 — noch eine Extrapfalz Karls des Großen

Da der geneigte Leser die Unterscheidung zwischen der fiktiven karolingischen und der fiktiven agilolfingischen Pfalz erfaßt hat, wird er auch den Unterschied zwischen einer karlszeitlichen Pfalz und einer Karlspfalz begreifen. Nachdem Forscher wie Rietschel und Walderdorff drei Königspfalzen für Regensburg angenommen hatten, begann die Suche nach den geeigneten Bauherren [Brühl 249f]. Werner Gauer schlug 1981 nicht nur eine dieser Pfalzen Karl dem Großen zu, sondern weitere karlistische Evolutionen vor, was ihm massiven Tadel von Brühl eintrug.

> "Nur Gauer hat sich auf Karl den Großen versteift, was mich ganz und gar abwegig dünkt." [Brühl 250]
>
> "Mit 'Renovatio', 'karolingischer Renaissance', 'imperialer Idee' und ähnlich schönen Dingen hat das alles nicht das geringste zu tun: Karl verlegte den Hof 791/93 nach Regensburg, um dem Kriegsschauplatz gegen die Awaren möglichst nahe zu sein; vorher und nachher spielt die Stadt im Itinerar Karls keine Rolle; ihm daher gewaltige städtebauliche Planungen 'auf der grünen Wiese' zu unterstellen, die Regensburg zum 'Prototyp der wiederentstehenden Siedlungsform Stadt' gemacht hätten, sind Phantasien, die ich nicht ernst nehmen kann" [Brühl 224].

Und so muß Karl der Große doch mit einer einzigen fiktiven Pfalz zu Regensburg auskommen.

Nr. 4 bis 7 — die sonstigen Herrscherpfalzen:

Nur vorhandene Steine können schreien; deshalb hatten die Pfalzkreationisten freie Bahn bei der Erfindung immer neuer Pfalzen, wobei sie sogar die Mauern des einstigen Römercastrums sprengten.

> "Unbestritten ist auch, daß [...] Ludwig II. die Alte Kapelle errichten ließ. Aber hat Ludwig darüber hinaus auch neue Pfalzbauten aufgeführt? Die Mehrheit der Forscher nimmt dies an und zwar, wie ich meine, mit vollem Recht" [Brühl 259].

Da Brühl Regensburg gut kennt, erwartet er offenbar keine Überreste dieser **4. Pfalz**. Warum aber dieses Hirngespinst seine Zustimmung findet, das nächste aber nicht, bleibt uns verborgen. Der bereits genannte Forscher

Walderdorff hatte es gewagt, eine Pfalz Karls III. zu postulieren, was Brühl nur einen einzigen Satz wert ist.

"Eine ang. Pfalz Karls III. gehört dagegen in das Reich der Legende." [Brühl 250]

Da wir die fehlende Evidenz dieser Pfalz nicht von der fehlenden Evidenz einer Pfalz Ludwigs II. unterscheiden können, führen wir sie sicherheitshalber als **5. Pfalz** auf.

Wurden die meisten Pfalzen bislang im Nordost-Eck des Castrums gefunden, so suchten andere Pfalzkreationisten abwechslungshalber in der Südost-Ecke und fanden dank eines alten Straßenschildes die **6. Pfalz**. Brühl opponiert auch hier, wobei er allerdings eine weitere Pfalz, näher zur Mitte des Castrums, ventiliert, die wir nicht eigens numerieren wollen.

"[...] hat man seit den Tagen Aventins auch in der SO-Ecke des Castrums eine Pfalz vermutet, von der heute nur noch die Straßenbezeichnung 'Am Königshof' Kunde gibt. [...] Dennoch halte ich jeden Gedanken an eine Pfalz an dieser Stelle für abwegig; allenfalls könnte man an einen Außenhof der eigentlichen Pfalz denken, doch bleibt selbst dies unsicher." [Brühl 250]

Indem wir uns an Nr. 6a vorbeimogeln, geraten wir direkt in die **7. Königspfalz**, in die Arnulfspfalz. Auch sie ist freischwebend aus den Quellen imaginiert und äußerst volatil, also eher freischwebend oszillierend.

"Unbestritten ist auch, daß Kaiser Arnulf den Bau der Pfalz von St. Emmeram angeregt hat" [Brühl 250].

"Dies erlaubt die Vermutung — mehr ist es auf keinen Fall —, daß die Pfalz bei St. Emmeram im Jahre 891 wohl schon bestanden haben wird [...] HEUWIESER sucht sie in der Nachfolge von WALDERDORFF am Ägidienplatz in einer Entfernung von etwa 300 m zur Klosterkirche, was der klaren Aussage Arnolds [...] widerspricht. [...] PIENDL sucht die Pfalz daher in der Vorhalle des Klosters, während sich STROBEL für den dem Atrium vorgelagerten Emmeramplatz entschied, was mich am wahrscheinlichsten dünkt" [Brühl 252].

Die archäologische Basis für diese sieben bis zehn Postulate ist ungemein schmal - oder ungemein breit, denn Pfalzen können tatsächlich überall gemutmaßt werden, solange kein Stein die freie Entscheidung einschränkt. Um Brühls Urteilsfindung fortzuführen: Uns dünkt am wahrscheinlichsten, daß nur eine einzige veritable Königspfalz in Regensburg gestanden hat.

Fünf völlig vergeistigte Bischofspfalzen

Ganz im Gegensatz zur Definition einer Pfalz als kaiserlich-königliches Refugium kennt Regensburg auch Pfalzen als Sitz des dortigen Bischofs — und der mußte von Anfang behaust sein. Weil der Bischof lange zugleich der Abt von St. Emmeram gewesen ist, muß er "während einiger Jahrzehnte im 8. Jahrhundert" bei St. Emmeram residiert haben [Brühl 245]. Daß es von dieser ***Bischofspfalz I*** keinerlei materiellen Überreste gibt, braucht nicht eigens erwähnt zu werden. Andererseits hat uns Brühl (s.S. 255) ausdrücklich mitgeteilt, daß Bischofs- und Abtswürde bis 975 auf eine Person vereinigt waren.

"Spätestens zu Beginn des 9. Jahrhunderts" muß der Bischof - weil nun seine Kathedrale hinter den Castrumsmauern in Sicherheit gebracht wurde, "infra muros" Hof gehalten haben.

> "Der gegenwärtige Bischofshof auf der Nordseite des Doms und direkt an der alten Römermauer gelegen, scheint auf den ersten Blick alle Voraussetzungen einer karolingischen Bischofsresidenz zu erfüllen, ist in Wahrheit aber ein Neubau der Jahre 1250/70" [Brühl 245].

Nun spricht eine Urkunde von 1263 von einer alten Kurie am Donauufer,

> "d.h. also gerade *vor* den Mauern des Römerlagers und nicht innerhalb desselben, wie PIENDL überzeugend nachgewiesen hat. Eine solche Lage ist nur denkbar, wenn die Befestigung auf der Donauseite abgeschlossen war; der 'Alte Bischofshof' kann somit schwerlich vor dem 11. Jahrhundert entstanden sein, wahrscheinlich in etwa zeitgleich mit dem sogen. 'Alten Dom' [1070/80]" [Brühl 245].

In diesem Fall wurde die Bischofspfalz 'vor den Mauern' wegen der faktischen Nichtigkeit unter der Rubrik ***Luftpfalz II*** ad acta gelegt. Die urkundengeleitete Suche ging aber selbstverständlich weiter.

> "Es liegt nahe, den Vorgängerbau der Stephanskapelle, der für das späte 10. Jahrhundert belegt ist und auch in einer Fälschung auf den Namen Papst Leos III. erwähnt wird, in Verbindung zu bringen mit der ältesten Bischofspfalz, die selbstverständlich 'infra muros' gelegen gewesen sein muß. Ihre genaue Lage ist unbekannt; vielleicht lag sie wirklich westlich der ersten Pfalzkapelle, wie dies irrig für die jüngere Pfalz, die *curia antiqua*, angenommen worden ist. Beide Bauten wird man wohl in die 1. Hälfte des 9. Jahrhunderts datieren dürfen" [Brühl 245f].

So gewinnt Brühl für den nicht nachgewiesenen Vorläuferbau einer Kirche und für ein Pfalzgebäude ohne bekannte Lage ein Datum, das immerhin auf ± 25 Jahre genau sein soll — die bischöfliche ***Luftpfalz III.***

Der auch hier aktive Gauer präsentiert als eigene Lösung für die zweitälteste Bischofsresidenz die Porta Praetoria,

"was er mit dem Hinweis auf die Trierer 'Porta Nigra' zu erhärten sucht, die allerdings niemals Bischofspfalz gewesen ist" [Brühl 246],

wobei Brühl als Fußnote anfügt: "Willkürliche Behauptungen lohnen keine Widerlegung". Zwar hätte Gauers Lösung den großen Vorteil, endlich einmal ein veritables Bauwerk zu präsentieren, aber wir müssen dennoch von der bischöflichen ***Luftpfalz IV*** sprechen.

Wir sind damit zurückgeworfen auf den gegenwärtigen Bischofshof zwischen Dom und nördlicher Römermauer, östlich der Porta Praetoria, der aber laut Brühl "schwerlich vor dem 11. Jahrhundert entstanden sein kann" (s.o.). Morsbach [25] füllt diese Lücke, indem er einfach den Bischofssitz bereits ab 899 "östlich der Porta Praetoria" bereitstehen sieht. Da laut Brühl kein Stein diese mindestens 100 Jahre belegt, sind wir schlußendlich bei der bischöflichen ***Luftpfalz V*** angelangt, direkt unter der echten Bischofspfalz.

Es gäbe nun gerade für Regensburg als faktische Hauptstadt noch ein weiteres Prüfkriterien auf korrekte Lokalisation und Datierung wichtiger Gebäude. Denn hier standen die *magnificae aedes* der Bischöfe und Äbte.

"Dieses innerhalb Deutschlands nur in Regensburg anzutreffende Erscheinungsbild einer mittelalterlichen Hauptstadt, das uns nur wenig früher in Pavia begegnet, findet sich seit dem 12. Jahrhundert auch in Paris und London. Am wichtigsten sind die Höfe *(curtes)* a l l e r bairischen Bischöfe in der Stadt, d.h. der Bischöfe von Augsburg, Bamberg, Brixen, Eichstätt, Freising, Passau, Salzburg und natürlich von Regensburg selbst. Alle genannten Höfe sind im Castrum gelegen" [Brühl 243].

"Der älteste bezeugte Bischofshof, der des Bischofs von Passau, muß um 950 erworben sein" [Brühl 244], der Salzburger wurde 976 geschenkt, die weiteren wurden kurz nach 1000 gegründet.

Von den außerdem 18 bekanntgewordenen Klosterhöfen reichen drei bis in die Zeit Heinrichs II. (1002-1024) zurück, "schließlich sind seit dem 10. Jahrhundert auch Grafenhöfe in Regensburg bezeugt" [Brühl 244].

Der sogenannte Hauptstadtcharakter läßt sich also mit den Bischofspfalzen genauso wie mit den Bischofshöfen oder den Klosterhöfen oder den Grafenhöfen erst ab dem 10. Jh. belegen - nichts anderes war aus unserer Sicht der Phantomzeit zu erwarten.

Veritable Karolingerreste ?

Wir haben gesehen, daß sich zwischen einer reichen römischen Vergangenheit und einer üppigen Fülle ab dem 10. Jh. wenig Substanz, aber dafür um so mehr Luft in Gestalt von Annahmen, Mutmaßungen und frei flottierenden Meinungen zeigt. Wir sind bislang nur am frühromanischen Dom Steinen begegnet, die man mit einiger urkundlichen Gutgläubigkeit den Karolingern zuschreiben könnte; alle Pfalzzuschreibungen an Kaiser, Könige, Herzöge und Bischöfe sind von keinem materiellen Substrat belastet.

Es gibt aber doch ein paar Stellen, an denen altes Gemäuer karolinigischen Zeiten zugeschrieben wird: in Niedermünster, in St. Emmeram II, am Römerturm und in der Alten Kapelle. Wir prüfen die Fakten.

Niedermünsterkirche

> "Die schon erwähnte langjährige Ausgrabung der 1960er Jahre unter der Niedermünsterkirche erfaßte einen frühesten, in die Zeit um 700 zu datierenden Kirchenbau mit den Bestattungen der Wanderbischöfe Erhard und Albert, ferner die Grundrisse nachfolgender Kirchen aus karolingischer und ottonischer Zeit, teils wieder mit bedeutenden Bestattungen. Ob der erste, spätmerowingische Saalbau bereits als erste Bischofskirche anzusprechen ist, bleibt umstritten" [Petzet XXXVI].

Wir bewegen uns in Brühls erster Ur-Dommutmaßung, die mit ihrer ergrabenen Schichtenfolge alle fomenkoistischen Spekulationen ad absurdum führt und auch den zur Vorsicht mahnt, der allzurasch die Phantomzeit auf 500 und mehr Jahre ausdehnen möchte [die folgende Zitationen aus Petzet 408]. Die *älteste Bauanlage* gehört dem Lager der III. italischen Legion (+179) an, die *zweite* war ein spätrömisches Wohnhaus mit Hypokaustenheizung. Auf Holzbaureste folgt *drittens* eine nicht mehr römische Saalkirche. Sie wird nach dem Grab des Hl. Erhard auf 700 datiert, um dem "wohl vor 739" gestorbenen Wanderbischof einen Bestattungsort zu bereiten. *Viertens*

wird eine vergrößerte Saalkirche auf 800 datiert, um die Gründung Niedermünsters in karolingischer Zeit zu bestätigen. Der *fünfte Bau* - eine "monumentale Basilika mit Ostquerhaus und drei Apsiden" - wird bei 950 gesehen, weil für Herzog Heinrich I. von Bayern, dem Bruder Kaiser Ottos d. Gr., ein neuer Kirchenbau überliefert ist. Ab etwa 1146 werden Kirche und Stift als kompletter Neubau errichtet, als *Bauphase sechs*.

Da wir schon beim Dom erfahren haben, daß sein Vorläuferbau nur deshalb karolingisiert werden konnte, weil es keinerlei Nachrichten über Errichtung, Bauherrn und Weihe gibt, läßt sich auch hier fragen, ob die Baubefunde den Urkunden richtig zugeordnet sind. Wenn die "monumentale Basilika" nicht bei 950, sondern — schon wegen ihrer Größe und wegen den damals noch andauernden Ungarneinfälle — erst deutlich nach 955 und vor 1146 eingestuft wird, dann wird die "karolingische" Saalkirche zu einer ottonischen. Die Erhardsverehrung wird in Regensburg auch durch die Erhardskapelle verkörpert, dem ersten in Regensburg gewölbten kryptenartigen Raum, der zwar von Schindler [49] als agilolfingisch eingestuft worden ist, mehrheitlich aber in die zweite Hälfte des 10. Jh. datiert wird [Strobel 1965, 2]. Die damalige Erhardsverehrung kann einen Hinweis so nicht auf den angeblichen Bischof, aber doch auf seine heiligmäßige Virulenz geben.

St. Emmeram

Wir haben oben bereits St. Emmeram in Hinsicht auf seine Eignung als möglichen Ur-Dom betrachtet. Wir haben auch erwähnt, daß hier veritable Reste aus der Phantomzeit präsent sind:

> "Die Ringkrypta bildet zusammen mit der Confessioanlage zu Ehren des hl. Emmeram den ältesten erhaltenen Teil der Basilika, der noch zu der frühkarolingischen Anlage aus der Zeit um 780/90 gehört. Die erste urkundliche Erwähnung stammt bereits aus dem Jahre 791" [Petzet 206].

Hier kann nicht die eigentliche Evolutionslinie der Krypten dargestellt werden, weshalb wir nur auf die erhaltenen ornamentalen Malereien verweisen, "die wohl aus der Erbauungszeit um 780/90 stammen" [Petzet 206]. Ihr Flechtbanddekor und ihre geometrischen Muster gelten als "deutlich beeinflußt von der angelsächsischen Kunst dieser Zeit" [ebd], die wir andernorts bereits dem 10. Jh. zuordnen konnten [Illig 323ff]. Dementsprechend muß der tonnengewölbte Gang keineswegs 200 Jahre vor die erste Regensburger Wölbung in der Erhardkapelle datiert werden.

Sogenannter Römerturm

Das Ensemble Herzogshof und Römerturm östlich vom Dom zeigt teils fiktive, teils halbwegs greifbare Karolingerwerke. Der Herzogshof

> "stammt erst aus dem 12. Jahrhundert, gilt aber manchen als die Stätte der karolingischen *aula regia,* doch möchte ich mich ungern auf diese doch allesamt sehr hypothetischen Identifizierungsversuche einlassen" [Brühl 249].
>
> "Seine Mauer stammt zu großen Teilen aus dem 12. und 13. Jh. [...] Ein Schwibbogen verbindet über die Straße hinweg mit dem ***Heidenturm***. Der Unterbau ist karolingisch, die 3 oberen Geschosse hat das 13. Jh. errichtet" [Reclam 572].

Der Begriff Heidenturm steht für den sogen. Römerturm, der noch präziser faßbar ist:

> "Das unter Straßenniveau ansetzende EG besteht aus zweischaligen Granitgroßquadern und stellt vermutlich den Überrest eines Turms (Wohnturm, Schatzkammer?) der karolingischen Pfalz dar" [Petzet 186].

Hatten wir weiter oben gesehen, daß nichts umstrittener ist als die Lage der Karolingerpfalz, so treten wir jetzt gleichwohl in ihren Wohnturm, gar in ihre Schatzkammer ein.

Quader und wiederverwendete Quader sind erst in einer Zeit zu gewärtigen, die den durchgängigen Quaderbau auch betreibt. Er beginnt nördlich der Alpen erst wieder im 11. Jh. [Illig 249ff], in Bayern erst im 12. Jh. [Strobel/Weis 34]. Ihn charakterisiert eine äußere und eine innere Mauerschale [ebd], wie hier beobachtet. Insofern besteht der dringende Verdacht, daß der sogen. Heidenturm und sogen. Römerturm auch ein sogen. Karolingerturm ist, der erst im 2. Jtsd. aufgeführt worden ist.

Dafür sprechen in Regensburg auch die Reste von 40 Geschlechtertürmen, eine Fülle wie sonst nur südlich der Alpen (Bologna, San Gimignano). Diese Türme werden selten vor 1100 angesetzt [Petzet XLVIII] (Eine der Ausnahmen bildet das Altmannsche Haus von 1060/80 [Petzet 398]). Vorromanische Profanarchitektur konnte bislang nicht nachgewiesen werden [Petzet XLVIII], geschweige denn eine karolingische.

Diese ganze Turmlandschaft entspringt dem 2. Jtsd. — nur der sogen. Römerturm nicht? Die Spezialisten, die auf einen "allgemein als karolingisch datierten Sockel" pochen [Petzet XLV], pochen auf Luft.

Alte Kapelle

Die Stiftskirche Unserer Lieben Frau zur Alten Kapelle gilt als "das einzige über die Säkularisation fortgeführte und bis heute bestehende karolingische Kollegiatsstift" [Petzet 38]. Noch ältere Wurzeln gelten als fiktiv:

> "Auf ihr Geschlecht [Agilolfinger] soll auch die Gründung der Alten Kapelle im 6. Jahrhundert als Pfalzkapelle zurückgehen. Die ältesten noch erhaltenen Teile dieses Kirchenbaus stammen allerdings frühestens aus dem 9. Jahrhundert" [Petzet XLV].

Auf S. 38 desselben Buches heißt es zu der Agilolfingerherkunft lapidar: "bisher ohne Nachweis". Die karolingische Datierung stammt aus einer Urkunde von 875, weshalb der Bau auch als "Pfalzkapelle Ludwigs des Deutschen" bezeichnet wird [ebd]. Da die Urkundenlage perfekt scheint, wundert es nicht, daß "baugeschichtliche Untersuchungen fehlen" [ebd]. Wiederverwendete römische Kalksteinquader am Turm [Petzet 40] und "die Maßverhältnisse - Mittelschiff annähernd doppelt so breit wie die Seitenschiffe - deuten auf eine karolingische Anlage" [Petzet 38].

Aber wiederverwendete Quader bürgen so wenig wie beim Römerturm für eine karolingische Renaissance. Die Maßverhältnisse können es auch nicht. Die Relation 'Mittelschiffbreite = 2 x Seitenschiffbreite' weist viel eher auf das gebundene Schema, bei dem sich aus den gereihten Vierungsquadraten jeweils zwei Seitenschiffquadrate mit halber Kantenlänge ableiten [vgl. Illig 246ff]. Und der Kirchturm als solcher spricht klar gegen seine Datierung auf 850 [vgl. Illig 261ff]

Veralterungsmöglichkeiten bot auch die Bezeichnung "Alte Kapelle". Für Brühl [251] wird sie 1002 so apostrophiert, woraus auf eine neue Pfalzkapelle geschlossen werden kann. 1957 zählte noch das Datum 967 [Reclam 562]. Ganz aus der Reihe fällt Herbert Schindler:

> "Mit Unterstützung Kaiser HEINRICHS II. entsteht um 1002 — im gleichen Jahr, da der in Regensburg residierende Herzog zur Kaiserwürde gelangt — 'die Kirche im Königshof, die man vor Zeiten die *Alte Kapelle* nannte'. Noch heute ist unter dem Rokokokleid der klare Rhythmus des spätottonischen Raumes zu spüren" [Schindler 80].

Demnach entstand die alte Kapelle erst zu Beginn des 11. Jhs. Das geht nun selbst uns zu weit. Schließlich nennt sie die Regensburger Tradition des 14. Jhs. den "'anvanck aller Gotzhäuser in Bayern'" [Reclam 562]. Und den vermuten wir mit guten Gründen zu Anfang des 10. und nicht zu Anfang des 11. Jhs. Aber die Alte Kapelle bietet ein weiteres Prüfkriterium.

"Interessant das Vorhandensein eines östl. Querhauses, das den alten Regensburger Baugewohnheiten widerspricht. Seine Anlage geht zweifellos auf karolingische Planung zurück" [Reclam 562]

Nun wollte uns Sauermost beibringen, daß der 'karolingische Dom' gar kein Querhaus hatte, sondern erst durch ein frühromanisches Westquerschiff komplettiert werden mußte. In St. Emmeram mit seinem karolingisch vorgegebenem Grundriß der engen Joche dominiert ein West-, kein Ostquerschiff. Da laut Schindler [81] das Westquerschiff erst ab 1010 mit dem Obermünster ein "typisches Merkmal Regensburger Romanik" wird, könnte man sich gut vorstellen, daß im Jahrhundert *davor* ein Ostquerschiff gebaut worden ist. Strobel und Weis bestätigen uns darin, indem sie sehr vorsichtig formulieren, wenn es um die ausladenden Ostquerhäuser in Bayern geht:

"Auch der Eichstätter Dom und die Regensburger Alte Kapelle müssen hier genannt werden, letztere ***wohl älter*** als das ergrabene östliche Querhaus von Bau III des Niedermünsters aus der Mitte des 10. Jahrhunderts" [Strobel/Weis 22; unserer Hvhg.].

Bilanz

Unsere Abrechnung fällt kurz und knapp aus. Den reichen Römerfunden und der breiten Vielfalt an romanischen Bauten stehen ebenso reiche wie vielfältige karolingische Quellen- und Chronikhinweise gegenüber. Aus ihnen heraus wurden viele wundersame Bauwerke postuliert, die sich jeweils als reiner, von archäologischen Befunden nicht getrübter Willensakt" [Brühl 233] präsentieren. Brühls Vorwurf trifft nicht nur einen einzelnen Kollegen, sondern eine ganze Gruppierung und vor allem ihn selbst. So darf es nicht wundern, daß faktische Nachprüfung das "karolingische Regensburg" als hochgradiges Vakuum erweist, das nahtlos die karolingerfreie Zone Oberbayern fortsetzt [vgl. Anwander 110]. Oder um noch einmal mit Heidegger zu sprechen: Hier nichtet nur das Nichts.

Gerhard Anwander 81249 München Schwojerstr. 38
Dr. Heribert Illig s. Impressum

Literatur

Anwander, Gerhard (1998): "Oberbayern als virtueller Urkundenraum"; in *ZS* X (1) 83

Bosl, Karl (Hg. ^{3}1981): *Handbuch der historischen Stätten Deutschlands. Bd. 7. Bayern;* Stuttgart

Braunfels, Wolfgang (1972): *Karl der Große;* Reinbek

Brühl, Carlrichard (1990). *Palatium und Civitas.* Studien zur Profantopographie spätantiker Civitates vom 3. bis zum 13. Jahrhundert. Band II Belgica I, beide Germanien und Raetia II; Köln · Wien 1990

Dallmeier, Lutz-Michael (1997): "Siedlungsgeschichte und archäologische Denkmalpflege in Regensburg"; in Petzet 1997

Dehio, Georg (bearb. von J. Drexler/ A. Hubel; 1991): *Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler; Bayern V: Regensburg und die Oberpfalz;* München

Gauer, Werner (1981): "Castra Regina und Rom"; in *Bonner Jahrbücher* Bd. 181 1-88

Hubel, Achim/ Schuller, Manfred (1995): *Der Dom zu Regensburg;* Regensburg

Illig, Heribert (1996): *Das erfundene Mittelalter;* Düsseldorf

Kolmer, Lothar (1990): *Machtspiele: Bayern im frühen Mittelalter;* Regensburg

Morsbach, Peter (1989): *Der Dom zu Regensburg. Ausgrabung · Restaurierung · Forschung;* München · Zürich

Paul, Hermann (1966): *Deutsches Wörterbuch;* Tübingen

Petzet, Michael (Hg., 1997): *Denkmäler in Bayern. Bd. III.37: (Oberpfalz, kreisfreie Städte.) Stadt Regensburg* von Anke Borgmeyer u.a.; Regensburg

Reclam = *Reclams Kunstführer. Baudenkmäler. Band 1 Bayern* (1957). Bearbeitet von Alexander von Reitzenstein und Herbert Brunner; Stuttgart

Sauermost, Hans Jürgen (1969): "Regensburgs spätkarolingischer Dom"; in *Zeitschrift für Kunstgeschichte* Bd 23; München · Berlin

Schindler, Herbert (1963): *Große Bayerische Kunstgeschichte.* Band 1: Frühzeit und Mittelalter; München

Strobel, Richard (1965): *Romanische Architektur in Regensburg.* Kapitell · Säule · Raum; Nürnberg

Strobel, Richard/ Weis, Markus (1994): *Romanik in Altbayern;* Würzburg

Zahn, Karl (1927): Die Ausgrabung des romanischen Doms von Regensburg aus dem Anfang des XI. Jhdts. Vortrag 28.4.27 in Regensburg [in diesem Redemanuskript des Autors, verwahrt in der Bayer. Staatsbibliothek, handschriftlich auf 4.5.27 korrigiert]; o.O.

- (1931): *Der Dom zu Regensburg;* Augsburg

Mittelalterthese und Sonnenfinsternisse

Andreas Birken

Da sich nun ein professioneller Astronom als Amateurhistoriker an Illigs Mittelalterhese versucht hat [*ZS* 1/99, 83ff], läßt es sich nicht mehr vermeiden, daß sich ein professioneller Historiker als Amateurastronom an des Astronomen These versucht.

Prof. Herrmann schrieb unter der Überschrift "Eine skurrile Hypothese" [Herrmann: *Die Jahrhundertfinsternis;* Berlin 1999, 31ff], daß sich an Hand der aus der Geschichte bekannten (totalen) Sonnenfinsternisse überprüfen ließe, ob tatsächlich 297 ($\pm$ X) Jahre aus der Geschichte gestrichen werden können. Wenn Illig recht hat, müssen nämlich alle Himmelsereignisse vor dem Jahr 911 rechnerisch um 297 Jahre verschoben werden. Das heißt, die in den Quellen genannten Finsternisse müssen in den astronomischen Tabellen um 297 Jahre später gesucht werden. Als Beispiele führt Herrmann auf:

15. 6. 763 v.Chr.	Ninive, recht auffällig
28. 5. 585 v.Chr.	Milet, "Thales-Finsternis"
3. 8. 431 v.Chr.	Athen
14. 11. 29	Nicäa, total
14. 1. 484	Athen, total
2. 10. 563	Clermont-Ferrand, Gregor v. Tours
3. 10. 590	Clermont-Ferrand, Gregor v. Tours

Für Milet, Nicäa und Athen gibt er tabellarisch die Daten der Finsternisse der jeweils folgenden Jahrhunderte und die Abstände zu den ursprünglichen Terminen. Er stellt fest, daß es in keinem Fall eine Finsternis im Abstand von 297 Jahren gebe und Illigs These damit aus astronomischer Sicht widerlegt sei. Abgesehen davon, daß es zur Athener Finsternis eine im Abstand von 298 Jahren gegeben hat (also durchaus 297 $\pm$ X), beweist diese Art der Beweisführung nur, daß man die Frage nicht rein astronomisch ohne Berücksichtigung der Methoden der Geschichtswissenschaft lösen kann. Denn gerade der Fall des Thales von Milet zeigt, daß hier nicht ein konkretes historisches Datum mit Hilfe astronomischer Berechnungen bestätigt wurde, denn über das Leben des Thales ist gar nichts Konkretes bekannt. Man weiß aus indirekter Überlieferung, daß Thales eine Finsternis vorausgesagt hat, die dann tatsächlich eingetroffen ist. Bezüglich der Lebensdaten des Philo-

sophen war nur ungefähr bekannt, in welche Zeit er einzuordnen sei. In dieser als wahrscheinlich betrachteten Zeitspanne hat man nach einer Finsternis gesucht und ist fündig geworden.

Das gleiche gilt für die ungleich wichtigere Finsternis von Ninive, an der die gesamte assyrisch-babylonische Chronologie hängt. Auch hier gab es nur eine Vermutung über die zeitliche Einordnung einer Eponymenliste, in der dieses Finsternis genannt ist. Auch hier ist man fündig geworden. Aber jedermann wäre auch mit einer um 50 Jahre früheren oder späteren Finsternis glücklich gewesen.

Eine vollständige Liste der 44 Sonnenfinsternisse, die aus der griechisch-römischen Antike überliefert sind, findet sich in dem von Marieluise Deißmann herausgegeben Reclam-Bändchen *"Daten zur antiken Chronologie und Geschichte"* [Stuttgart 1990, 27ff]:

	v. Chr.	
	754	Plutarch, *Romulus* 27
7. Juli	708	Cicero, *De re publica* 1,16,25; Dionysios von Halikarnassos, *Antiquitates Romanae* 2,56; Plutarch, *Romulus* 27
6. Apr.	648	Archilochos, [Frg. 74 Bergk]
28. Mai	585	Herodot 1,74; Plinius, *Naturalis historia* 2,53
19. Mai	557	Xenophon, *Anabasis* 3,4,8
2. Okt.	480	Herodot 9,10
17. Feb.	478	Herodot 7,37
30. Apr.	463	Pindar, *Hyporchemata* 6. (vgl. Paenes 9,1-22 [F 52k Snell])
3. Aug.	431	Thukydides 2,28
21. März	424	Thukydides 4,52
3. Sep.	404	Xenophon, *Hellenika* 2,3,4; Seneca, *De beneficiis* 5,6
18. Jan.	402	ebd.
21. Juni	400	Cicero, *De re publica* 1,25 (Ennius, *Annales* 4, [Frg. 4 Vahlen])
14. Aug.	394	Xenophon, *Hellenika* 4,3,10; Plutarch, *Agesilaos* 17
12. Juni	392	Cicero, *De re publica* 1,25 (Ennius s. 21. Juni 400)
13. Juli	364	Diodor 15,80; Plutarch, *Pelopidas* 31
12. Mai	361	Plutarch, *Dion* 19
15. Sept.	340	Livius 7,28,7 **(?)**
15. Aug.	310	Diodor 20,5,5; Justin 22,6,1; Frontin 1,12,9; Hipparch bei Pappos, Komm. zu Ptolemaios, *Almagest* 1,65,5 (Agathokles-Finsternis)

v. Chr. (Fortsetzung)

11. Feb. 217 Livius 22,1,8
6. Mai 203 Livius 30,38,8
19. Okt. 202? Zonaras 9,14
14. März 190 Livius 37,4,4
17. Juli 188 Livius 38,36,4
19. Juli 104 Iulius Obsequens 43
29. Juni 94 vielleicht bei Iulius Obsequens 51 gemeint
7. März 51 Cassius Dio 41,14
19. Mai 36 *Chronikon Paschale,* Ol. 186,1
20. Aug. 31 ebd. Ol. 187,2

n. Chr.

28. März 5 Cassius Dio 55,22,3
24. Nov. 29 Phlegon von Tralles [FGrHist II B 257 F 16]
1. Aug. 45 Cassius Dio 60,26,1
30. Apr. 59 Plinius, *Nat.hist.* 2,180; Tacitus, *Annales* 14,12; Cassius Dio 61, 16,4
31. Mai 67 vielleicht die bei Philostrat, *Vita Apollinii* 4,43 erwähnte Finsternis
20. März 71 Plutarch, *Über das Gesicht im Mond* 19; Plinius, *Nat.hist.* 2,57
28. Dez. 186 SHA Commodus 16,2
14. Aug. 212 Tertullian, *Ad Scapulam* 3
7. Okt. 218 Cassius Dio 78,30,1
5. Aug. 240 SHA Gordian III.23,2
4. Mai 292 Consularia Constantinopolitana [ed. Th. Mommsen in MGH (AA) IX, 1892], allerd. zum Konsulat des Tiberianus und Dio 291
6. Juli 316 Aurelius Victor, *De Caesaribus* 41,5
6. Mai 319 Consularia Constantinopolitana, allerdings zum Konsulat des Licinius und Crispus 318
6. Aug. 324 Erwähnt für das 20. Jahr des Licinius und Constantius 324/325 bei Georgios Hamartolos, *Chronikon* 4,180.
17. Juli 324 von Iulius Firmicus Maternus, *Mathesis* 1,4,10 für das Konsulat des Optatus und Paulinus erwähnt.

Außer Acht lassen kann man für unsere Fragestellung die Daten, die schon in dieser Liste mit Fragezeichen versehen sind (falsche Konsuln). Die Angabe für 324 enthält außerdem zwei Fehler: Es handelt sich um Constantinus, nicht Constantius, und das Jahr ist 327/28. Die Überprüfung der Daten an Hand des *Canons der Sonnenfinsternisse* von Hermann Mucke und Jean Meeus [Wien ²1992] hat folgendes ergeben:

	754	Die Finsternis von 754 fand am 5. Juli statt und konnte in Italien höchsten in der allerletzten Phase und nur als (sehr) partielle beobachtet werden.
7. Juli	708	nur im Pazifik zu sehen
21. Juni	400	in Spanien / Marokko in der Schlußphase sichtbar
12. Juni	392	muß heißen 391; in Spanien / Marokko in der Schlußphase sichtbar
20. Aug.	31	in Spanien / Marokko in der Schlußphase sichtbar.

Für alle übrigen Daten sind die üblichen Fragen an die Quellen zu stellen:

1. Ist die Quelle echt?
2. Ist die Quelle korrekt überliefert?
3. Ist die Quelle zuverlässig?
4. Ist das Datum konkret, d.h. direkt und eindeutig mit der allgemeinen Geschichte verknüpft?
5. Ist die Finsternis klar beschrieben (partiell, total, Ort, Verlauf)?

Alle fünf Bedingungen müssen erfüllt sein, wenn das Datum zur Überprüfung von Illigs These brauchbar sein soll. So scheiden 754 und 708 aus, weil über die Frühzeit Roms nichts Zuverlässiges bekannt ist. Plutarch ist als Autor prinzipiell nicht zuverlässig (aus heutiger Sicht 'Regenbogenpresse'). Herodots Daten sind nicht konkret. Livius, der zur Zeit des Augustus lebte, hat ein monumentales Werk zur römischen Geschichte verfaßt, das nur in Bruchstücken erhalten ist. Er verwendete ganz unterschiedliche Vorlagen. Die Bücher über den 2. Punischen Krieg (218-201) stützen sich auf den Dichter Ennius. Livius ist mehr Romancier als Geschichtsschreiber.

Wir wollen uns deshalb zum Zwecke einer Stichprobe drei Autoren von tadellosem Ruf zuwenden: Thukydides, Cicero und Cassius Dio. Uber die Korrektheit der Überlieferung ihrer Werke ist natürlich keine absolute Sicherheit zu gewinnen.

3. Aug. 431 Thukydides 2.28

"Im selben Sommer, zur Zeit eines Neumondes, wo es auch allein möglich zu sein scheint, verfinsterte sich die Sonne am Nachmittag und wurde wieder voll, nachdem sie mondförmig geworden war und auch einige Sterne hervorgetreten waren."

Dies ist eine Beschreibung von wünschenswerter Klarheit. Sie bezieht sich auf das Jahr des Ausbruchs des Peloponnesischen Krieges 431 v. Chr. Eine Ortsangabe fehlt; man kann aber unterstellen, daß der Ort der Handlung, also Südgriechenland, gemeint ist. Beschrieben wird eine partielle Sonnenfinsternis bzw. eine totale Sonnenfinsternis, die dort als partielle beobachtbar war.

21. März 424 Thukydides 4.53

"Gleich zu Beginn des folgenden Sommers gab es eine Sonnenfinsternis bei Neumond..."

Eine sehr vage Beschreibung, die sich auf das achte Jahr des Peloponnesischen Krieges bezieht.

21. Juni 400 Cicero. *De re publica* 1.25 und
12. Juni 392 Cicero. *De re publica* 1.25

"Die Lehre, eine Sonnenfinsternis entstehe in der Regel dadurch, daß sich der Mond zwischen Erde und Sonne stelle - Thales von Milet soll dies zuerst gesehen haben -, war ja damals neu und unbekannt. Später war dies auch für unseren Ennius keine unbekannte Erscheinung. Schreibt er doch: etwa 350 Jahre nach der Gründung Roms »an des Juni Nonen, da trat der Mond vor die Sonne, und Nacht ward's«. Und dabei macht sich eine so ausgeklügelte Berechnungskunst geltend, daß ausgehend von diesem Tage, den wir bei Ennius und in den »Großen Annalen« verzeichnet finden, die früheren Sonnenfinsternisse bis zu der an den Nonen des Juli unter der Regierung des Romulus eingetretenen errechnet worden sind."

Das angegebene Jahresdatum, etwa 350 Jahre *ab urbe condita,* ist für unsere Zwecke zu ungenau. Das Tagesdatum hilft für die Identifizierung der Finsternis nicht weiter, weil der römische Kalender wegen chaotischer Schaltjahresbräuche nicht genau genug war. Die Finsternisdaten 400 und 392 sind alternativ! Aus dem Text erfahren wir - die *annales maximi* sind nicht erhalten -, daß die uns von den Römern überlieferten frühen Finsternisdaten nachträglich ausgerechnet wurden.

7. Okt. 218 Cassius Dio 78.30.1
Cassius Dio Cocceianus (um 163 - um 235) kannte nur die Finsternis von 218 aus eigener Beobachtung.

Nun also die Frage: Finden sich im *Canon der Sonnenfinsternisse* 297 (±X) Jahre nach den traditionellen Daten andere Finsternisse?

431: Zu der an einem Sommer-Nachmittag zu beobachtenden partiellen Finsternis des Thukydides finden wir nahe dem Jahr 134 v. Chr.:
- 26. Apr. 118: Eine Finsternis am Nachmittag, deren Totalitätszone von der Karibik bis Skandinavien verlief, und die in Griechenland als partielle Finsternis zu sehen war.
- 19. Sep. 126: Eine ringförmige Finsternis, die am Vormittag in Griechenland als partielle zu sehen war.
- Die ringförmigen Finsternisse der Jahre 132 und 133 fanden im Februar statt und waren am Nachmittag in Griechenland als partielle zu sehen.
- 27. Mai 148: Am besten paßt die ringförmige Sonnenfinsternis vom Spätnachmittag, die ebenfalls in Griechenland nur als partielle zu sehen war. Die Differenz beträgt hier 283 Jahre.

Da wir aber nach einer weiteren Finsternis sieben Jahre später zu suchen haben, kämen die Jahre 133 und 126 in Frage. Die Finsternis des Jahres 133 fand allerdings am 13. Februar statt. Die Differenz beträgt hier 298 Jahre. Illig wäre bestätigt, wenn sich nachweisen ließe, daß bei Thukydides das Wort "Sommer" falsch überliefert ist.

Weitere Daten:

Herkömml. dat. Finsternis	→ Pendant	Differenz in Jahren
7. März	51 v. Chr. (Cassius Dio): → totale F. am 24. März 247	297
19. Mai	36 v. Chr.: → 4. Juni 262 n. Chr.	297
20. Aug.	31 v. Chr: → 16. Aug. 268 n. Chr.	298
28. März	5 v. Chr. (Cassius Dio): → 4. Mai 292 n. Chr.	296
24. Nov.	29: → 11. Dez. 326	297
1. Aug.	45 (Cassius Dio): → 4. März 341	296
30. Apr.	59: → 16. Mai 356, nur im westlichen Mittelmeer	297
31. Mai	67: → 16. Juni 364	297
20. März	71: → 10. Okt. 367, nur im östlichen Mittelmeer	296
28. Dez.	186: → 24. Jan. 483, nur im westlichen Mittelmeer	297

14. Aug. 212:	→ 31. Aug. 509	297
7. Okt. 218 (Cassius Dio):	→ 29. Juni 512	294
	→ 13. Nov. 513, nur part. Finsternis	295
	→ 22. Aug. 518	300
5. Aug. 240:	→ 15. Februar 538	298
4. Mai 292 (bzw. 291):	→ 1. Aug. 585	max. 294
6. Juli 316:	→ 23. Juli 613	297

Das Ergebnis dieser Grobübersicht spricht offensichtlich eher für als gegen die Illigsche These.

Allerdings wäre in jedem Falle eine genaue Analyse der Texte bezüglich der Beschreibung des Finsternisverlaufs und der Beobachtungsorte zu machen. Die meisten der aufgeführten Finsternisse können jedenfalls für einen bestimmten Ort keine totalen gewesen sein, weil die Totalitätszone einer Finsternis häufig kaum mehr als 100 km breit ist.

Totale (T) oder ringförmige (R) Finsternisse waren in Rom und Athen bzw. in deren weiterer Umgebung in der Zeit zwischen Thukydides und Cassius Dio nur zu folgenden (konventionellen) Daten zu beobachten, falls das Wetter es zuließ (Abschätzung aufgrund der Abbildungen im *Canon der Sonnenfinsternisse):*

Jahr	Rom	Athen	Jahr	Rom	Athen
431	R		51	R	
394	R	R	35	R	R
361		R	10 v.Chr.		T
350	R		17 n.Chr.		R
310		T	29		T
252		R	59		T
234	R	R	67	R	R
230	T		71		R
174		T	197		R
104		R	218	R	
78	R		240		T

Nicht alle diese Finsternisse sind in den Quellen belegt.

Dr. Andreas Birken, Hamburg

Das ceylonesische Mittelalter im Spiegel der "Großen Chronik" (II)

Claus-Dieter Rade

Der Irrtum in den Himmelsrichtungen

Im 83. Kapitel lassen sich noch weitere Spuren der wechselhaften Kämpfe ab 1551 finden. Bei Parakkambáhus "Regierungsantritt" (als Duodezfürst irgendwo in Ceylon) saß [Kap. 82.27 und Kap. 83.15] noch immer der "Fremdherrscher" Mágha in Pulatthinagar, mit angeblich "44.000 Tamilen und Keralí" ([Cúlavamsa 83.20]; die Genauigkeit dieser Zahl sollte man nicht überbewerten). Nachdem Parakkambáhu ein Heer aus ganz Ceylon zusammengezogen hatte, beschloß er, die Stadt zu befreien und die Fremden zu vertreiben. Diese erkannten, daß die Stadt im Inselinneren nicht zu halten war, und beschlossen, abzuziehen:

> "In ihrer Angst nahmen sie all ihre Elefanten und Pferde mit, ebenso ihre Perlen und Edelsteine, die königlichen Diademe [...], allen Schmuck, alle Kleider, Mäntel und jede Art von Wertsachen und begannen die Stadt zu verlassen. Aber Dank der verdienstvollen Aktionen des Königs irrten sie sich in den Himmelsrichtungen. Sie dachten, es sei das Osttor und marschierten durch das Westtor hinaus und kamen nach Kálavápi, wo die Armee der Singhalas sich verschanzt hatte. Mitsamt all ihren Gütern mußten sie - ach - auch ihr Leben opfern den singhalischen Kriegern. Damit führten sie genau das aus, was der König gedacht hatte." [Cúlavamsa 83.27-32]

"Der Irrtum der Tamilen ist natürlich nichts als Fiktion des Chronisten," merkt Geiger an, "die Absicht der Söldner war es, mit ihrer Beute die Westküste zu erreichen und nach Indien überzusetzen" [ebda., 83.31, Anm. 2]. Aber das zeigt nur einmal mehr, wie wenig Geiger mit Land und Leuten vertraut ist, insbesondere mit der Gegend um Pulatthinagar, dem heutigen Polonnaruwa [vgl. Karte bei Bradnock 220], und wie sehr er darauf fixiert ist, in Mághas Leuten Tamilen zu sehen, die sich nach Indien, also gen Westen, zurückziehen wollten. Aber nach Westen hätten sie sich gar nicht zurückziehen können, jedenfalls nicht durch das Westtor. Im Westen lag und liegt nämlich der große See, der bis heute Parakkam-See heißt; und der Weg

nach Westen, um jenen See herum, hätte durch das Südtor geführt. Der Weg vom Westtor - eigentlich ein Nordwesttor - traf nach ca. 1 km auf den Weg, der vom Nordtor Richtung Norden führte, allerdings nur ***Richtung*** Norden, nicht bis in den Norden Ceylons; denn er verlor sich in den Wäldern nördlich der Stadt, die ein ideales Versteck für den Hinterhalt von Parakkambáhus Freischärlern bot.

Aber was meint der Chronist mit dem Irrtum in Sachen Himmelsrichtungen? Die herrschende Meinung kann das nur mit einer "Fiktion" erklären; doch wenn man unserer Theorie folgt, macht alles einen Sinn: Die Portugiesen und ihre Verbündeten waren zu der Einsicht gelangt, daß es einen unverhältnismäßigen großen Aufwand darstellte, das weit von der Küste entfernte - und daher für eine Seefahrernation, die auf Nachschub über die Häfen angewiesen war, strategisch ungünstig gelegene - Pulatthinagar gegen die ständigen Angriffe von Guerilleros und Räuberhäuptlingen wie Parakkambáhu zu verteidigen und beschlossen, die Stadt zu räumen, um sich in das 1518 erstmals eroberte und inzwischen stark befestigte Jaffna an der Nordküste Ceylons zurückzuziehen.[24] Dabei machte es keinen Unterschied, ob sie das West- oder das Nordtor benutzten, denn beide führten auf den falschen Weg ***Richtung*** Norden, direkt in den Hinterhalt Parakkambáhus. Um bis in den Norden Ceylons zu gelangen, hätten sie vielmehr das Osttor nehmen müssen, denn von dort verlief (und verläuft) die alte Überlandstraße (heute Galtambrava Road) erst ein Stück Richtung Osten, aber dann, entlang dem alten Bewässerungskanal, nach Norden, bis Jaffna!

Es ist abwegig anzunehmen, daß Besatzungstruppen, die jahrelang vor Ort gelebt hatten, nicht wußten, durch welches Tor sie abzogen und das Osttor mit dem Westtor verwechselten. Das sagt der Text aber auch gar nicht: Er sagt lediglich, daß sie die Himmelsrichtungen verwechselten; sie wußten eben nicht, daß sie, um nach Jaffna im Norden zu gelangen, die Straße nehmen mußten, die vom Osttor zunächst nach Osten führte. Statt dessen folgten sie der vom Westtor aus Richtung Norden - aber nur bis in den Wald - verlaufenden Straße. Und eben das war ihr "Irrtum", denn genau darauf hatte Parakkambáhu, der mit den Lokalitäten besser vertraut war als die Portugiesen und Keralís im 16. und Geiger im 20. Jh., richtig spekuliert: Er besiegte die Besatzungstruppen von Pulatthinagar und befreite die Stadt damit bis zur nächsten militärischen Invasion der Portugiesen 1559/1560.

Das 88. Kapitel: noch eine "Jávaka"-Invasion

Warum weiß die Ceylon-Chronik dann nichts von letzterer? Weiß sie es wirklich nicht? Im 88. Kapitel taucht überraschend der im 83. Kapitel so schwer geschlagene "Mondschein" Canda-bhánu wieder auf [Cúlavamsa 88.62]; es sagt ausdrücklich, daß es sich um dieselbe Person handelt), und mit sich führt er eine "Jávaka"-Armee von "Tamil"-Soldaten, die er zuvor bei den Pandus und Cholás gesammelt hat [Cúlavamsa 88.63]. Leider sagt der Chronist nicht genau, wann dies geschah ("Zu jener Zeit..."). Aus Kapitel 88.29ff und 88.75 ergibt sich aber eindeutig, daß das 88. Kapitel - auch wenn Geiger es irreführenderweise mit "Vijayabáhu IV" überschreibt - noch in die offizielle Regierungszeit Parakkambáhus II. fällt, in der Wijaybáhu lediglich Mitkönig ist. Parakkambáhu II. sind insgesamt sieben Kapitel gewidmet [82-88]. Mitte des 87. Kapitels [87.39] kommt ihm die Idee, die Regierungsgeschäfte abzugeben. Also entfällt ein erheblicher Teil seiner 35-jährigen Regierungszeit (nach herrschender Meinung 1236-71) auf die Mitregentschaft Wijaybáhus. Nehmen wir z.B. 13-14 Jahre an und ziehen diese von 1271 ab, kommen wir auf 1257/58 als ungefähren Zeitpunkt der zweiten "Jávaka"-Invasion. Addiert man nun die 302-305 Jahre Differenz, die wir errechnet haben, kommt man mehr oder weniger genau auf 1560!

Sehen wir dem Chronisten nach, daß er sich bzw. seinen Landsleuten einen "großen Sieg" in die Tasche lügt; es tut unserer Theorie keinen Abbruch. Denn dieses Wunschdenken prägt die Chronik bis zum bitteren Ende: Die Ceylonesen eilen von Sieg zu Sieg, auch gegen die "Olandas",[25] die sich schließlich reu- und demütig dem edlen König von Lanká unterwerfen [Cúlavamsa 99.158] - die traurige Wahrheit kennen wir aus den europäischen Geschichtsbüchern.

Unsere Theorie, daß König Mágha und seine Nachfolger ca. 300 Jahre später anzusetzen sind als bisher angenommen, nämlich auf das frühe 16. statt auf das frühe 13. Jh., scheint sich jedenfalls zu erhärten.

Folgerungen und Probleme

Was würde daraus für die Zeit *vor* Mágha, d.h. für die Chronologie der ceylonesischen Geschichte insgesamt, folgen? Wie weit mag diese Zeitverschiebung zurückreichen? Auf den ersten Blick könnte man darin einen Beweis sehen, daß Buddh, Ashok, Wijay und mit ihnen der Beginn der gesamten Geschichte Ceylons 300 Jahre später anzusetzen seien als von der

herrschenden Meinung vermutet. Doch wie zuvor dargelegt, sind die 37 Kapitel des Mahâwansh im 5. oder 6. Jh. n.C. entstanden bzw. neu redigiert worden. Wenn Buddh, Ashok, Wijay und die Anfänge der Geschichte Ceylons also tatsächlich 300 Jahre später anzusetzen sind - was der Verfasser nicht für ausgeschlossen, aber auch nicht für beweisbar hält -, so hat der damalige Redakteur seine Zeitangaben mit Sicherheit so weit gestreckt, daß sie eine solche Verlängerung nach hinten ausfüllen. Mit anderen Worten: Die in den 37 Kapiteln des Mahâwansh behandelte Zeitspanne ist in sich abgeschlossen; wenn sie zu kürzen ist, so kann dies keinen Einfluß auf die Daten nach dem 5. oder 6. Jh. haben. Eine Verschiebung innerhalb der letzteren muß also anders erklärt werden.

Wenn man nicht die im Chûlawansh angegebenen Regierungsjahre der einzelnen Könige in Zweifel ziehen will - wofür es indes keine Anhaltspunkte gibt -, ist dies nur durch die Annahme eines "Zeitensprungs" von rund 300 Jahren innerhalb der Chronik möglich. Damit allein ist freilich noch nicht gesagt, daß auch eine gleiche Anzahl von Jahren aus der ceylonesischen Geschichte zu streichen wäre - es könnte sich ja einfach um eine Überlieferungslücke im Chûlawansh handeln. Eine Bruchstelle drängt sich geradezu auf: die Lücke zwischen dem 42. und dem 44. Kapitel, das nach herrschender Meinung im Jahre 611 beginnt.[26] Wenn sich dieser Zeitpunkt um rund 300 Jahre nach vorne verschiebt, heißt das zunächst nur, daß wir für die dazwischenliegenden drei Jahrhunderte keine schriftlichen Aufzeichnungen haben. Wir dürfen also nicht allein auf die Chronik abstellen.

Überreste und Spuren

Werfen wir einen Blick auf die archäologischen Befunde: Überreste steinerner Bauten haben sich erst seit dem 10. Jh. erhalten. Ein einziges Tempelchen aus Stein will man in das "8.-9." Jh. datieren; die Begründung ist allerdings mehr als dürftig: Es weise "starke Einflüsse der späten Pallava-Kunst" auf [Boisselier 110]. Derartige "Einflüsse" - wenn sie denn tatsächlich bestanden - dürften schwerlich geeignet sein, eine Gleichzeitigkeit zu beweisen: Einflüsse architektonischer Art können noch Jahrhunderte später wirksam werden; wir brauchen also an dieser Stelle nicht auf die Frage einzugehen, wann die späten Pallawen zu datieren sind. Auch aus Felsen gehauene Bauwerke finden sich erst seit dem 10./11. Jh. [vgl. Boisselier, 110]. Man nimmt an, daß bis dahin aus Holz gebaut wurde [vgl. ebda., 110; Reynolds 28]. Das ist eine bequeme Erklärung, aber sie ist wenig überzeugend,

zumal bei den Skulpturen nicht etwa Holzschnitzereien vorherrschten, sondern Steinfiguren, und zwar schon seit dem 2./3. Jahrhundert n.C. [vgl. Boisselier 70]. Gleichwohl ist es der herrschenden Meinung bisher nicht gelungen, diese Werke zeitlich irgendwie sinnvoll einzuordnen, da sie sich offenbar mit den Angaben der Chroniken und Inschriften - jedenfalls nach der herrschenden Chronologie - nicht in Einklang bringen lassen [vgl. die gewundenen Ausführungen ebda., 67ff]:

> "Wenn die Bildnisse im allgemeinen auch in ikonographischer und technischer Hinsicht gut analysiert worden sind, so bleibt ihre relative Chronologie doch nur zu oft reichlich ungewiß oder sogar ohne Zusammenhang." [ebda., 68f]

Die bei aktuellen Ausgrabungen der ältesten ceylonesischen Siedlungen zutage geförderten Tonwaren reichen nur bis an die Schwelle zum 7. Jh. n.C. [Kessler 32]. Jüngste Untersuchungen haben überdies ergeben, daß auch die römischen Münzen, die auf Ceylon gefunden wurden, entgegen der bisher herrschenden Meinung nicht bis ins "7." Jh. n.C. reichen, sondern nur bis ins 5. [Walburg 54]. Auch die danach einsetzenden ceylonesischen Imitationen römischer Münzen reichen nur bis ins 6. Jh. n.C. [ebda., 56]; sie sind überdies so verdächtig gut erhalten, daß sie unmöglich Jahrhunderte lang, nämlich bis ins "7." Jh. oder noch später, im Umlauf gewesen sein können, wie dies bisher mangels späterer Neuprägungen angenommen wurde [vgl. ebda., 60].

Aber wir haben ja noch die wertvollste archäologische Hinterlassenschaft Ceylons, nämlich seine Dämme und Bewässerungskanäle - hier muß die Lösung gesucht und auch gefunden werden. Der stratigraphische Befund ist verblüffend: Zwischen dem 1. Viertel des "7." Jahrhunderts und der Mitte des 12. Jahrhunderts wurde an diesen so wichtigen Bauten offenbar nichts getan!

Nun läßt sich gegen den stratigraphischen Ansatz ja immer argumentieren, daß an perfekten Bauwerken halt längere Zeit nichts getan werden müsse - sie können vielmehr bestehen bleiben wie sie sind. So muß es wohl mit den ceylonesischen Stupen gewesen sein, denn Bradnock [73] stellt zunächst fest, daß zwischen dem 4./5. und dem 11./12. Jh. offenbar keine gebaut wurden, um aber gleich fortzufahren, daß die Stupen des 4. und 5. Jahrhunderts offenbar für die Ewigkeit oder zumindest für "lange Dauer" angelegt wurden [vgl. den Sonderartikel ebda., 74, mit ausführlicher Beschreibung der Baumethoden].

Wenn es jedoch eine Art von Bauten gibt, bei denen diese Argumentation nicht greift, dann sind es Staudämme und Bewässerungskanäle - diese können schwerlich über 500 Jahre unverändert bestanden haben. Man mag 100 bis 200 Jahre ansetzen, in denen keine größeren Reparaturen oder Erneuerungsarbeiten notwendig waren (kleinere Instandhaltungsmaßnahmen müssen in einer Chronik vom Zuschnitt des Chúlawansh nicht verzeichnet sein), aber ein halbes Jahrtausend?

Boisselier [99] versäumt nicht, seinem Satz, daß die Arbeiten an den Bewässerungsanlagen "erst in der Mitte des 12. Jhs. [...] wieder richtig aufgenommen" wurden, hinzuzufügen: "unter Parákramabáhu". Denn die herrschende Chronologie führt Parakkambáhu I. als den Herrscher der Jahre 1153-1186. Das scheint sich auch mit dem Inhalt des Chúlawansh zu decken: Die Kapitel 79.23ff, 79.40ff, 79.66ff und 79.82ff berichten ausführlich, wieviele Bewässerungsanlagen Parakkambáhu errichten bzw. wiedererrichten ließ: 1.471 kleine Tanks, 300 Steinschleusen, 535 neue und 3.300 alte Kanäle, 385 (große?) Tanks, 13 (Holz-?) Schleusen, 160 kleinere Schleusen, später noch einmal 37 kleinere Tanks, 216 (größere?) Tanks, 18 (Holz-?)Schleusen und 205 kleine Tanks, 10 Steinschleusen und 44 Kanäle.

Sehr löblich, kann man da nur sagen, auch wenn man sich fragt, wo all diese Anlagen auf Ceylon Platz gehabt haben sollen - wiedergefunden hat man, bisher jedenfalls, nur einen Bruchteil [vgl. die Karte bei Nicholas/Paranavitana, nach 256]. Dennoch wäre das vielleicht glaubhaft, würden wir nicht die Entstehungsgeschichte kennen: Die Kapitel 37-79 wurden größtenteils während Parakkambáhus Regierung redigiert, und die Kapitel 71-79 stellen eine einzige Lobhudelei auf ihn dar. Danach hätte er so ziemlich jede Stadt (zumindest jede Stadtmauer und jedes Stadttor), jedes Dorf, jedes Kloster, jeden Tempel und jedes Denkmal auf Ceylon errichtet bzw. restauriert, jede Wohnung, jedes Gasthaus, jede Bibliothek und jedes Schwimmbad erbaut, jeden Park angelegt, ja jeden Baum und jede fruchttragende Pflanze angebaut. Das kann so einfach nicht stimmen [so auch Geiger in Cúlavamsa I, Introduction, VI]!

Haben wir eine Alternative? Ja: Nach unserer These regierte Mitte des 12. Jh.s nicht Parakkambáhu (der vielmehr ins 15. Jh. gehört), sondern Sena II. (von der herrschenden Meinung ins "9." Jh., auf "851-885" datiert. Aber nach dem stratigraphischen Befund gab es damals keine Arbeiten an den Bewässerungsanlagen). Und über den lesen wir im 51. Kapitel:

"Er ließ den Manimekhal-Damm bauen, und am Manihír-Tank baute er eine Wasserschleuse. In Katthantanagar dämmte er den Kánawápi ein" [51.72f]. "Nachdem er den Bewässerungsgraben des Fürsten der Bäume eingedämmt hatte, hielt er ein großes Fest ab" [51.78].

Gewiß, das klingt bescheiden im Vergleich zu den angeblichen Großtaten Parakkambáhus; dafür ist es aber wesentlich glaubhafter, und es reicht allemal, um die Auffassung zu erschüttern, Sena II. hätte im "9." Jh. - bzw. überhaupt nach dem 1. Viertel des 7. oder vor der Mitte des 12. Jh.s - regiert.

All das spricht dafür, daß nicht nur im Chúlawansh, sondern in der ceylonesischen Geschichte überhaupt ab 611 n.C. eine Lücke von ca. 300 Jahren "Phantomzeit" klafft.

Einwände

Aber der "König", den Mágha und seine Verbündeten umbrachten, hieß doch Partakkama. Wo taucht der sonst noch auf? Antwort: nirgends! Man könnte sich die Erklärung leicht machen und darauf hinweisen, daß auch nach herrschender Meinung bei Mághas Machtergreifung Parakkampandu ("II.") König war und daß jener Partakkama vermutlich nur ein Provinz-"König" aus dem Hochland war. Doch für die Jahre 1506-1528 postulierte die herrschende Meinung früher einen - in der Ceylon-Chronik nicht vorkommenden - Mitregenten, dem sie, weil es so praktisch (wenngleich völlig unwahrscheinlich) ist, denselben Namen gab wie dem 1484-1513 regierenden König Parakkambáhu "VIII.", und ihm ein "IX." anhängt [vgl. Geiger 1960, 227]. Jeder andere Name wäre wahrscheinlicher - auch Partakkama. Das hat inzwischen auch die herrschende Meinung eingesehen und jenen Parakkambáhu "IX." stillschweigend fallen lassen.

Aber Francisco Javer hatte doch gar nicht mit König Parakkambáhu zu tun, sondern mit König Bhuvanekabáhu?! Man könnte sich auch diese Antwort leicht machen: Die "Bhuvaneka Báhu" zugeschriebene Korrespondenz mit den Portugiesen erwähnt nie dessen Namen, sondern spricht immer nur vom "König von Ceylon"; unterzeichnet ist sie durchweg mit "Shrí" - der Herr - oder "Swa" - (ich) selber. (Nebenbei fällt auf, daß sie - aus welchen Gründen auch immer - teilweise auf Tamil geschrieben wurde, [vgl. Schurhammer/Voretzsch, Ceylon, Tafel I, II nach p. 672 und Venard/Smolinsky, Geschichte, p. 886]. Kein Wunder, daß die Ceylonesen die Portugiesen auch "Tamilen" nannten!) Doch wir wollen ruhig annehmen, daß es in Ceylon

zur Zeit Javers einen König Bhuwanekbáhu von Kotte gab. Nun ist dieser Name ja nicht eben selten: Von Bhuwanekbáhu "VII.", den die herrschende Meinung auf 1521-1550 datiert, also für den Zeitgenossen Javers hält, berichtet der Chúlawansh gerade mal in einem Halbsatz, daß es ihn gab.[27] Weder über seine Lebens- oder Regierungszeit noch über seine Taten überliefert es irgendetwas.

Nach unserer These müßte Javer mit Bhuwanekbáhu "I." zu tun gehabt haben, dem Sohn Parakkambáhus "II.". Die herrschende Meinung datiert seine Regierungszeit auf die Jahre 1273-84, was unsere These zu widerlegen scheint, denn zuzüglich 302-305 Jahren käme man auf eine Zeit lange nach Javer. Aber Bhuwanekbáhu könnte - wie sein älterer Bruder Wijaybáhu "IV." - bereits früher, d.h. zu Lebzeiten seines Vaters Parakkambáhu, Juwráj (Mitregent) gewesen sein.[28]

So ließe sich auch eines der großen Quellen-Rätsel lösen, das wir bereits kurz gestreift haben: Eine der portugiesischen Quellen - Queyroz - nennt als König, mit dem die Portugiesen seit ihrer Landung 1517/18 zu tun hatten, "Parakramabahu" (Parakkambáhu, Anm. d. Verf.). "Aber [...] Parakramabahu IX [richtig: Parakkambáhu VIII., Anm. d. Verf.] starb 1513, und der damals regierende König war Vijayabahu VI" [Somaratne 220]. Wohl wahr, und deshalb hatte die herrschende Meinung früher einfach einen "IX." Parakkambáhu als Mitregenten angenommen. Heute nimmt man - ebenso einfach - an, daß Queyroz sich wohl geirrt haben muß [ebda., 220]. Aber wenn unsere These stimmt, dann war damals sehr wohl ein Parakkambáhu ("II.") König, und seine Söhne Wijaybáhu ("IV.") und Bhuwanekbáhu ("I.") waren Mitregenten - der vermeintliche Widerspruch würde sich so in Wohlgefallen auflösen.

Leider erfahren wir aus dem Chúlawansh praktisch nichts von dem, was die Portugiesen über 'ihren' Bhuwanekbáhu berichten. Nicht einmal die Schlacht von 1539, in der sie ihm gegen seinen Bruder zu Hilfe kamen, was für ihn so wichtig war, daß er sich dessen noch kurz vor seinem Tode dankbar erinnerte (vgl. seinen Dankesbrief vom Dezember 1550 an den Infanten Dom Luis [Schurhammer/Voretzsch 546]), läßt sich in der Ceylon-Chronik wiederfinden. Das 90. Kapitel - in das sie nach unserer Theorie gehörte - berichtet lediglich etwas schwammig, daß Bhuwanekbáhu ("I.") nach dem Tode Wijaybáhus (Bhuwanekbáhus "I." Vorgänger hieß - zufällig? - genauso wie der von Bhuwanekbáhu "VII.") im Kampf gegen einen Rebellengeneral Mitta von "Söldnern" unterstützt worden sei; daß es sich

hierbei um Portugiesen oder Keralís handelte, steht da nicht ausdrücklich - obwohl man es vermuten kann. Immerhin ist das mehr, als im 92. Kapitel über Bhuwanekbáhu "VII." steht, dem die herrschende Meinung diese Ereignisse zuschreibt, oder im 93. Kapitel über Máyádhanu und seine Nachfolger. Die Ceylon-Chronik weiß nichts von irgendwelchen Bruderkämpfen mit oder ohne Beteiligung der Portugiesen - was Geiger zum Anlaß für eine längere Anmerkung über die nun völlige Wertlosigkeit des Chúlawansh als historische Quelle nimmt [Cúlavamsa 93.3, Anm. 1; ähnlich schon Cúlavamsa 91.16, Anm. 1]. Wir müssen einfach hinnehmen, daß den Chronisten von "D" weltlich-profane Details nicht interessieren.

Ein weiterer Einwand könnte auf das 42. Kapitel gestützt werden: Zur Regierungszeit des Königs Aggabodhi II. kommt ein Prinz von Káling nach Ceylon und geht dort ins Kloster. Die herrschende Lehre meint, bei diesem frommen Exilanten könne es sich nur um den König von Káling handeln, der wohl aus seinem Königreich vertrieben wurde, als Pulakeshin II., der Gründer der indischen Cháluky-Dynastie, ausweislich einer einsamen Inschrift Káling eroberte [vgl. Cúlavamsa II, 42.45, Anm. 9]. Nach einer anderen Inschrift soll jener Pulakeshin ein Zeitgenosse König Harshas von Kanauj gewesen sein und diesen in einer Schlacht am Narmadá besiegt haben.

König Harsha wiederum war ein Zeitgenosse des chinesischen Pilgerreisenden Hsüan Tsang, der in den Jahren 12-26 der T'ang-Dynastie in Indien geweilt haben soll. Diese datiert man aber gemeinhin auf die Jahre 618-907. Also muß König Harsha 606-647 regiert haben, Pulakeshin etwa zur gleichen Zeit, und der Fürst von Káling muß ungefähr im Jahre 609 von ihm verjagt worden sein. Nimmt man ferner an, daß letzterer im 8. Regierungsjahr des Königs Aggabodhi II. nach Ceylon kam, und daß dieser 601-611 n.C. herrschte, so kann man angesichts der parallel ab- und weiterlaufenden indischen Geschichte (Harsha, Pulakeshin) die folgenden Jahre des "7." Jhs. doch nicht einfach zur Phantomzeit erklären?!

Dazu ließe sich eine Menge sagen, vom wenig glaubhaften Reisebericht Hsüan Tsangs bis zur Datierung Harshas, Pulakeshinas und der T'ang-Dynastie - all dies soll jedoch Gegenstand gesonderter Aufsätze sein. Hier genügt es vorerst zu zeigen, daß bereits das Anfangsglied dieser langen Spekulationskette brüchig ist. Die betreffende Passage aus dem 42. Kapitel lautet nämlich:

"Während seiner (Aggabodhis) Regierungszeit kam der Prinz aus dem Lande Káling, dessen Geist gestört ward, als er den Tod von Lebewe-

sen im Krieg sah, hierher auf unsere Insel mit dem Entschluß, der Welt zu entsagen. Er unterzog sich der Zeremonie der Weltentsagung unter Jotipála, und der König (von Ceylon) hielt ihn lange Zeit in Ehren. Er errichtete ihm einen Andachtsraum im Kloster Mattapabbata. Der Minister des Prinzen von Káling und seine Hauptfrau begaben sich ebenfalls zu demselben [Jotipála, dem Abt des Klosters M., Anm. d. Verf.] und unterzogen sich ebenfalls der Zeremonie der Weltentsagung" [Cúlavamsa 42.44-46].

Daraus folgt nicht annähernd - geschweige denn zwingend - das, was die herrschende Meinung daraus lesen will: Zunächst einmal steht in den Manuskript-Texten gar nicht "Káling", sondern "Ka"; die Herausgeber haben anhand dieser "Anfangssilbe" den 'richtigen' Namen freundlicherweise 'wiederhergestellt' [vgl. Ray/Attygalle I, 306, Anm. 9]. Aber selbst wenn hier "Káling" zu lesen wäre und dies ausnahmsweise wirklich einmal Káling meinte - der Text spricht nicht von einem König, sondern von einem Prinzen. Er sagt auch nicht, daß dieser aus seinem Lande vertrieben oder auch nur in einer Schlacht geschlagen worden wäre - geschweige denn von Pulakeshin. Er berichtet nur von einem geistig verwirrten Mann königlicher Abstammung - wir kennen nicht einmal seinen Namen -, der eine Art Kriegspsychose erlitten hat und deshalb aus freien Stücken ins Kloster geht, wohin ihm sein erster Diener und seine erste Frau folgen. Die herrschende Meinung hat hier offenbar nicht vom Text des Chúlawansh auf die Ereignisse geschlossen, sondern umgekehrt vermeintlich bekannte Ereignisse in den Chúlawansh hineingelesen, die dessen Inhalt bei genauerer Prüfung gar nicht hergibt.

Doch ein weiterer - grundsätzlicher - Einwand wäre möglich: Wenn die Kapitel 44 bis 90.104 der Ceylon-Chronik nicht Ereignisse vom ersten Viertel des "7." bis zum Beginn des 14. Jh.s schildern, sondern vielmehr vom ersten Viertel des 10. bis zum Beginn des 17. Jh.s - was ist dann mit den Kapiteln 90.105 bis 99? Wenn man die ebenfalls um ca. 300 Jahre verschieben würde, käme man am Ende in das 22. Jahrhundert!

Allerdings mißt die herrschende Meinung dem Chúlawansh "D" [Kapitel 90.105ff] selber keinen chronologischen Wert mehr bei; auch inhaltlich vermag sie ihm nichts abzugewinnen: Politische Ereignisse, welche für uns *die* Geschichte ausmachen, wie die Kämpfe zwischen Portugiesen und Holländern, interessieren den neuen Chronisten kaum; sein Interesse gilt

den religiösen Dingen. Wohl deshalb zählt er - anders als seine Vorgänger - die Jahre auch nicht mehr nach der Regierungszeit der einzelnen Herrscher, sondern nach dem (vermeintlichen) Todesjahr Buddhas (s.o.). Auffällig ist ferner, daß die ersten 14 Herrscher von "D" alle schon bekannte Namen tragen - von der herrschenden Meinung nachträglich hochnumeriert bis Parakkambáhu "VIII." (oder "IX."), Wijaybáhu "VI." (oder "VII.") und Bhuwanekbáhu "VII.". Schon andere Historiker haben bemerkt, daß deren Handlungen vielfach exakte Wiederholungen der Handlungen ihrer Namensvettern waren und daraus auch auf "Tätergleichheit" geschlossen - ohne damit freilich gegen die herrschende Lehre durchzudringen [vgl. Cúlavamsa II, Introduction, II].

Der Verfasser vermutet, daß der Chronist des Teils "D" die religiösen Handlungen einiger - nicht aller - früherer Herrscher, d.h. solcher *vor* Kapitel 90.105, noch einmal zusammengefaßt und mit Ereignissen, die sich seit Beginn des 17. Jh.s zutrugen, vermengt hat. Das machte aus seiner Sicht durchaus Sinn, denn wenn z.B. im 18. Jh. ein schönes religiöses Fest gefeiert - und beschrieben - wurde, war es einem frommen Buddhisten, wie es der Klosterschreiber sicher war, durchaus angemessen, erst einmal zu schildern, wie das Fest schon unter diesem und jenem großen König in der Vergangenheit gefeiert wurde - schließlich waren Präzedentien zu beachten.[29] Daß westliche Historiker im 20. Jh. aus dieser quasi doppelten Geschichtsschreibung zwei verschiedene, sukzessive Überlieferungsstränge machen würden, konnte er nicht ahnen.

Zusammenfassung der Thesen

1. Aus Maháwansh und Dwípwansh läßt sich kein brauchbares Anfangsdatum für die mittelalterliche Chronologie Ceylons gewinnen. Diese muß vielmehr durch Zurückrechnen von einem späteren Datum rekonstruiert werden, das aufgrund außerceylonesischer Überlieferungen verläßlich feststeht; als frühestes Datum dieser Art kommt die Landung der Portugiesen im ersten Viertel des 16. Jh.s in Betracht.

2. Entgegen der herrschenden Meinung wird diese Landung der Portugiesen auf Ceylon im Chúlawansh keineswegs ignoriert, sondern im 80. Kapitel - Regierungszeit des Königs Mágha - beschrieben. Die herkömmliche Datierung desselben in das erste Viertel des 13. Jh.s muß demnach falsch sein;

die mittelalterliche Geschichte Ceylons ist ca. 300 Jahre später anzusetzen als von der bisher herrschenden Meinung angenommen.

3. Diese Verschiebung kann sich jedoch nicht auf die gesamte Ceylon-Chronik erstrecken, da die Chronologie bis zum Ende des 42. Kapitels (ca. 611 n.C.) als gesichert anzusehen ist. Vielmehr gibt es einen Bruch zwischen Kapitel 42 und 44. Letzteres beginnt entgegen der herrschenden Meinung nicht im ersten Viertel des "7.", sondern im ersten Viertel des 10. Jahrhunderts. Dieser Bruch beruht nicht auf einer bloßen Aufzeichnungs- oder Überlieferungslücke in der Ceylon-Chronik; vielmehr gibt es nach Kapitel 42 eine "Phantomzeit" von ca. 300 Jahren, um welche die Geschichte Ceylons zu kürzen ist.

4. Der historisch verläßliche Teil des Chúlawansh endet in der Mitte des 90. Kapitels, d.h. nach herrschender Meinung zu Beginn des 14., tatsächlich zu Beginn des 17. Jahrhunderts. Die folgenden Kapitel vermengen eine Rekapitulation vornehmlich religiös verdienstvoller Taten ausgewählter früherer Herrscher mit einer kursorischen Schilderung zeitgenössischer Ereignisse. Insoweit stellen sie eine doppelte Geschichtsschreibung dar, die erst im 20. Jh. in eine sukzessive Geschichtsschreibung uminterpretiert wurde, wodurch das ceylonesische Mittelalter um 300 "zurückversetzte" Jahre aufgebläht wurde.

Anmerkungen

24 Die Lagebesprechung, die zu dem Beschluß führte, Pulatthinagar zu räumen, ist in Kapitel 83.22-26 geschildert; man fragt sich, wer da so ausgiebig verhandelt haben soll und warum, wenn Mágha denn wirklich ein solcher Tyrann war, wie ihn der Chúlawansh-Chronist darstellt, und nicht nur eine abhängige Marionette, die sich mit ihren portugiesischen Verbündeten absprechen mußte, dabei allenfalls zwischen der weltlichen und der kirchlichen Partei lavieren konnte.

25 Die dritte und letzte "Jávaka-Invasion" findet in Kapitel 99.118 statt, und die "Jávakas" kommen mit einer Strafexpedition der Holländer ins Land. Das spricht dafür, daß die Ceylonesen darunter spätestens zu jenem Zeitpunkt ganz allgemein Christen verstanden, zumal ein anderer Begriff für diese in der Ceylon-Chronik nicht vorkommt.

26 Da Duff's Chronologie, die Sanghatissa ab 608 an der Regierung sieht, 1899 verfaßt wurde und die Autorin 1928 mit Geiger zusammen den Chúlawansh übersetzt und herausgegeben hat, kann wohl davon ausgegangen werden, daß dessen spätere Chronologie des Chúlawansh das Ergebnis gemeinsamer korrigierter Überlegungen darstellt. Ray/Attygalle nehmen 1959 [306] ohne nähere Begründung 614 an. Truhart als der "jüngste" Chronologe nennt 1985 [1612] wieder 611.

27 "Nach seinem - Wírparakkambáhus - Tode war Wijaybáhu König, dessen Schmuck seine Tugend war, und nach dessen Tode war Bhuwanekbáhu König" [Cúlavamsa 92.4]. Die Chronologie zur ceylonesischen Geschichte im 16. Jh. wurde erst zu Beginn unseres Jahrhunderts konstruiert [ebda., 93.9, Anm. 1, 225].

28 [vgl. Geiger 1973, 530]. Kapitel 90.4 nennt beide Brüder gleichzeitig "König". So ließe sich auch die scheinbare Diskrepanz in den Regierungsjahren des "I." und "VII." Bhuwanekbáhus erklären. Parakkambáhu "II." hatte ausweislich der Kapitel 84-87 nach einem Teil seiner offiziell 35 Herrschaftsjahren kaum noch Lust, die Bürde der Regierungsgeschäfte selber zu tragen; er widmete sich fortan lieber frommen Werken.

29 Auffälligerweise wird über diese "hochnumerierten" Herrscher nur Gutes berichtet, d.h. sie waren aus buddhistischer Sicht alle sehr verdienstvoll; Bösewichter kommen nicht mehr vor - geschweige denn solche vom Schlage eines Mágha. Das ist auch und gerade in der religiösen Geschichtsschreibung äußerst ungewöhnlich und stützt die These von der Rekapitulation der Taten einiger früherer, vorbildhafter Herrscher.

Literatur siehe *ZS* 1-99, 115ff, nach dem ersten Teil dieses Aufsatzes.

Dr. Claus-Dieter Rade 53192 Bonn Postfach 301206,
Tel.: (0228) 470691 Fax: (0228) 469267
E-mail: rechtsanwalt_dr_rade@excite.com
URL: http://www.angelfire.com/biz/germanylawyer/index.html

Unbehagen an der Chronologierevision

Ein Zwischenruf von Peter Winzeler

Mit den Anfängen des *Interdisziplinären Bulletins* zur Rekonstruktion der Natur- und Menschheitsgeschichte war ein aufklärendes Gründerethos oder humanistisches Pathos verbunden, das an die Person Velikovskys erinnerte und sich mit hehren Stichworten wie Psychoanalyse, Aufarbeitung und Vorbeugung von Antisemitismus, kollektiven Opfermythen, Rassismus und Menschheitskatastrophen, Kritik an Patriarchat, Privateigentum, Hexenprozessen, Kapitalismus und Kaltem Krieg (usw.) verband, wie sie in Büchern Gunnar Heinsohns für jedermann einsichtig nachzulesen waren. Wieweit solche emanziptorischen Intentionen im herrschenden "Kombinat" von Philosophie, Religion und Wissenschaften überhaupt durchsetzbar seien (um mit Christoph Marx zu reden), blieb in der verschworenen Gründergemeinschaft umstritten, hatte doch schon Velikovsky grösste therapeutische Bedenken, seine Diagnosen an die breite Öffentlichkeit zu tragen, da gesellschaftliche und wissenschaftliche Kollektive (als Patienten) dazu neigen, ihre Verdrängungsleistungen zu verstärken, ihre historisch-geologischen Löcher zu stopfen und ihre Abwehr pseudowissenschaftlich zu perfektionieren [s. Velikovsky, *Das kollektive Vergessen* 1985].

Mit anderen Worten würden auch Ergebnisse der Rekonstruktion, die in die falschen Hände geraten, zur Rationalisierung katastrophaler Politikmuster dienen können. Doch im Kalten Krieg erschien die galaktische Katastrophentheorie allemal als nützliches Mittel, die kollektiven Feindbilder zu unterlaufen und die Rüstungsanstrengungen der Supermächte gegen einen gemeinsamen Himmelsfeind zu mobiliseren. So verstand sich auch die Chronologierevision nie als Ziel, sondern Mittel zum Zweck: Nicht das war die Frage, wieviele Jahrhunderte in der ägyptischen Chronologie entfallen (bzw. wieviele Geisterreiche und Dynastien sich überlappen), sondern was die Evidenzchronologie für die kulturgeschichtliche Ereignisabfolge austragen würde, für die Prioritäten und verhüllten Herrschaftsansprüche der Weltreiche, Ethnien, Rassen und Nationen und damit: für die Erforschung und Aufklärung der genannten Syndrome. So stand der Zirkel auch für Laien offen, die keine akademischen Titel aufwiesen oder für Experten, die ausserhalb ihrer Spezialdisziplin zu wildern begannen (wie der Autor).

Von diesem Gründerethos ist heute nicht mehr viel spüren. Die Rekonstruktion verfing sich im Gestrüpp ihrer immer neuen und re-revidierten Chronologiehypothesen, das nur noch für 'Insider der Insider' überschaubar war. Mancher Artikel wurde nur noch publiziert, um das Urheberrecht auf Investitionen des "geistigen Eigentums" zu wahren (im Sinne der WTO). In der Fomenko-Forschung meldete sich das verhüllte imperialistische Interesse an, die chinesische Zivilisationwiege jeglicher Geschichte vor Adam Smith zu berauben, wiewohl das asiatische Sozialprodukt (pro Kopf) damals noch über dem Wohlstand der Völker Westeuropas lag. Der Kalte Krieg hat sich in aller Stille aus der Weltgeschichte verabschiedet und der Sternenkrieg ist der Vermeidung von "humanitären Katastrophen" gewichen, ohne dass eine ideologische Kurskorrektur in den *Zeitensprüngen* je für nötig oder diskussionswürdig erachtet wurde. Der Streit, ob im christlichen Mittelalter 296 oder 297 Jahre entfallen, droht zum Glaubenskrieg zu entarten, der hinter dem Ingrimm der Konfessionen nicht zurücksteht, die sich im Balkan bekriegen. Ein Autor stellte verwundert fest, dass er "ahnungslos" in einem ziemlich rechtslastigen Verlag publizierte [s. Uwe Toppers Broschüre: *Desaster im Mittelalter,* Berlin im März 1999]. Wogegen der Eigenverleger Illig den Sprung an die breite Öffentlichkeit schaffte, ohne dass aber dem geneigten Leser bereits klar geworden wäre, worin der Skandal von "Karl dem Fiktiven" beruhe, ob es auch da um eine klerikale Verschwörung des Abendlandes zu tun sei oder um eine neue strategische Positionierung der Geschichtsrekonstruktion in der Postmoderne (nach der Parole: "anything goes"?).

Der globalitäre Freie-Markt-Kapitalismus erfreut sich inzwischen einer Beliebtheit, die einem nachgerade den Atem verschlägt: wenn etwa Heinsohn/Steiger im *Zürcher Finanzblatt* für eine allmächtige Zentralbank der EU werben, die allen föderalen oder sozialdemokratischen Flausen, wie sie im Vielvölkerstaat Schweiz immer noch grassieren, kurzerhand den Garaus machen würde [NZZ vom 3.3.99]. Wer sich grübelnd fragt, warum Bomben heute auf Belgrad, nicht Ankara, fallen und warum das Völkerrecht nur noch ein Pfifferling wert ist, findet im *Lexikon der Völkermorde* [Heinsohn 1998] die passende Erklärung und Begründung für die ungereimte Argumentation der NATO, dass Miloševič ja gewiss kein fanatischer Nationalist, aber doch "Serbien" eben "das einzige Land auf dem Balkan" sei, wo "der Bruch mit der kommunistischen Vergangenheit nicht vollzogen wurde" [so die NZZ vom 10/11.4.99]. Da es die "im wesentlichen von Serbien bestimmte"

jugoslawische Republik gewesen sei, die ihre abtrünnnigen Teilrepubliken "angriff" [so Heinsohns Lexikon 215], lösen sich alle Fragen der von den NATO-Staaten proklamierten ethnischen Selbstbestimmung der vom Sozialismus unterdrückten Völker in Luft auf. Nach der Vertreibung von vielleicht 300.000 Minderheitsserben wirkt es heute eher als selbsterfüllende Prophetie, wenn die grossserbischen Pläne und Abwehr-Szenarien (seit 1989) nun als Begründung der unvorhersehbaren "humanitären Katastophe" herhalten müssen. Ohne als Partei in den Streit eingreifen zu wollen, bin ich wohl nicht der einzige, der das gewisse Unbehagen am Erfolg von Publikationen und Medienauftritten empfindet, obwohl sie ja auch andern, die vergrämt im Windschatten segeln, zu mehr Aufmerksamkeit verhelfen könnten. Die Frage Ist nur: zur welchem Behufe?

Vollends perplex bin ich beim Studium des *Lexikons der Völkermorde,* wo Adolf Hitler zahlenmässig nur noch als einer von zehn "Megamördern (über 1 Million Opfer) im 20. Jahrhundert" kursiert [245]: hinter Stalin und Mao, so dass die "marxistischen Regimes" ihm den Rang ablaufen (mit über 100 Millionen Toten). Auschwitz würde nur unter 'ferner liefen' ins Gewicht fallen, allerdings als singulärer, da gezielter Genozid an den Juden, der "das stammesgesetzliche Recht auf Völkervernichtung wiederherstellen" [35] und die jüdische Menschheitsethik austilgen wollte. Der Vorgänger Lenin aber wäre der eigentliche "folgenreichste und zugleich verborgenst gebliebene" Megatöter des Jahrhunderts. Seiner staatskapitalistischen "Enteignungspolitik", die bekanntlich sich die deutsche Kriegsplanwirtschaft zum Vorbild nahm und Marxens Dogmen über den Haufen warf,[1] werden sowohl überwiegend ungewollte Hunger- und Bürgerkriegsfolgen angelastet, wie der gezielte Massenterror der Tscheka und offen eingestandene "Zweifel" und Fehler, die zur Neuen Ökonomischen Politik führten [234f]. Aber nichts erinnert mehr an Marxens Kritik am "zinslosen" und eigentumslosen Sozialismus Proudhons. Erst wenn man mühsam herumsucht - wie unter dem Stichwort der ausgemordeten Pariser Kommune 1871, erfährt man, dass hinter Lenins Diktatur des Proletariates ein durch Bismarck erlittener "Klassenmord von oben" stand [135]. Und nur unter dem Stichwort Armenien tritt Lenins Rote Armee als Hinderungsfaktor eines nicht marxistisch verursachten Genozides (mit 2 Millionen Toten) in Erscheinung, der Lenins Revolution seit 1915 vorausging [80]. So kann Heinsohn seine Theorie nur durchhalten, indem er den Sonderfall eines wirtschaftstheoretisch verursachten *ungewollten* "Ökonomizides" schafft

[20], der sich vom vorsätzlichen "Klassenmord" Stalins (und der Austilgung der jüdischen Intelligenz) abheben würde. Auf Grund dieser Differenzierungen lässt sich Heinsohns Lexikon in der Tat nicht ins vulgäre geschichtsrevisionistische Denken einordnen, wo ja vielmehr marxistische Juden und vom Judentum verführte Marxisten als eigentliche Anstifter von Klassen- und Rassenmord (inkl. Auschwitz) erscheinen (Friedrich A. von Hayek)[2]. Indem Heinsohn diesen antijüdischen Kern des neoliberalen Antimarxismus in der Wurzel auszurotten sucht, verdient der Ansatz des Mitherausgebers von *Zeitensprünge* eine ernsthaftere Diskussion.

Den freiheitsliebenden USA, als der wahren Hüterin der jüdischen Ethik, wird das faktische Vorrecht des "Weltpolizisten" zugestanden, der allein noch über die technologischen "Gewaltmittel" zur Ausbreitung der Menschenrechte in allen Erdteilen verfügt und der zum Schutz Israels und zwecks "Eindämmung" genozidärer und marxistischer Regime natürlich eine Reihe "autoritärer Regimes" habe stützen, installieren oder aushalten müssen, so dass nur deren Verbrechen den USA eine kollaborative "Mitschuld" eintragen [Heinsohn 338-40]. Zwar hat die Sowjetunion als erste Schutzmacht den Staat Israel anerkannt (was Heinsohn zu erwähnen vergisst). Zwar steht der amerikanische Bürgerkrieg am Anfang des Totalen Krieges der Neuzeit [327] und es verübten die USA im Atomkrieg gegen Japan die "tötungsintensivste[n] Einzelaktione[n]" des 2. Weltkrieges [191]. Sie unterliessen es, die Zufahrtswege zu den deutschen Vernichtungslagern zu bombardieren [340]. Da ein "Demozid" nach Heinsohns Definition aber kriegsbedingte Massnahmen oder Unterlassungen ausschliesst, kann man hier allenfalls ein Auge zudrücken. Da er andererseits "alle vorsätzlich oder bewußt in Kauf genommene menschen- oder regierungsgemachte Megatötungen außer Krieg" umfasst [17], liessen sich dennoch die weltpolitischen Verantwortlichkeiten für den russischen Bürgerkrieg und den Aufstieg von Stalin und Hitler (oder wie des völkerrechtlich anerkannten Pol Pot-Regimes) auch sehr anders zuteilen und gewichten.

Meine erste theoretische Verwunderung bezieht sich auf das Fehlen von Stichworten wie "Weltmarkt", "Imperalismus", "strategische Rohstoffe", "Ölquellen" und "Monopolkapital", ja auch schlicht von "Kapitalismus" oder "Kolonialismus" (ausser einer Notiz zu den "Kolonialregimes", die auf einzelne europäische Nationen und den Sklavenhandel zurückverweist [222]), was auf eine bewusste Säuberung von systemkritischer marxistoider

Terminologie schliessen lässt. Marxistische Regimes können bekämpft und für Verbrechen angeklagt werden; nicht aber das "Kapital" als System der organisierten Verantwortungslosigkeit, das im Völkerrecht die grössten Privilegien der Lizenz zum Plündern oder Töten besitzt und heute den absoluten Vorrang vor demokratischen Rechten anstrebt.[3] Seine Täterschaft kommt bei Heinsohn gar nicht mehr vor oder nur noch in Form von Millionen "Eigentümern", die als "grösste Opfergruppe der Menschheitsgeschichte" [36] das Opfer der intellektuellen Irrtümer von Marx und der durch sie ökonomizidär verursachten Megatötungen war [246ff]. Da die privilegierten Eigentumswirtschaften unter sich "die wenigsten Kriege" geführt haben [352], könnten sie für Weltkrieg und Völkermord auch kaum haftpflichtig gemacht werden, zumal vor 1945 ein umfassendes Völkerrecht gar nicht bestand [30]. Heinsohn räumt ein, dass in dieser Optik ein "welthistorisches Gerechtigkeitsproblem" bestehe, weil frühere Kolonialverbrechen seit der Antike als rechtmässig galten oder nicht mehr dokumentierbar sind und weil ja auch (selbstgerechte) Angloamerikaner "eineinhalb Millionen japanische und deutsche Zivilisten ins Grab bombardiert" haben [31f]. Es sei verständlich, dass die Vertreter der jüdischen Ethik stets heftiger kritisiert würden als ihre Feinde. Aber es fehlt eine dialektische Interaktionsanalyse der ökonomizidären Weltmarktbeziehungen (auch im Verhältnis zur Natural- und Gemeinwirtschaft in Asien), wie sie Rosa Luxemburg mustergültig vorgelegt hatte (*Die Akkumulation des Kapitals,* Berlin 1913). Es sind ja nicht nur unerwünschte marxistische Zwergstaaten, die ins Mittelalter zurückbombardiert werden, sondern tausend Millionen Menschen, die vom Weltmarkt abgekoppelt und in Zustände zurückgeworfen werden, wo kein Geld, kein Zins und kein Markt mehr funktioniert. So müsste es Heinsohns grösste Sorge sein, mit welchen Zwangs- oder Präventionsmitteln die Hüter der Internationalen Gemeinschaft verhindern wollen, dass postsozialistische Völker in demokratischer Weise postkommunistische Parteien wählen oder vom Christentum fanatisierte Massen erneut den "Weg zur Knechtschaft" wählen.

Meine zweite Verwunderung bezieht sich auf die sichtbare Akzentverschiebung des Völkermordlexikons gegenüber dem wirtschaftswissenschaftlichen Magistralwerk von Heinsohn/Steiger (*Eigentum, Zins und Geld,* Hamburg 1996). Man konnte sich dort schon leise fragen, warum ausgerechnet Friedrich A. von Hayek als der "herausragende Gelehrte der Neoklassik" gewürdigt wurde [28]. Aber die Autoren liessen keinen Zweifel

daran, dass nicht Marx, sondern Ricardo der wissenschaftliche Begründer des klassischen Irrtums vom Tauschparadigma war, auf dem die marxische wie die neoklassische Erklärung von Markt, Eigentum, Geld und Zins basiert, so dass Marx und Hayek an derselben Krankheit oder "ökonomizidären" Theorieblindheit des Kapitalismus litten und allein Keynes das Verdienst zukommen würde, das wohltätige Wesen des Zinses (als Liquiditäts- oder Eigentumsprämie) erkannt oder doch schattenhaft erahnt zu haben. Wieder verschmähen Heinsohn/Steiger die radikalere Kritik, die schon Rosa Luxemburg am ricardianischen Tauschparadigma von Marx geübt hatte, indem sie den ungleichen Tausch von Natur, Arbeit und Geld in den Vordergrund stellte und so die fordistische wie die realsozialistische Wachstumsutopie vernichtend kritisierte[4]. So sucht man vergeblich nach einer Erwähnung des sozialistischen polnischen Ökonomen Michal Kalecki und der englischen Grand Lady Joan Robinson, die die unsterblichen Verdienste Rosa Luxemburgs in der Begründung eines bedürfnisorientierten effektiven Nachfrage-Keynesianismus anerkannten (s. Joan Robinson, *Grundprobleme der Marxschen Ökonomie*, Marburg 1987). Solche jüdischen Wahrheiten des Dritten Weges sind nicht wirtschaftlich grundfalsch, weil sie welthistorisch unter den Hammer kommen. So fragt es sich, auf welchen Fundamenten hier ein demokratischer Sozialismus - wenn überhaupt erwünscht - noch gebaut werden solle.

Die stärksten Partien des genannten Buches bestehen *erstens* in der Analyse des "Fiaskos der Transformation vom Sozialismus zur Eigentumsökonomie" [Kap. D 3], das eine ökonomizidäre Mitschuld der neoliberalen Schocktherapien am Zusammenbruch der sozialistischen Gemeinwirtschaften und am Scheitern der zivilgesellschaftlichen Entwicklung (bzw. an Bürgerkrieg und ethnischen Säuberungen) impliziert, wie *zweitens* bezüglich der Krise des Akkumulationskapitals, wo "Marx' Kritik der Krisenverleugnung der Klassik" [Kap. G 1b] ihre Überlegenheit über der Neoklassik erweist und auch künftig die Unvermeidlichkeit zyklischer Krisenentwicklungen der Eigentumsökonomie in Aussicht stellt (wie es auch Schumpeter tat). So vertreten Heinsohn/Steiger nicht die pure Hayek-Doktrin, sondern eher eine radikalliberale Schumpeter-Variante, die auf die Restauration eines pfändbaren kleinbürgerlichen und genossenschaftlichen Eigentums abstellt, mit Hilfe diktatorischer Staatsgewalt. "Der Staat muss wie ein Romulus handeln, also durch radikale Verteilung von Eigentum die Verschuldungsfähigkeit wiederherstellen" [416].

Hier schliesst sich der Kreis von Geschichtsrekonstruktion und Krisentheorie: In der Apotheose der privaten Eigentumsökonomie, die aus den Katastrophen der Bronzezeit ihr eisernes Haupt erhob, scheint der Rückgriff auf die Gründerheroen Roms doch massgeblicher zu sein, als die jüdische Ethik der sozialen und ökologischen Eigentumsbeschränkung und eines präventiv institutionalisierten Zinsververbotes, das in der kriseneindämmenden Ökonomie des Halljahrzyklus ihren bis heute unübertroffenen Ausdruck gefunden hat [3.Mose 25]. Dies ist um so bedauerlicher, als die luzide Analyse der babylonischen Silber-Gersten-Kontrakte [Kap. D 2b], die den Priestern in Babylon vor Augen standen, zur Erhellung der jüdischen Ökonomie hätte beitragen können. Würde nämlich zugestanden, dass hier keine zinslose Naturalwirtschaft (der Stammesgesellschaft) vorliegt, sondern eine auf befristeten Grundpfändern basierte freiwirtschaftliche Form, das Eigentumsprivileg einzuschränken, das kollektive Gemeineigentum zu wahren und der tödlichen Überverschuldung zu wehren, würde auch der heutige Opfermythus vom globalitären Markt- und Zins-Chaos überwunden, zu dem es angeblich keine reale Alternative mehr gäbe.

Zu den fragwürdigen Teilen der Heinsohn/Steiger-Doktrin gehört die Transformation der antiken und mittelalterlichen "Stammes- und Befehlsgesellschaft zur zinstragenden Eigentumsökonomie" [Kap. B; C 2], die von Marx und Luxemburg realistisch als gewalttätige (fortgesetzte) "ursprüngliche Akkumulation" und die im Marxismus irrtümlich als Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus verhandelt wurde. Dass im Konstrukt des karolingischen Mittelalters entscheidende Bindeglieder von Eigentum und Zins fehlen, ist nicht zu leugnen. Doch mit der Illigschen Chronologierevision würde der sogen. Feudalismus nahtlos aus der spätrömischen Steuerpacht-, Zehnt- und Zinswirtschaft hervorgehen (mit quasi leibeigenen, an die Scholle gebundenen Militärkolonen), woneben auch jüdische Kolonien und klösterliche Gemeinwirtschaften, die nach ihrer Gründerzeit im Dunkeln entschwinden, bruchlos fortexistieren. Damit schliesst auch die scholastische Theorie vom "zinslosen" Bodennutzungs- und Rentenkauf-Vertrag, die eine ethische Geldanlage und Gewinnbeteiligung ermöglichte, direkt an die "Vorbilder" der babylonisch-jüdischen und frühchristlichen Halljahres-Ökonomie an (inkl. ihrer arabisch-muslimischen Varianten).

Hier projizieren Heinsohn/Steiger schlicht die staatssozialistische "Befehlsgesellschaft" des 20. Jhs. auf die produktiven Mischwirtschaften des kirchlichen Mittelalters. Wohl hatte die bürgerliche Ökonomie alles

Interesse daran, dieses dunkle Kapitel der Kultur- und Wirtschaftsgeschichte in Grund und Boden zu stampfen, da man den kirchlichen Grundbesitz in Privat- oder Staatseigentum zu konvertieren begehrte. Allein aber mit Privateigentum und Zins wären weder die zivilisatorischen und technischen Leistungen der Klöster noch die gewaltigen handwerklichen Bauleistungen der Romanik und Gotik zu erklären, die der Freie-Markt-Kapitalismus nur noch als unfassliche "Wirtschaftswunder" zu bestaunen, aber nicht mehr hervorzubringen (oder zu verzinsen) vermochte. Im übrigen genügt die Baugeschichte des Berner Münsters (ab dem 12./13. Jh.), um das Ausmass der Erdbeben und Brandkatastophen des 14. Jahrhundert-Schocks abzuschätzen (was hier nicht vorgeführt werden soll).

Was folgt daraus? Eine bauwirtschaftliche Synchronisierung der jüdischen, römischen, romanisch-christlichen, byzantinischen und gotischen Tempel- und Kirchenbauten steht noch aus. Die romanischen Kirchen entsprächen klar dem alten romanischen Glaubensbekenntis des 4. Jh.s; das antiarianisch präzisierte (und karolingisch erst nachweisbare) "Apostolische Glaubensbekenntnis" entspräche damit dem Übergang zur Gotik - womit 600 Jahre in Wegfall kämen. Die Renaissance lässt vermuten, dass Plato kaum früher lebte als die christlichen Apologeten des 3. Jhs (wie Origines). Aristoteles lebte wenig früher als seine arabischen Kopisten. Zwischen 400 und 650 können im selben Bauwerk "eine klassizistische Tendenz und ihr Gegenteil nebeneinander bestehen"; die byzantinische Ikonografie ist im 4. Jh. noch dürftig. Die Blüte der alttestamentarischen Ikonografie in der nachkonstantinischen christlichen Kunst könnte auf dem Einfluss illuminierter jüdischer Manuskripte beruhen, eine Hypothese, für die vieles spricht.

Der Einfluss des Neuen Testamentes macht sich im christlichen Bilderrepertoire jedoch kaum vor dem 6. Jahrhundert bemerkbar" [s. Yves Christen et alii, *Formen und Stile: Christentum,* Fribourg 1982, Köln 1994, 15-17]. Rom ist im Frühmittelalter aber nur eine "kleine Ortschaft" [ebd. 20]. Vandalen, Franken, Langobarden und Goten[5] schaffen keine eigenen Kunsftformen [ebd. 21]. Der Höhepunkt der Romanik wird als "klassische Renaissance" empfunden. Die ottonische Kunst erst steht unter byzantinischem Einfluss [ebd. 24]. Die Zerstörung des herodianischen Tempels im Jahre 70 sitzt aber so tief in der jüdisch-christlichen Tradition (von Josefus Flavius bis Eusebius), dass es verwundert, warum sie im Neuen Testament nie beschrieben wurde. Damit verdichten sich die Verdachtsmomente, dass der Jude Jesus (Jeschu, Jeschajahu) in der Zeit des Ersten Tempels ermordet wurde, d.h. im

Ausgang des Chaldäerreiches in Transeuphrat, das der Autor mit dem Davidsreich identisch setzt.[6]

Bei allem Unbehagen steht es mir fern, die Verdienste der genannten Bergwerksarbeiten schmälern oder den bestehenden Trümmerberg verkleinern zu wollen, der aus den Weltwirtschaftskatastrophen, Massenmorden und Emigrationen des 18. bis 20. Jh.s erwachsen ist. Da ich keine Patentlösungen in petto habe, fehlt es mir auch an der Arroganz, das gesamte "PRW-Kombinat" der grundsätzlichen Unbelehrbarkeit verdächtigen zu wollen. So muss es mit einem Zwischenruf sein Bewenden haben. Vielleicht kann er ein Zündstoff oder Diskussionsanreiz sein, die Geschichtsrekonstruktion neu für das 21. (oder 18. ? oder 15.?) Jahrhundert zu positionieren oder jedenfalls auch die hinreichend katastrophale Gegenwart in die Vergangenheitsforschung und Anamnese einzubeziehen.

Anmerkungen

1 Vgl. Maximilien Rubel, *Karl Marx und Friedrich Engels zur russischen Revolution. Kritik eines Mythus,* Frankturt/M., Berlin · Wien 1984. Aus den hier präsentierten Dokumenten geht einwandfrei hervor, dass Marx selber keinen westeuropäischen Weg für die alte russische bzw. indische und orthodoxe Gemeinwirtschaft favorisierte, sondern die bäuerlichen Kommunen als wesentlichen "Stützpunkt" einer demokratisch-sozialistischen Wiedergeburt und sanften technologischen Fortentwicklung vorsah.

2 Der Vordenker Friedrich A. von Hayek, *Der Weg zur Knechtschaft* 1945, 212, unterschied den Juden Marx von Hitler: "Solange der theoretische Sozialismus marxistischer Prägung die deutsche Arbeiterbewegung dirigierte, trat das autoritäre und nationalistische Element für einige Zeit in den Hintergrund". Aber dann hätten die "nationalistischen und imperialistischen Tendenzen der sozialistischen Planer" gesiegt [183] und damit den "Nationalsozialismus" hervorgebracht. In seinen Vorlesungen über "Demokratie, Gerechtigkeit und Sozialismus", Tübingen 1977, führte der Nobelpreisträger die "atavistische" Idee der "sozialen Gerechtigkeit" explizit auf das stammesgesellschaftliche Erbe des Judentums zurück.

3 Vgl. Maria Mies/ Claudia von Werlhof, *Lizenz zum Plündern. Das Multinationale Abkommen über Investitionen "MAI". Globalisierung der Konzernherrschaft - und was wir dagegen tun können;* Hamburg 1998

4 F.A. von Hayek, *Prices and Production,* [1]1931; 1949, 103 stützte sich erklärtermassen auf Ricardo, Marx und den russischen Emigranten Tugan-Baranowsky, dessen Marktutopie Rosa Luxemburg in der Luft zerfetzt hatte, bevor er die Grundlage des Fordismus und der neokolassischen Konjunkturtheorien abgab.

5 Zu fragen ist, ob der äusserst gotenfreundliche Spanier *Theodosius,* der das Christentum zur Staatsreligion Roms erhebt (391), nicht einfach *Theoderich,* der Gote, sei, der als Arianer das Papsttum beschützte und (488) einen Germanen Odoaker (Otto?) schlug. Dies ist nur ein Beispiel.

6 Der priesterliche Prophet Jesaia soll unter den Asyssern ermordet (gekreuzigt) worden sein. Die wiederhoften Ermordungen eines Priesters Jesus (Jason) in der späten Perserzeit und in der Makkabäerzeit sind schon von Julius Weilhausen, *Israelitische und jüdische Geschichte,* Berlin 1914, 178f. 236f), als Doubletten erkannt worden. Hier treten ein Hohepriester Johannes (Onias, Hannas, Chanania), ein Alkimus (Eljakim= König Jojakim) und ein Menelaus (Menachem, Nenemia) auf. Der Assyrer Tiglat-Pileser wäre ein gutes Vorbild für Antiochus Epiphanes und den römischen Statthalter Pontius Pilatus, der Jesus kreuzigen liess. Als Rivale Barnabas (Begoses) ist uns ein Burnaburiasch der Amarnabriefe bekannt (Statthalter Gobryasch oder Bagoasch in Babylon). Der Ratsherr Josef von Arimathäa (Ramoth, Jarimufha) gleicht dem assyrisch-ägyptischen Grosswesir Josef, bekannt ais König Josafat zur Zeit des Königs Ahab, des Rib Addi der Amarnabriefe (Senacherib). Der Assyrerkönig Salamanassar, den ich als König David ansehe, war in Babylon als "Ululaju" bekannt. Als Julius Cäsar wäre er auch ein gutes Abbild des vermeintlichen "Tempelzerstörers" Nebukadrezar, der im Monat Ululu in Babylon zum Kaiser ausgerufen wurde. Die antike Chronologie zerfällt uns unter den Händen.

Dr. Peter Winzeler CH-3027 Bern Melchiorstr. 23-148

Über Deformationen historischer Wirklichkeit

Gert Zeising

Der Fälscher als Wertschöpfer

Schon vor einer Generation prophezeite Borgeest [1972, 289f], daß Echtheit nicht mehr oberstes Kriterium für die Bewertung eines Kunstwerks sein werde. In Zukunft werde man sich nicht mehr vorstellen können, "daß die Freuden des Sehens beeinträchtigt waren, wenn sich das Bild als Fälschung erwiesen hat." Alsdann warb Althöfer [1976, 159] mit ironischem Unterton:

> "So wie der Kopist mit seiner Staffelei zum Ambiente berühmter Museen gehört, den man erfinden müßte, gäbe es ihn nicht, so ist der Fälscher eine quantité négligeable, Teil des belebenden Vergnügens, das die Ungewißheit liefert, Teil der Kunst und ihrer Interpretation. Daß Kunst-Aktionäre und strenge Ökonomisten solche Perspektiven nicht schätzen, ist einleuchtend, betont aber nur den charmanten Aspekt, den eine solche Kunstschau liefert."

Michel [1988] legte dar, auch der Fälscher ziele auf die Vermehrung des Schönen.

Polaczek [1989] formulierte noch schärfer: "Auch ein echter De Chirico kann eine authentische Schwarte sein, und eine echte Fälschung ein authentisches Kunstwerk von De Chirico."

Der entlarvte Kunstbetrüger Mrugalla [1993, 104] spielte sich als Kronzeuge auf: "Ich habe viele Bilder gemalt und dabei auf den Gedanken anderer Maler aufgebaut. So gesehen habe ich sogar sehr viele 'Gedanken' gehabt, und ich denke, letzten Endes ist nur das eine entscheidend und wichtig, daß man als Künstler, als Maler keine Schande dem großen, nachempfundenen Werk des Malerkollegen bereitet [...] Natürlich kann man jetzt mit den ollen abgedroschenen Phrasen vom 'Schmücken mit fremden Federn' kommen."

Haffner [1993] inthronisierte den Fälscher zum Kunstmacher, der die Bedingungen wählen könne, sein Werk zu verbreiten. Anonyme Kunst sei üblich, das Pseudonym gang und gäbe.

Das ist nun ein Denkfehler. Es wird übersehen, daß der Künstler unter Pseudonym nur seine Privatsphäre schützt, während der Fälscher Fremdkörper in das OEuvre eines Künstlers einschmuggelt. Der Fälscher schmarotzt unter fremdem Namen und/oder an fremder Eigenart. Kaum ein Fälscher verzichtet auf die Nachahmung der fremden Künstlersignatur. In der Regel liegt also Urkundenfälschung vor, und im Handel fällt der irrende Käufer einem Betrug zum Opfer. Trotzdem stieg der Fälscher vom maskierten Ausbeuter zum Schöpfer materieller und ideeller Werte auf. In der materialistischen Gesellschaft gelten Fälscher als Produzenten geldwerter Güter. Zu Interventionen der Medien oder der hoheitlichen Gewalt kommt es deshalb selten und nur, wenn der Fälscher schwache Leistungen erbringt oder falsche Identifikationen zu auffällig verbreitet. Das sind Störungen des Kunstmarktes, die unterbunden werden, weil sie die Gefahr von Preisstürzen befürchten lassen.

Die wahre Fälschung

Vor einem mit berühmtem Namen ausgeschilderten Kunstwerk fragt der Zweifler: "Ist es echt?" Es gibt unter Verwendung des Begriffs "echt" einschlägige Druckschriften:

Albert Neuburger "Echt oder Fälschung?" [1924]
Max J. Friedländer "Echt oder unecht" [1929]
Sepp Schüller "Falsch oder echt? [1953].

Der Begriff echt wird also - wie auch in dieser Arbeit - in Bezug auf die Eigenschaft eines Kunstwerks im Sinn von "authentisch", "vom Urheber herrührend", "verbürgt" gebraucht. Nun ist die Sprache unvollkommen, und die Begriffe sind mehrdeutig. In der Umgangssprache kann man gelegentlich die Wertung hören: "Das ist echte Kunst!", wenn ein Werk mit einer gegenständlichen Darstellung von der vielfach als stümperhaft empfundenen abstrakten oder konkreten Kunst abgesetzt werden soll. Es gibt weitere Begriffspaare: "echt - nicht original, reproduziert", "echt (ein echter Kerl) - unwahrhaftig" oder "echt - künstlich gemacht". Die Mehrdeutigkeit wurde nun genutzt, um den gefestigten Begriffsinhalt "echt = authentisch" auszuhebeln.

Gutbrodt [1993] schlug mit Wortartistik zu: "Echt ist, was so ist, wie es scheint [...] Kunst ist ein Phänomen, das mit der Doppeldeutigkeit des

Begriffs vom Schein spielt. In jedem Werk der Kunst erscheint die Kunst unmittelbar und authentisch. Etwas Wahres, Beständiges und singulär Echtes scheint im Kunstwerk auf. Andererseits haftet jeder Er-Scheinung von Kunst auch der Aspekt eines trügerischen, falschen Scheins an. Kunst gibt einem doppelten Schein Dasein."

Arasse [1995, 208] wollte in der gelungenen Nachahmung die "wahre Fälschung" sehen, deren An-Schein so überzeugt, daß sie "dem Meister höchstpersönlich zugesprochen werden kann." Die sprachliche Übereinkunft "echt = authentisch" wurde aufgelöst zu: "Die wahre Fälschung ist das echte Werk."

Man sollte annehmen, daß ein solcher Versuch der Abhalfterung auf einhellige Ablehnung trifft. Mitnichten. Es wurden für den erweiterten Echtheitsbegriff historische Autoritäten aufgeboten. Lethen [1994, 77, 150] bezog sich auf den Philosophen Plessner und den Juristen, Dadaisten und Kriminalschriftsteller Serner und behauptete, diese hätten sich bereits in der Zwischenkriegszeit gegen den "Kult der Echtheit" gestemmt.

Der Kunsthistoriker Bätschmann [1996a] beendete einen Vortrag im Kolloquium "Kennerschaft", das zum 150sten Geburtstag von Wilhelm von Bode 1995 in Berlin abgehalten wurde, mit den Sätzen:

> "Diese Verklammerung von Künstler und Echtheit steht in Beziehung zur intensivierten Sakralisierung des Künstlers im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts. Vielleicht müssen wir den emphatischen Begriff der Authentizität noch Walter Benjamins 'Aura' zuordnen, die mit Echtheit, einmaligem Vorhandensein, magischer Wirkung und Unnahbarkeit umschrieben ist. 1935 konstatierte Benjamin auch deren Verlust im fortschreitenden zivilisatorischen Prozeß."

Die Zuhörer spendeten Beifall, und Bätschmann [1996b, 100] bot im Druck noch eine verschärfte Version seines Schlußsatzes: "1935 gab Benjamin auch diese verloren."

Was ging nun verloren? Selbst wenn man Bätschmanns Darstellungen wiederholt liest, bleibt die Frage ungelöst: "Ist nun der Wert Echtheit oder die Sakralisierung der Kunst perdu?" Bätschmann lieferte einen Pythia-Spruch. Man nehme hiervon, was man braucht.

Poetisch schrieb Huizinga [1997, 183 nach 1939]: "Das Kunstwerk hat beinahe immer Teil an der sakralen Welt, es ist mit ihren Potenzen geladen: mit Zauberkraft, heiliger Bedeutung, repräsentativer Identität mit kosmischen Dingen, mit Symbolwerk, kurzum: mit Weihe."

In der Meinungslandschaft der Gegenwart gibt es Stimmen, die den Künstler selbst immer noch als 'Malpinsel' göttlichen Wirkens begreifen. Henri Nannen, bis 1980 Chef der Zeitschrift "Der Stern", dann Gründer und Leiter der Kunsthalle Emden, bekannte [Sattler 1990, 25]:

"Kunst kommt von Kunst, alle haben von allen gelernt - nur van Gogh und Cézanne und Picasso sind vom Himmel gefallen."

Dorn [1997] stellte fest: "Nach wie vor gerät van Gogh unversehens zum Künder, sein Handwerk zur Predigt, seine Malerei zur Verdinglichung von Schicksal."

Wer im Künstler den Propheten und im Kunstwerk die Reliquie erspürt, für den wandelt sich Kunst zur Ersatzreligion und das Kunstwerk zum Kultobjekt. Der Autor M.S. [1986] bekannte:

"... echt ist, was wir, die Rembrandt- und Picasso-Betrachter, von diesen Künstlern lieben. Die Kunst gehört dem, der an sie glaubt. Der Künstler ist das Phantasieprodukt seines Bewunderes."

Damit ist Kunstwerkbestimmung zum Glaubensakt geworden. Der Glaube an die Echtheit des Kunstwerks ist Wahrheitsfindung!

Fuhrmann, Hochschullehrer für mittelalterliche Geschichte, sprach "Von der Wahrheit der Fälscher" [1988, I, 83ff], und er erfand Fälschungen mit "antizipatorischem Charakter: sie nehmen spätere Einstellungen vorweg und haben entsprechend erst in der Zeit Erfolg, als ihr stabilisierender Wert erkannt wird" [ebd, 97f].

Nun kann natürlich niemand wissen, wann der große Weltgeist sein fünftes Ass aus dem Ärmel zieht, andererseits gibt es eine Fülle Kleinkram-Fälschungen, um die sich der Weltgeist nicht zu kümmern scheint. So empfahl Fuhrmann [1985] eine lässigere Haltung gegenüber der Fälschung und schlug mit dem ihm eigenen Witz als Grenzschwelle die Einheit "Kujau" vor, "die hinzunehmen man nicht mehr bereit ist, selbst wenn 'gute Arbeit' geleistet worden ist." Fuhrmann wollte also Fälschungen als echte Dokumente fingieren, wenn die von ihm propagierte Kujau-Schwelle nicht übertreten wird.

Das ist eine gefährliche Lösung; denn unter dem Deckmantel einer subjektiven Interessenabwägung wird die Berechtigung beschnitten, Fälschungen aufzudecken. Unser Grundgesetz mißbilligt jede Zensur - auch wenn sie mit einer Kujau-Schwelle schmackhaft gemacht werden soll.

Der doublethink "gefälscht = echt"

Orwell schrieb das Buch "1984" und erfand den Begriff "doublethink". Hierfür seine Beispiele [1950, 19]:

"KRIEG BEDEUTET FRIEDEN
FREIHEIT IST SKLAVEREI
UNWISSENHEIT IST STÄRKE".

Ein doublethink verläßt das klassische Erkenntnisschema: These, Antithese, Sythese. Unvereinbare Begriffe wie Krieg und Frieden werden zusammengeklittert und inhaltlich ausgehöhlt. Die vorangegangenen drei Abschnitte zeigten auf: Nachhaltig wird der doublethink "gefälscht = echt" propagiert, und zwar nicht nur von Fälschern oder Journalisten, sondern auch von Universitätslehrern.

Wem dient der erweiterte Echtheitsbegriff? Es ist eine Binsenweisheit: Gefälscht und/oder durch Fehlgutachten aufgewertet wird nur, was auf dem Markt begehrt ist. Der Markt begehrt, was einen guten Namen hat. Die Künstler-Lexika Thieme-Becker [37 Bände] und Vollmer [6 Bände] enthalten über eine Viertelmillion Künstler-Biografien. Das Allgemeine Künstlerlexikon (AKL), dessen Herausgabe noch nicht abgeschlossen ist, wird auf ca. 300.000 Einträge geschätzt [Pias 1997]. Diese Lexika erfassen zwar auch Baumeister, Möbelgestalter, Kunstgewerbler und viele andere Schaffende. Es bleibt aber eine fast unüberschaubare Anzahl Maler, Zeichner und Plastiker, und von diesen werden nur die marktgeschätzten Künstler gefälscht.

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts galten Fälschungen noch als Randerscheinungen in der Kunstgeschichte. So äußerte sich der Kunsthistoriker Winkler [1930, 366]: "Noch heute ist das Gebiet der Fälschungen ein sehr begrenztes. Es wird nicht leicht fallen, einen Tizian, einen Velazques, einen Rembrandt zu fälschen."

Der einflußreiche Kunsthistoriker Gombrich [1991, 235] lehrte noch, das einzige, woran man sich halten könne, sei eine sittliche Forderung nach Authentizität; aber er behauptete zugleich, Echtheit lasse sich nicht beweisen.

Wohlgemuth [1999, 504] räumte jüngst ein: "Was gegenwärtig an Fälschungen den Markt überschwemmt, will in der Regel gar nicht das bedeutende Meisterwerk mimen." Doch hierüber könne die akademische Fachwelt nur Bruchstückhaftes erfahren. Da aber Fälscherbeichten von Keating, Hebborn, Lämmle, Mrugalla und Fälschungsskandale geradezu von den Medien ausgeschrieen wurden, zeigt die Einlassung, daß Kunsthistoriker nicht einmal zu Recherchen bereit sind.

Der Wille, Blendwerke aufzudecken, ist längst gebremst, nachdem jedes Kunstwerk seinen Meister gefunden zu haben scheint. "Gefälschte Kunst ist nicht mehr Thema einer traditionellen Kunstgeschichte, sondern Aufgabe einer speziellen Kennerschaft, einer Soziologie des Sammelwesens, naturwissenschaftlicher Materialanalysen - und der Rechtssprechung" [Bloch 1979, 71].

Der Verfasser [1998, 591ff] hat das Scheitern der kunsthistorischen Urheberermittlung dargelegt und gezeigt, wie mit der Abschiebung der Verantwortung der Bestand der Irrtümer gerettet werden soll.

Die interdisziplinäre Forschung

Die Rechnung der "doublethink-Vertreter" ging nicht ganz auf; denn wo eine interdisziplinäre Forschung wirken konnte, gab es Überraschungen. Jüngste Teilrevisionen in Museen und musealen Sammlungen, die interdisziplinär, also insbesondere unter Einschluß technologischer Methoden durchgeführt wurden, zeigten im Sektor hochrangiger Kunstwerke Blendwerkverdichtungen von 30 bis 50 Prozent und mehr auf. Je berühmter der Meister ist, umso höher klettert die Wahrscheinlichkeit, ein Blendwerk aufzudecken.

Beispiel: Von der Sammelleidenschaft der Wittelsbacher zeugt das Antiquarium in der Münchner Residenz. Es enthält rund 350 Skulpturen, die als Antiken erworben wurden. Der "Katalog der Skulpturen", den Weski und Frosien-Leinz [1987] unter Einschluß der Methoden der Steinbestimmung erarbeiteten, ordnete 110 davon als Blendwerke ein.

Beispiel: Bis Anfang der neunziger Jahre des 20. Jahrhunderts schilderte das Metropolitan Museum in New York 42 Gemälde als "Rembrandt" aus [Schwartz 1995]. Nach einer Revision hielten die Konservatoren, Liedtke und v. Sonnenburg [1995], jeder für sich 18 Gemälde und übereinstimmend 15 für authentisch. Das Rembrandt Research Project (RRP) bestritt die Eigenhändigkeit weiterer vier jener 15 Gemälde.

Beispiel: Ende 1995 schied das Metropolitan Museum aus seinem Goya-Bestand die "Stadt auf dem Felsen", seine Fassung "Mayas auf einem Balkon" (nicht zu verwechseln mit der authentischen Fassung in Schweizer Privatbesitz) und weitere sieben Werke als Fälschungen aus. Es verblieben im Bestand des Museums noch sieben Gemälde, die weiterhin als Werke von Goya gezeigt werden [Kunz 1995].

Beispiel: Für die Gemäldegalerie in Kassel wurden 24 Gemälde als Werke Rembrandts erworben. Zwölf sind noch als Rembrandt ausgeschildert [Schnackenburg 1996, 233-237, 239-244, 252].

Beispiel: In der Berliner Galerie wurden unter Bodes Direktion 29 Bilder als von Rembrandt ausgegeben. Die kürzlich neueröffnete Gemäldegalerie [1996, Nr. 1528-1543] strich den Bestand auf 15 Rembrandt-Originale.

Beispiel: Jacob-Adolphe Holzer (1858-1938) vermachte dem Musée d'Art et Histoire in Genf seine Sammlung. Es waren insbesondere Gemälde, die italienischen Künstlern mit großen Namen zugeschrieben waren: Settignano (um 1430-1464), della Francesca (um 1414-1492), Signorelli (1445/1450-1523), Ghirlandaio (1449-1494), Laureana (um 1425-1502), Verrocchio (1435-1488), Botticelli (um 1445-1510) u.a. Die Sammlung wurde teilweise in der "Salle Holzer" gezeigt. Es kam der Plan einer Gesamtausstellung der Schenkung ins Gespräch. Man überprüfte den Bestand und erlebte eine Überraschung. 1997 stellte das Museum 28 Werke der Sammlung Holzer als Fälschungen vor [Natale/Ritschard 1997, Kat.-Nr. 2-5, 7-16, 19-23, 25-27, 29+30, 32-34, 36].

Beispiel: Die archäologische Sammlung der Universität Zürich überprüfte ihre Terrakotten aus Böotien. Die 25 Statuetten wurden der Thermolumineszenz-Analyse unterworfen. Mit dem Verfahren, das sich ausschließlich auf naturwissenschaftliche Gesetze stützt, können keramische Objekte datiert werden. Bei elf Tanagra-Figuren ergab die TL-Analyse, daß ihr Brand vor 1.500 bis 3.000 Jahren stattgefunden hatte. Sie waren antik. Bei den weiteren 14 zeigte die TL-Analyse an, daß sie vor 120 bis 300 Jahren hergestellt worden waren [Peege 1997, 20f, 27ff]. Die Fälschungen waren durchweg ansprechender als die authentischen Werke.

Die Aufgabe der historischen Wissenschaften

Während eines Aufenthalts in den USA 1907/08 besuchten der Komponist Gustav Mahler und seine Ehefrau ein privates Museum. Der Inhaber Mr. Hilprecht führte das Paar und stellte Ausgrabungen aus Babylon vor. Alma Mahler [1995, 160f] berichtete:

"Säle, Säle, Sumerer - 3000 v. Chr., Keilschriftziegel, Börsenberichte aus dem damaligen Babylon. Die Reliefs merkwürdiger Gesichter. Mongolisch-jüdisch. Wir waren gefesselt von seinen Erläuterungen. Ein Jahr später hatte er die heftigsten Angriffe über sich ergehen lassen, man warf ihm vor, diese Inschriftensteine gefälscht zu haben. Ach Gott, hat er sie gefälscht, so hat er sie so gut imitiert, daß er viele Jahre alle Gelehrten hinters Licht geführt hat. Kommt es letzten Endes auf die 'Wirklichkeit' an?"

Das ist die entscheidende Frage!

Kunstwerke und Urkunden sind Wegweiser in die Geschichte. Der Mensch kann sich in dem erkennen, was er geschaffen hat. So hält ihm die Geschichte einen Spiegel vor. Geschichtsforschung setzt allerdings ungetrübte Zeugnisse voraus. "Prodenda, quia prodita" (Die Dinge sind den Nachfahren zu überliefern, weil sie uns von den Vorfahren überliefert worden sind). Die Magna Charta der Geschichtsschreibung enthält ein Reinheitsgebot und fordert, Blendwerke aufzudecken; denn Fälschungen zeugen wahrheitswidrig. Das wird immer wieder unterdrückt.

"Nun droht den Sammlern [...] noch die Gefahr vor einer weltweit agierenden Untergrundbewegung [...] Und deren Zerstörungskraft ist die effektivste. Denn selbst von Dürer bleibt kein Stück mehr [...] Und Schiele sackt in sich zusammen, wenn sich herausstellt, daß er von einem Schieler, pardon: Schüler gemalt wurde. Ein Kunstwerk 'abgeschrieben' zu bekommen, das ist noch schlimmer als es zu rauben, beschlagnahmen oder bekleckern lassen. Natürlich hängt es noch da, leibhaftig, an seinem Nagel an der Wand, und ist doch für immer futsch" [Illies 1998].

Da sich die meisten berühmten Kunstwerke bereits in Museen befinden, stützt der erweiterte Echtheitsbegriff in erster Linie Fehlleistungen der historischen Fachwissenschaften. Hier stoßen Blendwerkentlarvungen nicht nur auf erhebliche Widerstände, sondern Dogmatisierungen führen in Sackgassen. Hierfür drei Beipiele.

Der Fall Rembrandt

In der zweiten Hälfe des 19. Jahrhunderts erfolgte eine Aufwertung Rembrandts. Die OEuvreverzeichnisse schwollen an: 380 Werke nach Bode [1883] und 595 Werke nach Bode/Hofstede de Groot [1897-1906]. In seinen Lebenserinnerungen kommentierte Bode [1930, II 230]:

"Ich war im Laufe der Jahre, ohne mein Zutun und persönlich zu meinem Leidwesen, eine Macht im Kunsthandel geworden, namentlich durch die Publikation des großen Rembrandt-Werkes. Kaum ein Sammler, vor allem kein Amerikaner, kauft ein Gemälde Rembrandts, das nicht in 'the Bible' enthalten ist, oder das ich bereit bin, in einem Supplementband meines Rembrandt-Werkes aufzunehmen."

Demgegenüber klagte Wurzbach [1910, 394], Bode/Hofstede hätten Rembrandts OEuvre verunreinigt. Jahrzehnte sorgfältiger Kritik würden nicht hinreichen, die Fehlzuschreibungen auszufegen. Das hinderte Hofstede de Groot [1915] nicht, sein Rembrandt-OEuvre-Verzeichnis auf 988 Gemälde zu steigern. 597 + 102 wiedergefundene Rembrandt-Gemälde stellte Valentiner [1909/ 1921] vor. 630 waren es nach Bredius [1935], 562 nach Bauch [1966], 420 nach Gerson [1968] und 265 nach Tümpel [1986].

Große Hoffnungen, nicht nur einzelne authentische Gemälde, sondern das erhaltene OEuvre Rembrandts ermitteln zu können, wurden auf das Rembrandt Research Project (RRP) gesetzt, das Mitte der sechziger Jahre gestartet wurde. Nach dem Erscheinen der ersten Bände, geplant sind insgesamt vier, schätzten aufgeschreckte Journalisten den Endbestand auf 250 Rembrandt-Gemälde. "Rembrandt schrumpft" [Beaucamp 1985], "Hungerkur für Rembrandt" [Weidemann 1987]. Ritter [1988] empfahl zu begreifen, "daß es das Höchste ist, die Dinge so zu lassen, wie sie sind." Der Autor schlug also vor, Blendwerke im OEuvre Rembrandts zu dulden. Das Murren zeigte Wirkung. Ende 1993 wurde das RRP von Ernst van de Wetering, der dem Gremium schon früh angehörte, neu organisiert. Die Wertungen A (echt), B (zweifelhaft) und C (nicht von Rembrandt) werden nicht mehr angewandt. Den "Amsterdamer Scharfrichtern" [Weidemann 1997] war das Handwerk gelegt und das RRP gescheitert. Mit zweifelhaften Zuschreibungen begann van de Wetering, Rembrandts OEuvre erneut zu vermehren [Schwartz 1997].

Der Fall Raffael

Herzog Albert von Sachsen-Teschen, der Gründer der Albertina, meinte, 126 Zeichnungen von Raffael zu besitzen, während 1976 Koschatzky [1976, 131], der damalige Leiter der Wiener Zeichnungssammlung, von dem Bestand kaum mehr als 20 voll anerkannte. Oberhuber, der gegenwärtige Direktor der Albertina, und sein Mitarbeiter Gnann starteten die neuerliche Aufwertung von Zeichnungen, die Raffael abgeschrieben worden waren.

"Zahlreiche Zeichnungen, die bis anhin den Schülern attributiert waren, werden nunmehr nämlich wieder als alleinige Äusserung des Meisters aufgefasst. Das Bild der Raffael-Werkstatt, das diesen Überlegungen zugrunde liegt, zeichnet einen alles überragenden Künstler, der als Spiritus rector all seiner Nachahmer wirkt. Seine Schüler finden demgegenüber, solange sie als Mitglieder der Werkstatt arbeiten, zu keiner individuellen Aussage; erst der Tod Raffaels erlöst sie aus der scheinbar sklavischen Abhängigkeit" [Gampp 1999].

Doublethinking "echt = gefälscht" oder "die wahre Fälschung" gebiert immer wieder neue Fiktionen, z.B. das Künstlergenie, das seine Mitarbeiter entpersonalisiert. Hohmeyer [1999, 214] fand jedoch den zutreffenden Grund für die Zuschreibungslust, als er dem Kunsthistoriker Oberhuber das Motiv seiner Raffael-Begeisterung entlockte. Der Experte gestand als Motiv seiner Zuschreibungslust, er nehme Fehlzuschreibungen

"leichten Herzens in Kauf: Nach einem Blatt von Penni oder Gulio Romano kräht sonst kein Hahn. Mit einer anspruchsvollen Zuschreibung indes, [...] wäre es jedenfalls in die Diskussion gebracht".

Der Fall Karls des Großen

Beim dritten Beispiel geht es nicht nur um das OEuvre eines Künstlers, sondern um eine ganze historische Epoche, die zugleich als eine Kunstepoche vorgeführt wird, die Zeit der Karolinger. Illig [1996] deckte hier rund 300 Jahre Phantomzeit auf, und alle bisher nachgeprüften historischen Dokumente (Kunstwerke und Quellen) gaben ihm Recht; denn sie erwiesen sich als Blendwerke.

"Erst in jüngster Zeit ist das Ausmaß des Schwindels deutlich geworden, der den 'pater europae' umgibt. Das 'Brustkreuz', das der Tote angeblich am Hals trug, stammt aus dem 11. Jahrhundert. Sein Mantel, in der Kathedrale von Metz aufbewahrt, entstand in Sizilien - 400 Jahre nach Karls Ableben. Auch der Thronsitz im Pfalzdom von Aachen gehört ins Reich der Legende. In den zwanziger Jahren stand der Philosoph Theodor Haecker vor diesem 'schauererregendsten Nationaldenkmal der Deutschen'. Altersanalysen des Holzes ergaben indes, daß es nie des Imperators Gesäß getragen haben kann. Die Eichenbretter des Stuhls wurden im Jahr 935 hergestellt. Der Supermann wandelt sich im Lichte neuer Forschung zunehmend zum Phantomas" [Schulz 1999, 275].

Doch noch wird zäh an der realen Existenz Karls d.Gr. festgehalten. Die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 5. Mai 1999 überschrieb einen Artikel: "Niemand sang die Sündenregisterarie nach. Der achte deutsche Mediävistentag überzeugte sich von der Realität Karls des Großen". Nach dem Bericht Grässlins, dem Verfasser des Artikels, wurde Illigs "heikle Phantomzeit-Theorie" "mit Fairness und Charme" präsentiert, was nicht heißt, widerlegt. Da zuverlässiges Material den Mediävisten fehlte, wichen sie auf die Rezeptionsgeschichte aus. Was bedeutet das? Über das Ungeheuer von Loch Ness berichteten die Medien, es hat eine Wirkungsgeschichte. Diese ist aber kein Beweis für die Realität des Ungeheuers, das eine Zeitungsente ist. Im Gegensatz zur süffisanten Überschrift seines Artikels wertete Grässlin die Leistungen des achten deutschen Mediävistentags zur "Karls-Forschung" recht abschätzig:

> "Leider taten sich auch die beschlagensten Referenten schwer, ihr Thema als Teil einer größeren Problemgeschichte zu begreifen oder Fragekonstellationen anzudeuten, an denen andere Forscher mit Gewinn weiterarbeiten können."

Was ist zu tun?

Verfolgt man die Geschichte des Brückenbaus, so muß man feststellen, daß nicht wenige Brücken trotz wissenschaftlicher Berechnungen brachen. Die Konstrukteure irrten sich. Die Naturgesetze korrigieren stetig die Naturwissenschaften.

Wie steht es mit den historischen Wissenschaften? Dort gedeihen in den Pferchen blinden Spezialistentums immer noch und immer wieder märchenhafte Unwirklichkeiten. "UNWISSENHEIT IST STÄRKE". So vertrat Musperl [1961, 205] die Meinung: "Ein Experte, der Fälschungen als echt bestätigt hat, kann nicht belangt werden, auch wenn es sich um zahlreiche Fälle handelt, da der Irrtum bekanntlich ebensowenig bestraft wie Dummheit bestraft wird."

Fliegen Kunstexperten und Kunstkenner mit irrigen Gutachten auf, berufen sie sich auf eine Unschuldsvermutung. Tatsächlich bedienen sie sich überholter Methoden. Mit faulen Tricks, dem erweiterten Echtheitsbegriff, dem Glauben an Echtheit und an irdische und überirdische Autoritäten, mit der "Wahrheit der Fälscher", der "Kujau-Schwellen"-Zensur und mit "Zuschreibungslust" läßt sich Wissenschaft nicht betreiben.

Es gilt irrige Ausgangspunkte wie "gefälscht = echt" oder "Lüge = höhere Wahrheit" zu überwinden. Die Kompetenzverluste können nicht im Elfenbeinturm ausgeglichen werden. Nicht in den Zünften der Kunsthistoriker und der Mediävisten, nicht durch Spezialisten mit Scheuklappen, sondern in der interdisziplinär arbeitenden Forschung liegt die Zukunft der historischen Wissenschaften.

Zitierte Literatur

Althöfer, Heinz (1976): "Kennerschaft und Wissenschaft"; in Kat. *Fälschung und Forschung;* Essen · Berlin, S. 157

Arasse, Daniel (1995): *Vermeers Ambition;* Dresden ([1]1993)

Bätschmann, Oscar (1996a): "Eine Krise der Kunstgeschichte. Der Holbeinstreit 1871"; in *NZZ*- Literatur und Kunst, 1./2.6., S. 50

- (1996b): "Der Holbein-Streit: Eine Krise der Kunstgeschichte"; in *Jahrbuch der Berliner Museen,* 38. Band, 1996 Beiheft, 87ff

Bauch, Kurt (1966): *Rembrandt. Gemälde;* Berlin

Beaucamp, Eduard (1985): "Rembrandt schrumpft. Der Amsterdamer Katalog"; in *FAZ* 25.2., S. 31

Bloch, Peter (1979): "Original - Kopie - Fälschung"; in *Jahrbuch Preußischer Kulturbesitz;* Berlin, (XVI) 41

Bode, Wilhelm v. (1883): *Studien zur Geschichte der Holländischen Malerei;* Braunschweig

- (1930): *Mein Leben.* Band I + II in einem; Berlin

Bode, Wilhelm v./ Hofstede de Groot, C. (1897-1905): *Rembrandt.* Beschreibendes Verzeichnis seiner Gemälde. Geschichte seines Lebens und seiner Kunst). 8 Bände; Paris

Borgeest, Claus (1972): *Kunstrummel.* Wer bestimmt was Kunst ist? Woran erkennt man Kunst? Oder gibt es gar keine Kunst?; Wien · Düsseldorf

Bredius, Abraham (1935): *Rembrandt. Gemälde;* Wien

Dorn, Roland (1997): "Vom Van-Gogheln. Kunsthistorik zwischen Hagiographie und Forschungsdesign"; in *NZZ* 1./2.11., S. 51

Friedländer, Max J. (1929): *Echt und unecht.* Aus den Erfahrungen eines Kunstkenners; Berlin

Fuhrmann, Horst (1985): "Die Macht der Fälschung. Über den Wunsch der Menschen betrogen zu werden"; in *SZ* 7./8.9.

- (1988): "Von der Wahrheit der Fälscher"; in *Monumenta Germaniae Historica. Schriften.* Band 33, I, Fälschungen im Mittelalter. Teil I; Hannover, S. 83

Gampp, Axel Christoph (1999): "Raffaels reine Renaissance. Eine Ausstellung im

Palazzo del Te in Mantua"; in *NZZ* 6.5., S. 33

Gemäldegalerie Berlin: Gesamtverzeichnis (1996). Staatl. Museen zu Berlin. PKB. (bearb. von Henning Bock und Erich Schleier); Berlin

Gerson, Horst (1969): *Rembrandt. Gemälde. Gesamtwerk;* Gütersloh

Gombrich, Ernst H. (1991): *Die Krise der Kulturgeschichte;* München (*Ideals and Idols,* 1974)

Grässlin, Matthias (1999): "Niemand sang die Sündenregisterarie nach. Der achte deutsche Mediävistentag überzeugt sich von der Realität Karls des Großen"; in *FAZ* 5.5., S. 54

Gutbrodt, Fritz (1993): "Doppelgänger. Das Echte und das Falsche - alles nur simuliert?"; in *NZZ Folio* Nr. 10, Oktober, S. 7

Haffner, Peter (1993): "Lob der Fälschung"; in *NZZ Folio* Nr. 10, Oktober, S. 5

Hohmeyer, Jürgen (1999): "Zurück zum Meister. Der Nachlaß Raffaels wächst unaufhaltsam"; in *DER SPIEGEL* Nr. 14, S. 212

Hofstede de Groot, Cornelis (1915): *Beschreibendes und kritisches Verzeichnis der hervorragendsten holländischen Maler des 17. Jahrhunderts,* Band VI; Eßlingen · Paris

Huizinga, Johan (1997): *Homo Ludens.* Vom Ursprung der Kultur; Hamburg ([1]1939)

Illies, Florian (1998): "Hohe Hand"; in *FAZ* 23.1., S. 35

Illig, Heribert (1996): *Das erfundene Mittelalter.* Die größte Zeitfälschung der Geschichte; Düsseldorf

Koschatzky, Walter (1976): "Fälschung und Forschung in Zeichnung und Graphik"; in *Kat. Fälschung und Forschung;* Essen · Berlin, S. 129

Kunz, Armin (1995): "Kennerschaftliche Debatten in New York. Das Metropolitan Museum präsentiert seine Goya-Sammlung"; in *NZZ* 13.11., S. 19

Lethen, Helmut (1994): *Verhaltenslehren der Kälte.* Lebensversuche zwischen den Kriegen; Frankfurt am Main

Liedtke, Walter/ Sonnenburg, Hubert von (1995): *Rembrandt/Not Rembrandt in the Metropolitan Museum of Art: Aspects of Connoisseurship.* I,II; New York

Mahler, Alma (1995): *Gustav Mahler. Erinnerungen;* Frankfurt am Main ([1]1940)

Michel, Karl Markus (1988): "Lob der Fälschung: Eine Blütenlese"; in *FA Magazin* 22.7., (438) 20

Mrugalla, Edgar (1993): *König der Fälscher.* Meine Erinnerungen; Berlin · Frankfurt/M.

M.S. (1986): "Echt falsch"; in *FAZ* 10.10., S. 25

Musperl, Hans Th. (1961): *Eberhard Hanfstaengl Zum 75. Geburtstag;* München

Neuburger, Albert (1924): *Echt oder Fälschung.* Die Beurteilung, Prüfung und Behandlung von Altertümern und Kunstgegenständen; Leipzig

Natale, Mauro/ Ritschard, Claude (1997): *L'art d'imiter Images de la Renaissance*

italienne au Musée d'art et d'histoire; Genf
Orwell, George (1950): *Neunzehnhundertvierundachtzig;* Baden-Baden
Peege, Christina (1997): *Die Terrakotten aus Böotien der Archäologischen Sammlung der Universität Zürich;* Zürich
Pias, Claus (1997): "Das totale Gedächtnis. Wissen ist Genuß: Eine Tagung über elektronische Information in der Kunstgeschichte"; in *FAZ* 5.2., N 6
Polaczek, Dietmar (1989): "Authentisch oder echt? Neuer Streit um De Chirico"; in *FAZ* 5.5., S. 33
Ritter, Henning (1988): "Neuer Meister"; in *FAZ* 20.4., S. 35
RRP (= A Corpus of Rembrandt Paintings. Stichting Foundation Rembrandt Research Project) bearb. von Bruyn und van Wetering; Den Haag · Boston · London (bisher erschienen: Band I 1982, Band II 1986, Band III 1989)
Sattler, Stephan (1990): "Van Gogh - der ist vom Himmel gefallen. Interview Henri Nannen über van Gogh"; in *Pan* (4) 24
Schnackenburg, Bernhard (1996): *Gemäldegalerie Alte Meister* (Kassel) Gesamtkatalog. 2 Bände; Mainz
Schüller, Sepp (1953): *Falsch oder echt? Der Fall van Meegeren;* Bonn
Schulz, Matthias (1999): "Mittelalter. Weltherrscher im Klappstuhl"; in *DER SPIEGEL* (10) 274
Schwartz, Gary (1995): "Rembrandt oder nicht Rembrandt? Von zweiundvierzig Werken bleiben achtzehn: Das Metropolitan Museum sichtet seinen Bestand und umgeht Entscheidungen"; in *FAZ* 14.12., S. 37
- (1997): "Holz vom selben Stamm. Der Trend hat sich umgekehrt: Wieder ein Neuzugang zum Werk Rembrandts"; in *FAZ* 6.11., S. 41
Tümpel, Christian (1986): *Rembrandt. Mythos und Methode;* Königstein
Valentiner, Wilhelm R. (1921): *Rembrandt. Wiedergefundene Gemälde (1910 - 1920);* Stuttgart · Berlin
Weidemann, Siggi (1987): "Hungerkur für Rembrandt"; in *FAZ* 15.10., S. 30
- (1997): "Die kriminalistische Arbeit des Amsterdamer Rembrandt Research Project"; in *Handelsblatt* 30./31.5., G 1
Weski, Ellen/ Frosien-Leinz, Heike (1987): *Das Antiquarium der Münchner Residenz.* Katalog der Skulpturen, Text- und Tafelband; München
Winkler, Friedrich (1930): "Fälschung alter Bilder"; in *Kunst und Künstler* XXVIII, Berlin, S. 364
Wohlgemuth, Matthias (1999): "Original - Kopie - Fälschung"; in *Weltkunst* 504
Wurzbach, A.v. (1910): *Niederländisches Künstlerlexikon.* Bd 2; Wien
Zeising, Gert (1998): "Zur kunsthistorischen Urheberermittlung"; in *Zeitensprünge* X (4) 591

Dr. Gert Zeising 63916 Amorbach Amorhof 67

Das deterministisch-chaotische Sonnensystem

Eine Rezension von Heribert Illig

Ivars Peterson (1997):
"Was Newton nicht wußte. Chaos im Sonnensystem (1997)
Frankfurt/Main, 347 S., zahlr. sw. Abb.

'Wir wissen spätestens seit Newton, daß unser Sonnensystem ein perfektes Uhrwerk ist, das der prästabilisierten Harmonie eines Leibniz entspricht.'

'Etliche Planetenbahnen sind Zustandsformen, die erst zu Beginn oder noch während hochkultureller Zeiten eingenommen worden sind.'

'Komplexe Systeme enthalten ein verblüffendes Maß an Chaos, das unseren Vor- und Rückrechnungen Schranken setzt.'

So ließen sich drei Positionen in Kurzform umreißen, die heutzutage vertreten werden — von der klassischen Himmelsmechanik, die Laplace vor 200 Jahren so bezeichnet hat, von den Katastrophisten (insbesondere seit Velikovsky, 1950) und von den modernen Chaosforschern. Es empfielt sich deshalb von Zeit zu Zeit eine Bestandsaufnahme aktuellen Forschungsstandes, wie sie zuletzt Chr. Blöss ["Die Kippung der Erdachse um 180° in 24 Stunden. Eine Analyse der dafür notwendigen Drehmomente und Energieflüsse"; *ZS* 4-95, 499] für uns versucht hat.

Ivars Peterson hat es [amer. Ausgabe 1993] unternommen, von all den Anstrengungen der Astronomen, Physiker und Mathematiker zu berichten, die unternommen wurden und werden, um die himmelsmechanischen Bewegungen in unserem Sonnensystem zu verstehen, bis hin zu den immanenten mathematischen Unbestimmtheiten.

Gut verständlich zeigt er den Weg von den alten Griechen bis zur Gegenwart, wobei dem wissenschaftlichen Weg seit Tycho Brahe und Johannes Kepler die Hauptaufmerksamkeit gewidmet ist. Dabei fallen gut verständliche Erklärungen für zahlreiche astronomische und physikalische Begriffe ab, wie für Ekliptik, Präzession, Mondzyklus von 19 Jahren, Mondfinsternisse [147], Epizyklen, Äquanten, Trägheit [74], Kreis- und Ellipsenbahnen [86], Bewegungsgrößen [109], Impuls und Ort [111], Gravitationstheorie [114], Energie und Drehimpuls [115, 176]. Wer sich in jene

Kalenderprobleme vertiefen will, die der Rezensent in *"Wer hat an der Uhr gedreht?"* jetzt vorlegt, bekommt hier zusätzliche Hilfestellung.

Peterson entwickelt aus den Beobachtungen verschiedener Himmelskörper die Fortschritte von Astronomie, Mathematik und Physik. So kämpften Brahe und Kepler um die Beschreibung der Marsbahn. Mit immer neuen Beobachtungen fand Kepler schließlich zu der Erkenntnis, daß dieser Planet nicht kreist, sondern sich auf einer elliptischen Bahn bewegt [61, 69] — die Überwindung von Platons Vorstellung, daß sich ein Planet nur auf einer 'vollkommenen' Kreisbahn bewegen könne [21]. Interessanterweise brachten derartige Fortschritte nicht automatisch bessere Vorausberechnungen; die alte Epizyklenrechnung, die auch Kopernikus beibehalten hat, war hier zunächst nicht schlechter [70].

Große Erfolge zeigten sich erst, als mit Hilfe von Newtons Gravitationsgesetz Unregelmäßigkeiten der Saturn- wie der Jupiterbahn signalisierten, daß ein weiterer, unbekannter Planet 'mitspielt'. So wurden nacheinander Uranus [128], Neptun [137] und Pluto [140] entdeckt. Später zeigte sich mehr als einmal [137], daß die richtungsweisenden Berechnungen auf falschen Voraussetzungen beruht hatten. Die Wege auch der Wissenschaft sind unerforschlich. Die feinsten 'Störungen' der Merkurbahn konnten erst durch Einsteins Relativitätstheorie erklärt werden [137]. 1859 wurde sogar ein Planet noch innerhalb der Merkurbahn 'beobachtet', als Vulkan benannt und schließlich ad acta gelegt [138] - die Astrologen und David Raup ("Nemesis") warten noch auf seine (Wieder-)Entdeckung.

Das größte Problem blieb die Mondbahn. Sie trotzte den Vorausberechnungen der frühen wie der späteren Christen, die mit einem "Mondsprung" operieren mußten. Für Brahe wie für Newton blieb das Dreikörperproblem Sonne - Erde - Mond unlösbar [54, 119, 150, 154, 164, 186].

Eine neue Dimension erreichte die Astronomie, als sie sich um die Stabilität, sprich um eine möglichst lange Garantie für das Sonnensystem bemühte [23]. Die Mathematiker starteten daraufhin immer aufwendigere Rechnungen, um dem System Dauer zu verleihen.

Der Mathematiker Henri Poincaré (1854-1912) kam auf den genialen Gedanken, daß das eigentliche Problem weder in der Qualität der Beobachtung noch im Hinzufügen nachrangiger Gleichungsterme liegt.

"An Poincarés verblüffender Enthüllung war vor allem erstaunlich, daß die Gleichungen selbst völlig unverändert blieben. Poincaré erweiterte

nur die Möglichkeiten der Deutung, bis sie das umfaßte, was auf den ersten Blick unstete Zufallsbewegungen zu sein schienen. Diese unvermeidliche Unvorhersagbarkeit war von Anfang an in den Gleichungen enthalten" [325].

"Poincarés Entdeckung zeitigte somit die erstaunliche Erkenntnis, daß unvorhersagbares, anscheinend gesetzloses Verhalten in einem System vorkommen kann, das vollständig durch genaue und berechenbare Gesetze bestimmt wird. Viele Ereignisse in der gegenständlichen Welt sind daher in gewissem Grade unvorhersagbar, weil es unmöglich ist, die Situation in der Zukunft mit hinreichender Genauigkeit zu berechnen. Wie immer das quantitative mathematische Modell aussehen mag, das zur Vorhersage der Zukunft verwendet wird, immer gibt es im Herzen der Newtonschen Mechanik unvermeidliche Ungewißheit" [192].

Poincaré konnte konstatieren: "Die Vorhersage wird unmöglich und wir haben eine 'zufällige Erscheinung'" [193].

Es dauerte rund 70 Jahre, bis Kollegen verschiedener Fachrichtungen nachzogen und seitdem das "determinierte Chaos" erforschen [326]. Denn es gibt selbst in deterministischen Systemen Raum für Unvorhersagbares [184] und damit Regelmäßiges genauso wie Chaotisches, das sich aber gleichwohl auch in Formeln beschreiben läßt.

"Das Chaos zeigt sich in Bahnen, die plötzliche Sprünge in der Exzentrizität zeigen, durch die der Planet oder ein anderer Himmelskörper weit aus einer üblichen Bahn im Raum hinausgetragen wird" [195].

"Der erste schlüssige Beweis für chaotische Bewegung im Sonnensystem" [245] waren die Bewegungen von Hyperion, einem Asteroiden, der ab 1981 immer genauer beobachtet worden ist. Während seine Bahn Jahre im voraus auf Sekundenbruchteile genau berechenbar ist [235, 243], gelingt es nicht, "seine Ausrichtung im Raum von einem Monat zum nächsten vorherzusagen" [329]. Auch Plutos Bahn enthält "chaotische Komponenten" [287].

Diese glänzende Bestätigung der Gedanken Poincarés — er akzeptierte extrem kurze Zeiten ("nur wenige 100 Jahre") [213] — rief aber unter den Chaosforschern sehr schnell die Chaosbeschwichtiger auf den Plan.

Das Buch stellt eine Reihe von Rechnermeistern vor, die in den letzten 20 Jahren das ganze oder auch nur das äußere Sonnensystem möglichst genau vorausberechnen wollten. Sie starteten Simulationsläufe über 5 Mio. [264], 200 Mio. [270], 845 Mio. [276], selbst über 1,1 Mrd. Jahre hinweg

[280] und fanden sogar Spuren für eine Periodendauer innerhalb der Plutobewegung, die 600 Mio. Jahre dauern soll [277].

Erfreut wird festgestellt: Die "Erde [wird] *wahrscheinlich* in den nächsten 100 Millionen Jahren dieselbe mittlere Entfernung von der Sonne beibehalten, aber man kann sich dessen nicht *absolut* sicher sein" [287; Hvhg. HI].

Jacques Laskar erlaubte sich einen ähnlichen Orakelspruch: "Wir können schließen, daß die Bewegung des Sonnensystems, insbesondere des inneren, nahe daran ist, chaotisch zu sein, aber die genaue Bedeutung von »nahe« ist nur schwer zu bestimmen" [288].

Jack Wisdom wiegelte dagegen ab: "Chaos bedeutet nicht notwendigerweise Katastrophe" [307], worauf 'klar' ist: "Für das Sonnensystem bedeuten die Ergebnisse, daß eine Katastrophe zumindest eine Billion Jahre lang unwahrscheinlich ist. Diese ist auch nach astronomischen Maßstäben eine lange Zeit" [299].

Dahinter steckt sicher der übliche Übersetzungsfehler Billion/Milliarde, aber die Aussage ist auch für eine Jahrmilliarde chaosfreie Zeit wertlos. (Hier en passant ein paar weitere Korrekturen: die arabischen Ziffern kommen nicht im 3. Jh. nach Europa [77], sondern um 1000 und dann nach 1100; gotische Bögen sind nicht elliptisch [80], sondern bestehen aus Kreissegmenten; Newton litt nicht die restlichen 34 Jahre seines Lebens als Verwalter unter dem "Ende seiner wissenschaftlichen Kreativität" [153], sondern produzierte einen kaum gehobenen Schatz an 'esoterischen' Arbeiten und seine revolutionäre *"chronology"*, die von den Spezialisten wenig geschätzt wird; die Namenstranskription Vladimir Arnol'd [195 et al.] ist weder im Englischen noch im Deutschen sprechbar).

Wir erkennen an diesen Rechenkunststücken auf immer schnelleren Computern überdeutlich, daß Poincarés Erkenntnisse nicht gefruchtet haben. Was sollen Berechnungen, in denen die Prämissen für mögliches Chaos eliminiert worden sind? So verzichtete das Simulationsmodell von Jack Wisdom und Gerald Sussmann auf "exotische Wirkungen wie die gelegentliche große Annäherung eines Sterns an das Sonnensystem" und ignorierte vor allem die Wirkungen der inneren Planeten [279]. Was Wunder, wenn die beiden 'Computisten' 1992 konstatierten, daß das "Sonnensystem chaotisch ist, wobei der Zeitraum für exponentielle Divergenz etwa 4 Millionen Jahre beträgt" [291].

Zwar gilt: "In bezug auf die Planetenbahnen ist nichts so sicher wie die Unsicherheit" [303] und: "Dies wird noch schlimmer durch die Tatsache, daß wir [Wisdom und Sussmann trotz der Bemühungen von Laskar und anderen] in keinem Fall den Mechanismus eindeutig identifiziert haben, der das chaotische Verhalten hervorruft" [297]. Aber beruhigenderweise gilt vor allem: Die Rechnungen zeigen "viel häufiger ein beschränktes Chaos als ein katastrophales" [293].

Es gibt also, im Gegensatz zur Gravidität, bei der Gravitation das Maß 'ein bißchen'! Nachdem wir mühsam gelernt haben, daß das Vibrieren eines Schmetterlingsflügels andernorts einen Taifun auslösen kann, begegnen wir jetzt aufwendigsten Simulationen mit stark gestutzten Schwingen. So ist die Chaosforschung offenbar emsig bemüht, chaotische Ausreißer an möglichst kurzer Leine zu führen, damit sie sich in zurückgewonnener Geborgenheit wieder besonders schönen Fraktalen widmen kann.

Stutzig macht schließlich das kosmologische Bild, das Peterson skizziert. So wird der Riesenschwarm von Asteroiden zwischen Mars und Jupiter, der gerade das interplanetare Resonanzverhalten sehr erhellt hat [210, 215, 289], zu dem "Geröll" gezählt, "das bei der Bildung des Sonnensystems übrigblieb" [197]. Hier wäre also keineswegs ein Planet zu Bruch gegangen.

> "Diese seltsamen Körper, Überbleibsel des frühen Sonnensystems, geben Hinweise auf die Massen, die sich vor 4,5 Milliarden Jahren zusammenfanden und von den Planeten loslösten" [200].

Wenn dann noch "andere Satelliten vielleicht im Lauf von Jahrmillionen mehrmals zerbrachen und wieder zusammengesetzt wurden" [243], dann steht man einem Kosmos gegenüber, in dem sein Demiurg wie einst bei Kant und Laplace die friedlichen Himmelskörper hütet. Da kollidieren und explodieren keine festen Körper mehr, sondern "zerbrechen", vielleicht aus Unachtsamkeit, worauf sie vom guten Hirten wieder "zusammengesetzt" werden; da ballen sich Massen zusammen, worauf sie sich — die Schwerkraft war gerade abgeschaltet — von ihrem Planeten wieder "loslösen", einem brummenden Bienenschwarm vergleichbar.

Doppeltes Fazit: Nicht alles, was sich Chaos nennt, verdient auch diesen Namen. Und das gut lesbare, instruktive Buch hätte eine mutigere Fortsetzung jener Wissenschaft verdient, die es beschreibt.

Evolution in der Krise

Massensterben und Massenentfaltung in der Erdgeschichte

Georg Menting

1. Einführung

Ein typisches Kennzeichen der fossilen Überlieferung, das nur schwer mit evolutionsbiologischen Auffassungen zu vereinen ist, besteht in der unmittelbaren Aufeinanderfolge von Massenaussterben und Massenartenbildung. Der bekannte Paläontologe Eldredge, der stets bemüht ist, zwischen der Evolutionstheorie und der fossilen Überlieferung zu vermitteln, hat dieses Phänomen wie folgt kommentiert:

> "Evolution hängt so sehr vom Aussterben ab, daß es beinahe eine schöpferische Rolle in der Geschichte des Lebens spielt" [1997, 29].

Vermutlich selbst etwas irritiert über die Paradoxie seiner Aussage, die weder so recht zu den üblichen evolutionstheoretischen Auffassungen noch zu der allseits beklagten Vernichtung der biologischen Vielfalt durch die moderne Industriegesellschaft passen will, fügt Eldredge beschwichtigend hinzu: "Eine solche Botschaft klingt mehr als nur ein wenig verwirrend" [ebd, 29]. Eldredge beläßt es bei diesem selbstkritischen Kommentar und versäumt es, die notwendigen evolutionstheoretischen Konsequenzen aus seiner widersprüchlichen Botschaft zu ziehen. Dies hat allerdings fast 40 Jahre zuvor der Neokatastrophist Velikovsky in seinem erstmals im Jahre 1956 erschienen Buch *"Erde im Aufruhr"* getan. Velikovsky hat für das auffällige Zusammenfallen von Massensterben und Massenentfaltung die Theorie der "Kataklystischen Evolution" entwickelt.

Diese Theorie besagt, daß die Evolution ein von gewaltigen Naturkatastrophen eingeleiteter Prozeß ist, bei dem vorhandene Arten untergehen und neue Arten entstehen. Aus den Reihen der Zeitensprünge-Autoren haben sich bisher Christian Blöss [1986] in seinem Darwin-Report und Gunnar Heinsohn [1996a] in seiner stratigraphischen Grundlegung der Hominidenentwicklung, mit der Bedeutung von Katastrophen für die Artenbildung befaßt. In diesem Beitrag soll der Zusammenhang zwischen Massensterben und Massenartenbildung vor dem Hintergrund neuer paläontologisch-geologischer und mutationsgenetischer Forschungsergebnisse sowie Velikovskys Theorie der "Kataklystischen Evolution" nochmals aufgegriffen und diskutiert werden.

2. Massensterben in der Erdgeschichte: Fakten u. Erklärungsversuche

Seit dem Entstehen reichhaltigen tierischen Lebens zu Beginn des Kambriums hat es mindestens ein Dutzend größere und kleinere Massensterben gegeben. Die fünf verheerendsten Ereignisse werden als "Big Five" zusammengefaßt. Sie haben den Untergang des jeweils größten Teils der fossil bekannten Arten bewirkt und sind daher charakteristisch für die Übergänge in den erdgeschichtlichen Zeiträumen. Im einzelnen handelt es um Aussterbeereignisse am Ende des Ordoviziums vor ca. 440 Mio. Jahren, im späten Devon vor ca. 360 Mio. Jahren, am Ende des Perm vor ca. 250 Mio. Jahren, am Ende des Trias vor ca. 215 Mio. und am Ende der Kreide vor ca. 65 Mio. Jahren (vgl. Abb 1).

Wegen des Aussterbens der Dinosaurier besonders bekannt und seit nunmehr weit über hundert Jahren Gegenstand des öffentlichen Interesses ist die Aussterbewelle am Übergang von der Kreide zum Tertiär. Neben den populären Dinosauriern wurden bei diesem Massensterben auch die Flugsaurier, die großen Meeresreptilien sowie sämtliche Ammoniten und riffbildende Rudisten ausgelöscht. Darüber hinaus wurde die reichhaltige Vegetation der Kreidezeit verheerend verwüstet und bestand vorübergehend fast nur noch aus Farnen [vgl. Stanley 1994, 503].

> "Etwa 30 % der vorher existierenden Pflanzen- und Tierfamilien [oder rund 70 % aller Arten, G.M.] sind verloschen. Kaum ein Landtier das schwerer als 25 kg war hat das Ereignis überlebt" [Pflug 1984, 97].

Dieses spektakuläre Megaereignis ist aber keinesfalls das größte Massenaussterben der Erdgeschichte. Die gewaltigste Katastrophe in der Geschichte des irdischen Lebens hat sich vor ca. 250 Millionen Jahren am Ende des Perm ereignet. Damals starben über 90 % aller vorhandenen Meeresorganismen aus [Kerr 1995, 1441]. Das in Abb. 1 ebenfalls dargestellte Verschwinden der pleistozänen Megafauna wird nicht zu den großen Aussterbeereignissen gezählt. Die Bedeutung dieser Aussterbewelle hängt damit zusammen, daß in der letzten Zeit heftig darüber gestritten wird, ob bei dieser Katastrophe erstmals der Mensch eine Rolle gespielt hat [vgl. Menting 1999]. Darüber hinaus scheint die menschliche Seele auch vom tragischen Schicksal der Giganten des Eiszeitalters wie z.B. Mammut oder Wollnashorn angerührt zu sein, weil sie trotz ihrer Größe und Kraft schlußendlich genauso wie die kreidezeitlichen Dinosaurier dem Untergang geweiht waren.

Welche Ursachen werden nun für die vielen Massenaussterben der geologischen Vergangenheit in Erwägung gezogen, die sich zweifelsfrei

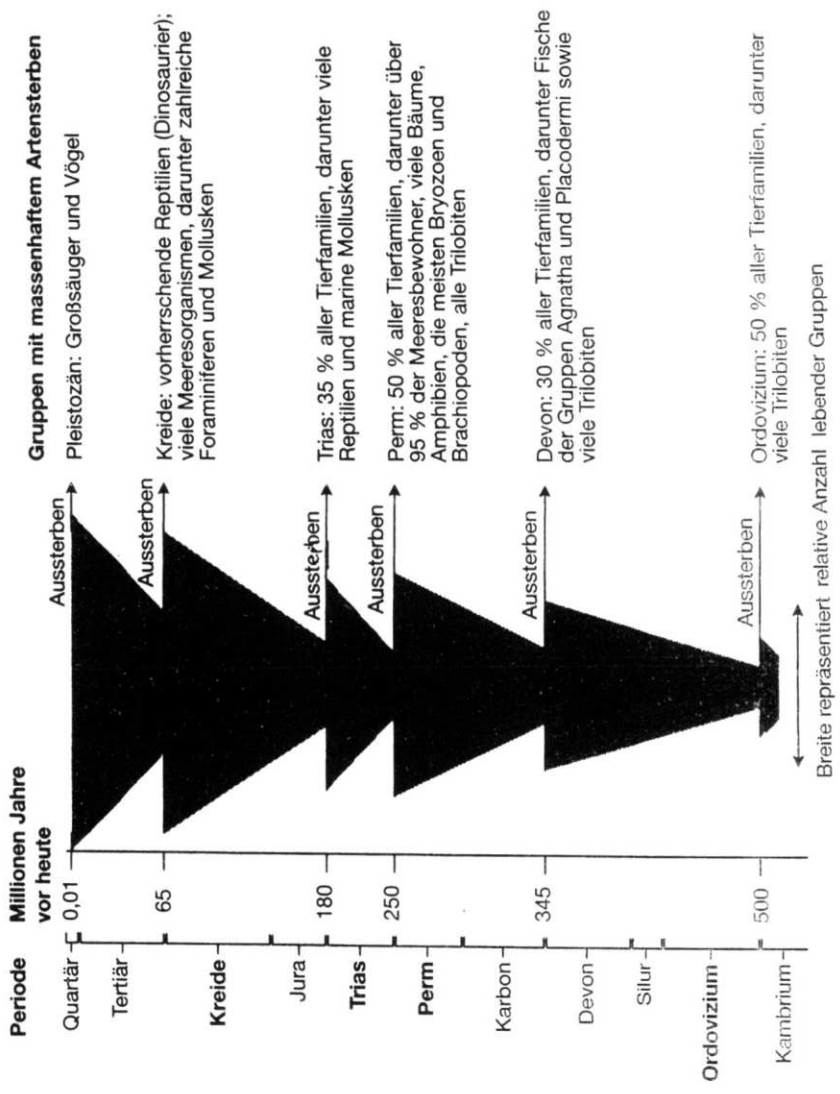


Abb. 1: Große Massensterben in der Erdgeschichte. (Das Massensterben am Ende des Ordoviziums wird versehentlich am Ende des Kambriums dargestellt!) [aus Primack 1995, 92]

"Ohne Unser Zutun" [Eldredge 1997] ereignet haben? Der renommierte Lehrbuchautor Stanley [1989, 33] unterscheidet als Auslöser für Massensterben "alltägliche" Ursachen, die in Krisenzeiten bloß verstärkt auftreten und eher "exotische" Ursachen, die nur bei Massenuntergängen auftreten. Zu den exotischen Ursachen gehören plötzliche vulkanische Ausbrüche von giftigen Gasen oder von Aschewolken, Strahlung infolge einer Supernovaexplosion, Zunahme der kosmischen Strahlung durch eine Abschwächung des Erdmagnetfeldes und der Einschlag eines Kometen oder Asteroiden auf der Erde. Zu den eher gewöhnlichen, "irdischen" Ursachen von Massensterben zählt Stanley u.a. weltweite Klima- und Meeresspiegelveränderungen, ausgedehnte Lageverschiebungen von Land und Meer, veränderte Sauerstoffkonzentrationen in der Atmosphäre sowie Schwankungen der Salzkonzentration und die Ausbreitung von Trübströmen im Meer. Die irdischen Ursachen könnten ihre zerstörerische Kraft auch als Folge des Einschlags eines großen Meteoriten entfalten.

Der eindeutig wichtigste Auslöser für die biologischen Katastrophen sind für Stanley [1989, 46f,50f] weltweite Klimaveränderungen, weil Massenaussterben großräumig erfolgen und die Temperatur der entscheidende limitierende Faktor sei, der die großräumige geographische Verteilung des Lebens steuert. Für viele warmblütige Lebewesen trifft diese Einschätzung allerdings nur eingeschränkt zu, da ihre Fähigkeit, die Körpertemperatur zu regulieren, ihnen ermöglicht, in unterschiedlichen klimatischen Zonen zu existieren. Es fällt auf, daß Stanley [1989, 44-47] bei seinen grundsätzlichen Ausführungen über die Ursachen von klimatischen Veränderungen vermeidet, extraterrestrische Ursachen zu diskutieren und stattdessen über vage, schwer abschätzbare Einflüsse der Plattentektonik, der Inlandvergletscherung und des Treibhauseffektes spekuliert. Dies muß als Beispiel dafür betrachtet werden, daß viele Wissenschaftler immer noch zögern, sich von "weltlichen" [ebd, 57] Szenarien zu lösen und extraterrestrische Ursachen für die erdgeschichtlichen Problemstellungen zu diskutieren. Die zögerliche Haltung der Wissenschaftler kann mit dem gravierenden methodischen 'Tabu' erklärt werden, das es für die erdgeschichtlichen Forscher zu überwinden gilt. Dies verdeutlicht auch folgende Äußerung, die Anfang der sechziger Jahre zur Zeit der heftigsten Debatten um die Impaktentstehung des Nördlinger Ries fiel:

> "Ein Meteoritenschlag [...] ist für die erdgeschichtliche Forschung ein Schlag ins Gesicht, denn Erdgeschichte bemüht sich ja eben darum, die

irdisch-historischen Voraussetzungen für den Eintritt eines erdgeschichtlichen Ereignisses [...] aufzuzeigen" [Hölder zit. nach Engelhardt/ Zimmermann 1982, 358].

Als Modellfall für die extraterrestrische Verursachung eines Massensterbens gilt der seit Anfang der achtziger Jahre diskutierte Einschlag eines großen Boliden an der Kreide/Tertiär-Grenze (=K/T-Grenze). Ein Bolide ist ein Asteroid, Meteorit oder Komet mit einem Radius größer als 10 km. Die zerstörerische Wirkung eines solchen Bolidenimpaktes für die endkreidezeitlichen Lebewesen wurde damals von einer Forschergruppe der Universität Berkeley, Kalifornien, in einer mittlerweile klassisch gewordenen Arbeit [Alvarez et al. 1980] postuliert. Die Forschergruppe um den Geologen Walter Alvarez und den Physiker Luis W. Alvarez hatte bei dem Versuch, die Ablagerungsdauer einer 1 Zentimeter dicken K/T-Grenztonschicht in einem Kalksteinsediment aus der Toskana zu datieren, festgestellt, daß diese Schicht gegenüber der normalerweise in Sedimenten vorhandenen Hintergrundkonzentration einen 30fach erhöhten Iridiumgehalt aufweist (vgl. Abb. 2). Diese Iridiumanomalie konnte später im K/T-Grenzton an fast über 100 Orten überall auf der Erde in marinen wie in kontinentalen Ablagerungen nachgewiesen werden [Vaas 1991, 427].

Da die Erdkruste nur wenig Iridium enthält, es aber häufig in Meteoriten anzutreffen ist, folgerte die Alvarez-Gruppe, daß vor 65 Millionen Jahren ein Asteroid auf die Erde prallte und die Atmosphäre stark mit Iridium anreicherte. Die verheerenden Folgewirkungen des Asteroideneinschlages seien darüber hinaus für das Massensterben an der K/T-Grenze verantwortlich. Das später unter dem Stichwort 'nuklearer Winter' bekannt gewordene Impaktszenario stieß zunächst auf heftige Kritik, weil es ein zu katastrophistisches Bild vom fossilen Faunenschnitt am Ende der Kreidezeit zeichnete und die Allgemeingültigkeit des Aktualitätsprinzips infragestellte.

Dies Prinzip besagt, daß die Gegenwart als Schlüssel zur Vergangenheit betrachtet werden muß. Es gilt der erdgeschichtlichen Forschung seit Lyells Veröffentlichung von *"Principles of Geology"* im Jahre 1830 als 'sankrosankt'. Von verschiedenen Wissenschaftlern wurde daher versucht, alternative Vorstellungen für die Herkunft der Iridiumanomalien zu entwickeln, die mit dem Aktualitätsprinzip verträglicher waren [vgl. Breuer 1985, 159]. Da im Bereich der K/T-Grenze für viele Gebiete der Erde ein starker Vulkanismus nachgewiesen worden war und aus der Asche von rezenten Vulkanausbrüchen erhöhte Iridiumwerte bekannt waren, wurde behauptet, daß

hierin die Ursache für die Iridiumanhäufung zu suchen sei. Die Verfechter der Vulkanismus-Hypothese verweisen dabei insbesondere auf die riesigen Lavadecken der Dekkan-Trapps in Indien, die zu den gewaltigsten Lavaergüssen der Erdgeschichte zählen. Darüber hinaus könnte ein 'nuklearer Winter' ebenso gut mit einem intensiven Vulkanismus wie mit einem Impakt erklärt werden [vgl. Stanley 1989, 174f].

Obwohl inzwischen ein Vielzahl von Indizien gegen die Vulkanismus-Hypothese spricht [vgl. z.B. Alvarez/Asaro 1997, 110], wird sie bis heute von einigen Wissenschaftlern vehement verteidigt [z.B. Courtillot 1997, 113]. Demgegenüber konnten für die Impakthypothese zusätzlich zur Iridiumanomalie eine Vielzahl weiterer schlüssiger Indizien gefunden werden. So wurden in der iridiumreichen K/T-Grenztonschicht sogenannte Mikrotektite entdeckt. Das sind Kügelchen aus geschmolzenem und wieder erstarrtem Quarz, die durch die plötzliche Einwirkung hoher Temperaturen entstehen, wie sie für den Einschlag eines großen Meteoriten typisch sind [vgl. Breuer 1985, 159]. Weiterhin wurden überall in der Grenztonschicht Quarzkörner gefunden, die eine sogenannte Stoßwellen-Metamorphose aufweisen. Dieses Merkmal entsteht ebenfalls nur durch die Einwirkung hoher Drücke infolge eines Meteoriteneinschlages oder eines unterirdischen Atomtestes [vgl. Vaas 1991, 428]. Die globale Verbreitung solcher 'geschockter' Quarzkörner bestätigte zudem, daß der Bolideneinschlag eine große Staubwolke in die Atmosphäre geschleudert hatte, die sich zunächst über die ganze Erde verteilte und später als dünne Schicht über weiten Gebieten absetzte.

Auch der zunächst erfolglos gesuchte Krater ist inzwischen mit hoher Wahrscheinlichkeit gefunden worden (vgl. Abb. 3). Bei geophysikalischen Messungen wurde am Rande der mexikanischen Halbinsel Yukatan eine Kraterformation entdeckt, die von der Größe und Altersabschätzung dem Dinosauriersterben zugeordnet werden konnte [vgl. Wellnhofer 1991, 112f]. Weitere aussagekräftige Belege für diesen Einschlagsort und das von der Alvarez-Gruppe beschriebene Impaktszenario wurden jüngst in Sedimentbohrkernen aus dem Tiefseeboden in der Umgebung des Kraters gefunden [vgl. Pailer 1997, 88ff]. Aufgrund der Vielzahl schlüssiger Indizien besteht in der wissenschaftlichen Literatur heute weitgehender Konsens darüber, daß am Ende der Kreidezeit ein 10 bis 20 km großer Asteroid mit der unvorstellbaren Energie von 60 Mio. Megatonnen TNT, dem Fünfmillardenfachen der Hiroschima-Bombe in die Erde raste und einen rund 200 km großen Krater hinterließ [vgl. Tollmann/Tollmann 1995, 29f].

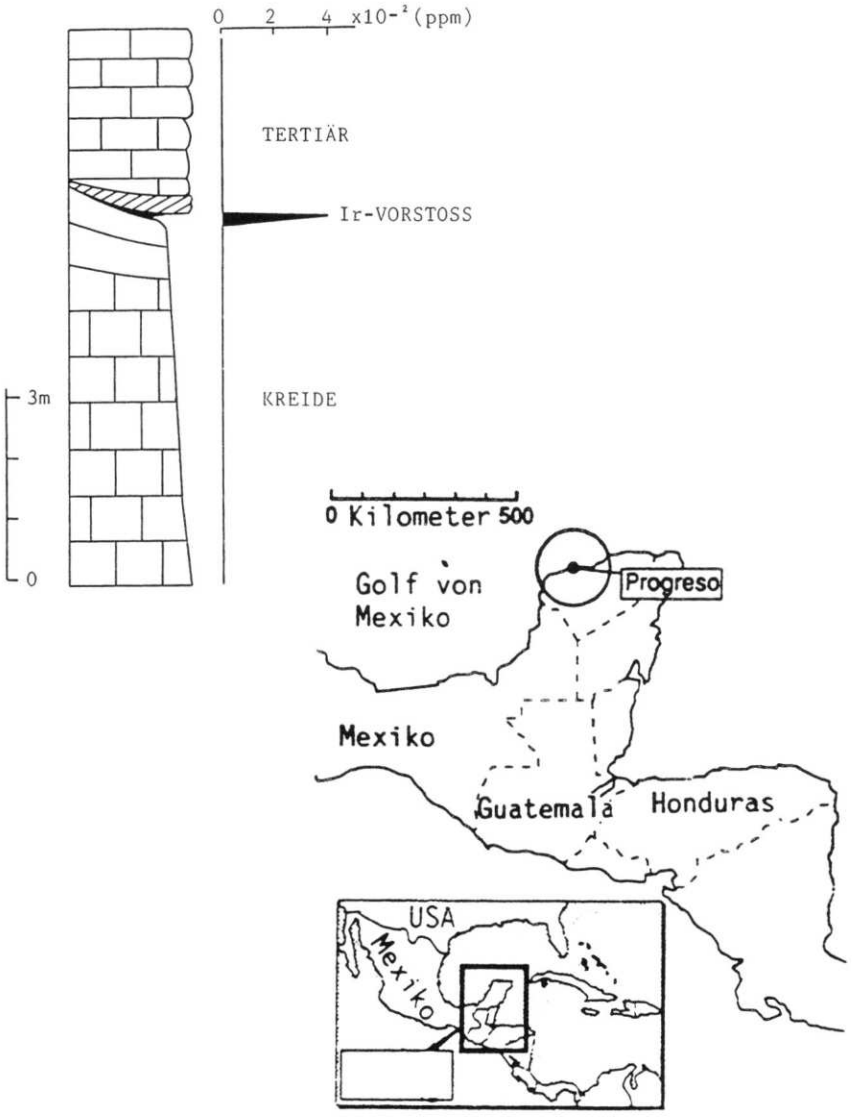


Abb. 2: Kalkstein-Profil mit Iridiumanomalie in der K/T-Grenztonschicht (Stevens Klint, Dänemark) [nach Alvarez et al. aus Pflug 1984, 95]

Abb. 3: Einschlagort des Kreide-Tertiär-Boliden an der Küste der mexikanischen Halbinsel Yukatan [aus Vaas 1991, 428]

Die Auswirkungen dieses Bolideneinschlages, der den Dinosauriern und einem Großteil der Meeresorganismen den Todesstoß versetzte, kamen einem Weltuntergang gleich:

> "Ein gigantischer Feuerball fuhr nieder und ein brachialer Schlag erschütterte die Erdkruste, löste weltweit Erdbeben und verheerende Flutwellen - sogenannte Tsunamis - aus und schleuderte Unmengen verdampften Gesteins sowie Staub in die obere Atmosphäre. Eine monatelange Dunkelheit senkte sich über die Erde, saurer Regen fiel hernieder und der langsam absinkende Staub bedeckte den Boden mit Schichten unterschiedlicher Dicke" [Pailer 1997, 88].

Ergänzend sind auch der bereits erwähnte intensive Vulkanismus und verheerende Feuerstürme, die durch glühende Meteoritensplitter oder emporgeschleudertes Material ausgelöst wurden, als Bestandteile des Einschlagsszenarios zu betrachten. Aus den großen Mengen Ruß, die in der K/T-Grenztonschicht gefundenen wurden, schließt man, daß ein Großteil der damals vorhandenen Wälder vernichtet wurde [Alvarez/Asaro 1997, 108].

Die Lebewesen, die die unmittelbaren Einschlagsfolgen überlebten, kamen zum großen Teil bei der anschließenden Kältewelle um. Diese allgemein auch als 'nuklearer Winter' oder exakter als 'Impakt-Winter' bezeichnete klimatische Abkühlung wird durch die Verdunklung der Atmosphäre mit großen Staub-, Rauch-, Ruß- und Aerosolmassen hervorgerufen, die das Sonnenlicht abschirmen. Eine weltweite Abkühlung muß sich besonders verheerend auf die Lebewesen in den tropischen Regionen auswirken, weil diese Klimazone sich nicht auf andere Breitengrade verlagern kann. Stanley [1989, 52] weist in diesem Zusammenhang darauf hin, daß die größeren Krisen der Erdgeschichte insbesondere in den tropischen Zonen schwere biologische Verwüstungen angerichtet haben und hebt damit die Bedeutung des Faktors Klimawechsel als Auslöser von Massensterben hervor. Mit dieser Argumentation unterstützt er allerdings auch Auffassungen, die Impaktszenarien eine grundsätzliche Bedeutung bei Massensterben in der Erdgeschichte zugestehen.

In letzter Zeit wird zunehmend die Ansicht vertreten, daß dem vermutlich nur einige Jahre dauernden Impakt-Winter eine erheblich länger andauernde Aufheizung der Atmosphäre durch den sogenannten 'Treibhauseffekt` folgte [z.B. Tollmann/Tollmann 1995, 69f; Alvarez /Asaro 1997, 108; Pailer 1997, 89]. Diese Hitzewelle soll ebenfalls eine wesentliche Rolle bei den Aussterbevorgängen an der K/T-Grenze gespielt haben. Für die Aufheizung der

Atmosphäre wird dabei die ungeheure Menge von 'Treibhausgasen' verantwortlich gemacht, die bei einem Impakt freigesetzt wird.

Im Fall des endkreidezeitlichen Boliden sollen sich die 'Treibhausgase' einerseits durch die Synthese von Stickoxiden beim Eindringen des glutheißen Asteroiden in die Atmosphäre und andererseits durch Freisetzung von Kohlendioxid aus den carbonathaltigen Sedimenten an der Einschlagsstelle gebildet haben [vgl. Tollmann/Tollmann 1995, 69f]. Das Aufheizungsszenario ist mit Vorsicht zu betrachten, weil das 'Treibhausklima' eine Erfindung von aktualistischen Denkmodellen verhafteten Astrophysikern ist. Diese 'ad hoc'-Hypothese wurde aus der Tasche gezaubert, als auf dem Planeten Venus unerwartet hohe Temperaturen festgestellt wurden, die nicht mit ihrer vermuteten Entstehungsgeschichte vereinbar waren. Der 'Treibhauseffekt' hat aber nicht nur die Venus erhitzt, sondern als Nebenwirkung auch noch dem Planeten Erde ein angeblich drohendes 'Treibhausklima' beschert [Heinsohn 1996b]. Über mögliche Klimaänderungen in Zusammenhang mit dem 'Treibhauseffekt' wird von den Klimatologen nun schon seit Jahrzehnten ergebnislos spekuliert [vgl. z.B. Jacoby/Prinn 1996, 34].

Trotzdem muß dieser Bereich der Klimaforschung zu den erfolgreichen wissenschaftlichen Forschungsfeldern gezählt werden. Dies hängt wohl damit zusammen, daß der 'Treibhauseffekt' eine politisch ausgesprochen gut vermarktbare und daher lukrative Hypothese ist. Von Kritikern des 'Treibhauseffektes' wurde schon frühzeitig unter Berufung auf die tatsächlichen Meßdaten die Auffassung vertreten, daß hier eine "eng verflochtene Gruppe von Klimasimulatoren" die klimatischen Effekte eines Kohlendioxidanstiegs um "eine volle Größenordnung" überschätzt hat [vgl. Idso 1982, 3]. Etwa um diese Größenordnung übersteigt die impaktverursachte Freisetzung von 'Treibhausgasen' die Produktionsraten der heutigen Industriegesellschaft. Gleichzeitig werden bei Impakten aber auch große Mengen Sulfat-Aerosole freigesetzt, die eine Abkühlung der Atmosphäre bewirken [vgl. Charlson/Wigley 1997 74ff]. Bezüglich der Beurteilung des endkreidezeitlichen 'Treibhauseffektes' ist nur schwer abschätzbar, inwieweit sich beide Effekte überlagern.

Der Einschlag eines kosmischen Körpers an der K/T-Grenze als wesentliche Ursache für das endkreidezeitliche Massensterben gehört inzwischen fast zum normalen Lehrbuchwissen. Trotzdem haben viele der immer noch unter dem Einfluß von aktualistischen Denkmodellen stehenden Geologen und Paläontologen Mühe, diese neue Geschichte des Massenaussterbens in

ihrer vollen Konsequenz zu akzeptieren. Sie versuchen daher die Bedeutung des endkreidezeitlichen Impakts zu relativieren. So wird von Pflug [1984, 97ff] argumentiert, daß sich der Niedergang der kreidezeitlichen Fauna schon lange Zeit vor dem Iridiumereignis anbahnt und von vielen Betroffenen nur noch Restbestände vor dem Impakt vorhanden waren.

> "Dieser schleppende Ablauf des Aussterbe-Geschehens lasse sich mit einer einzigen Einschlagskatastrophe schlecht erklären".

Auch für Stanley [1994, 505] "spricht der Niedergang der Dinosaurier und vieler mariner Gruppen im Verlauf des Maastricht [= letzte Stufe der Oberkreide] ganz eindeutig dafür, daß die Katastrophe am Ende der Kreidezeit ein bereits im Verfall geratenes Ökosystem betroffen hat".

In diesen Zitaten spiegelt sich die Schulmeinung wider, daß die extraterrestrischen Körper mehr der Gnadenstoß als die wesentliche Ursache von Massensterben sind [vgl. Eldredge 1997, 146]. Dagegen ist zunächst einzuwenden, daß der Beweis für den langsamen Niedergang einzelner kreidezeitlicher Organismengruppen umstritten ist [vgl. Russel 1997, 101] und für viele andere Organismengruppen kein Zweifel besteht, daß ihr endkreidezeitlicher Niedergang "abrupt, hart und dramatisch war" [vgl. z.B. Eldredge 1997, 151; Alvarez et. al. 1984, 1040].

Darüber hinaus ist festzustellen, daß ein schrittweise und selektiv ablaufendes Massensterben nicht grundsätzlich gegen ein Impaktszenario spricht, da es Hinweise für mehrere Bolideneinschläge in der Endkreidezeit gibt [Vaas 1991, 430]. Entsprechende Modelle für kompliziertere Impaktszenarien, ausgelöst durch zerbrochene Kometen oder Meteoritenschauer, sind bereits entwickelt worden [hierzu Hut et. al. 1987, 118ff]. Im Gegensatz dazu betonen aktualistisch orientierte Wissenschaftler stereotyp die Bedeutung langfristiger klimatischer oder anderer ökologischer Veränderungen als Ursachen für die biotische Krise am Ende der Kreidezeit. Dies läßt sich dadurch erklären, daß sich die Geologen und Paläontologen aufgrund der unvorstellbar langen Zeiträume, für die ihre Schichten stehen, generell schwer tun, plötzliche Ereignisse wie abrupte Massensterben zu akzeptieren. Grundlegend ist daher die Frage, wie solche geologischen Schichten entstanden sind. Von den Tollmanns [1995, 62, 207, 257, 261ff] wurde in diesem Zusammenhang gefordert, tektonische, erosive, sedimentologische und andere Phänomene gezielt auf einen möglichen Zusammenhang mit Impakt-Ereignissen zu untersuchen. Für tertiäre Sedimentablagerungen entlang der schwäbisch-fränkischen Alb liegen in Zusammenhang mit dem bekannten Nördlinger Ries-Impakt bereits erstaunliche Forschungsergebnisse vor [vgl. Stephan 1998,

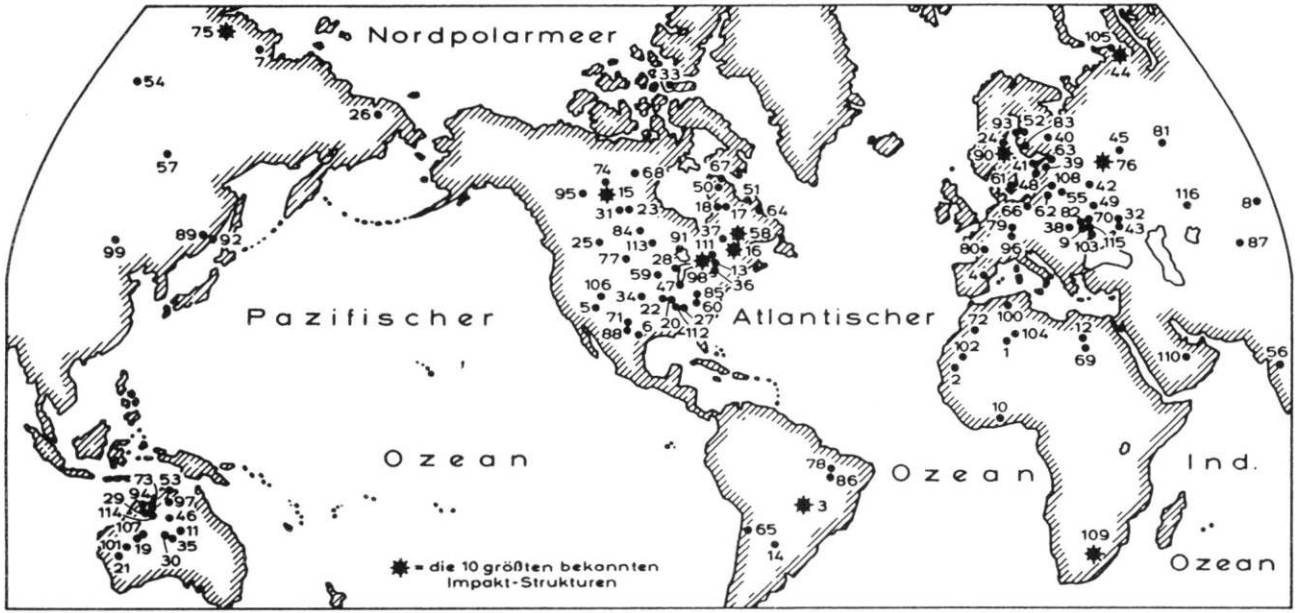


Abb. 4: Die wichtigsten Impaktkrater der Erde. Da die Krater nur eine begrenzte Zeit erhalten bleiben, stammen die meisten aus der 'jüngeren' Erdgeschichte (<250 Mio. Jahre) [Grieve/Robertson 1989 aus Tollmann/Tollmann 1995, 280]

69ff]. So müssen bei Berücksichtigung von postimpaktischen Regenfluten für die Entstehung der untersuchten Molasseablagerungen erheblich kürzere Zeiträume als bisher angenommen in Betracht gezogen werden. Es überrascht nicht, daß allein die radiometrischen Datierungen [hierzu Blöss 1986, 48ff] ein bislang ungelöstes Problem für die Forscher darstellen und sie noch davon abhalten, die entsprechenden Tertiärstufen radikal zusammenzustreichen.

Ein weiterer Versuch, die Bedeutung des kreidezeitlichen Impaktszenarios zu relativieren, besteht darin, es als ein erdgeschichtlich einmaliges Ereignis zu betrachten. So vertritt Stanley [1989, 218] die Auffassung, daß Einschläge von Boliden eine höchst nebensächliche Rolle in der Geschichte des irdischen Lebens zukommt. Er begründet dies mit Untersuchungen, in denen "zuverlässig" festgestellt wurde,

> "daß es für keinen Massenuntergangshorizont in der stratigraphischen Überlieferung unterhalb der Kreideobergrenze Anzeichen für eine signifikante Iridiumanomalie gibt".

Tatsächlich sind aber in geologischen Grenzschichten sowohl ober- als auch unterhalb der K/T Grenze bereits erhöhte Iridiumkonzentrationen gefunden worden, die in Verbindung mit großen Artensterben stehen [vgl. Breuer 1985, 159]. Auch Stanley scheint nicht viel Vertrauen in seine Argumentation zu haben, denn er schließt sie mit der Bemerkung ab:

> "Vielleicht ist die starke Iridiumanomalie an der Kreidegrenze tatsächlich anomal!"

Diese Auffassung greift aber zu kurz, weil die Abwesenheit von Iridiumanomalien kein brauchbarer Indikator für die Ablehnung eines Impaktereignisses ist. Kometen weisen nämlich im Unterschied zu Meteoriten in der Regel nur geringe Mengen des Edelmetall Iridium auf [vgl. Tollmann/Tollmann 1995, 17]. Darüber hinaus gibt es neben Iridiumanomalien noch andere schlüssige Belege für Impakte. So wurden bei Untersuchungen von Sedimenten an der Perm-Trias-Grenze, an der bekanntlich die bisher größte Katastrophe in der Geschichte des irdischen Lebens stattgefunden hat, mikroskopische Quarzkörnchen mit Schockspuren gefunden, die - wie bereits erwähnt - typischerweise bei einem Impakt entstehen [Kerr 1996, 1080].

Ein weiteres Indiz für einen Impakt ist das gehäufte Auftreten von extraterrestrischen Aminosäuren [Zhao/Bada 1989, 463ff]. Hinzu kommt die Vielzahl bisher entdeckter Impaktstrukturen. Tollmann/Tollmann [1995, 279ff] listen über 116 weltweit entdeckte Krater auf (vgl. Abb. 4). Die

vielen schlüssigen Hinweise auf Bolideneinschläge müssen als Beleg gewertet werden, daß Impakten mehr als nur "eine höchst nebensächliche Rolle in der Geschichte des irdischen Lebens" [Stanley 1989, 218] zukommt, nämlich vermutlich sogar die Hauptrolle.

3. Evolutionsbiologische Erklärungen für die Aufeinanderfolge von Massensterben und Massenentfaltung

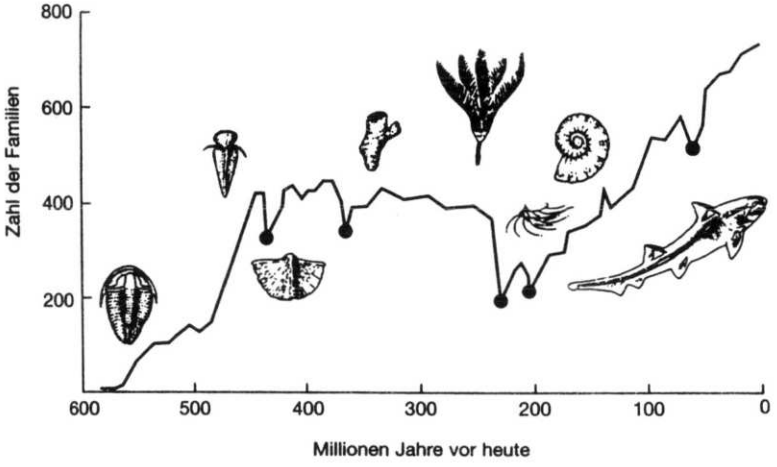
Kennzeichnend für die Massenaussterben der geologischen Vergangenheit ist, daß ihnen Massenentfaltungen von Arten folgen. Abb. 5 stellt dieses Phänomen relativ allgemein am Beispiel der erdgeschichtlichen Entwicklung der Anzahl der Meeresorganismen dar. Abb. 6 verdeutlicht das gleiche Phänomen am Beispiel zweier Familien von Kopffüßermollusken, die um den gleichen Lebensraum konkurrieren, aber von den erdgeschichtlichen Aussterbeereignissen unterschiedlich betroffen waren.

Ein bekanntes Beispiel für eine Massenentfaltung, die auf ein Massensterben folgt, ist die explosionsartige Ausbreitung der Säugetiere im Tertiär nach Auslöschung der kreidezeitlichen Dinosaurier. Da die darwinistische Evolutionstheorie auf behutsam fortschreitende Umbildung von Entwicklungslinien in unendlich langen Zeiträumen setzt, tut sie sich generell schwer mit der Erklärung von plötzlichen Umwälzungen. Aussterben ist in diesem Umbildungsprozeß nur im geringem Umfang aufgrund von Konkurrenz vorgesehen. Es gab daher Versuche, die Aussterbewellen mit dem stammesgeschichtlichen Alter der betroffenen Arten zu erklären. Dies war allerdings wenig erfolgreich, weil viele Arten wie z.B. die Ammoniten in ihrer vollen "Blüte" ausgelöscht wurden. Bezeichnend scheint mir ein hilflos wirkender Versuch des Paläontologen Eldredge [1997, 90] zu sein, Massensterben in die klassische Evolutionstheorie einzubinden:

> "Darüber hinaus verneint die darwinistische Sicht keineswegs eine mögliche Bedeutung gelegentlichen Massensterbens".

Dieser Formulierung ist deutlich anzumerken, daß die Evolutionstheorie den fossilen Befund nur widerwillig zur Kenntnis nimmt.

Grundsätzlich unterscheidet man in der Evolutionsbiologie heute zwei Modelle der Evolution, den klassischen Gradualismus und den moderneren Punktualismus (vgl. Abb. 7). Der *Gradualismus* betrachtet die Evolution als einen Prozeß, bei dem sich kleinste Änderungen durch die Wirkung der



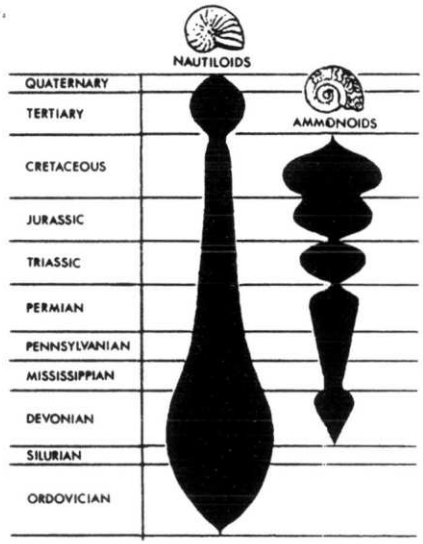


Abb. 5: Massenentfaltungen nach Massensterben bei Meeresorganismen. Die schwarzen Punkte markieren die großen Aussterbewellen [Wilson nach Primack 1995, 91] **Abb. 6:** Massenentfaltungen am Beispiel zweier unterschiedlich von Massensterben betroffener Molluskenfamilien. Die Nautiloiden profitieren offensichtlich von der vollständigen Auslöschung der konkurrierenden Ammoniten an der K/T-Grenze [Pellegrino 1983, 173]

natürlichen Auslese über lange Zeiträume anhäufen, wobei sich die Arten auf eine ständig verändernde Umwelt hinentwickeln. Bei diesem Prozeß sterben Arten aus, die einer zu starken Konkurrenz durch andere Arten begegnen. Vor diesem Hintergrund interpretierte man die Aussterbewellen und die sie begleitenden Evolutionsschübe (die auch als "adaptive Radiation" bezeichnet werden) als Phasen verstärkter, ansonsten aber normaler, gradueller Evolution.

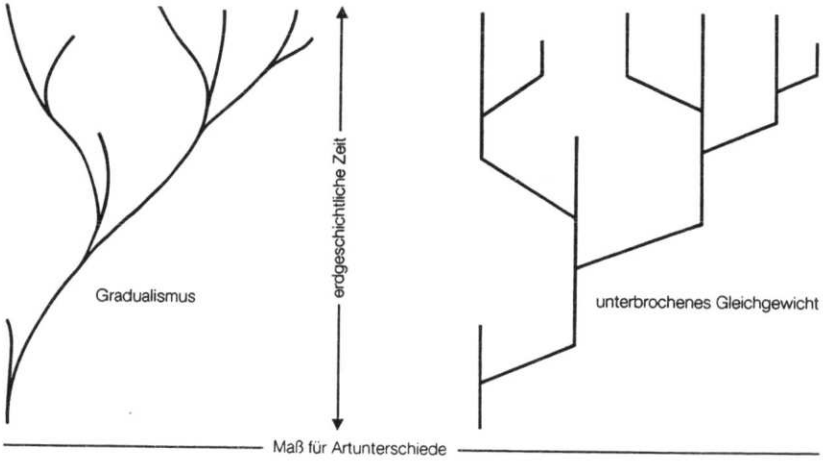
> "In diesen Phasen, von denen man glaubte, daß sie immerhin mehrere Millionen Jahre dauerten, sollte der Konkurrenzkampf nur eben verschärft gewesen sein, so daß die überlegenen Formen die weniger gut angepaßten wirksamer verdrängten" [Gould 1994, 59].

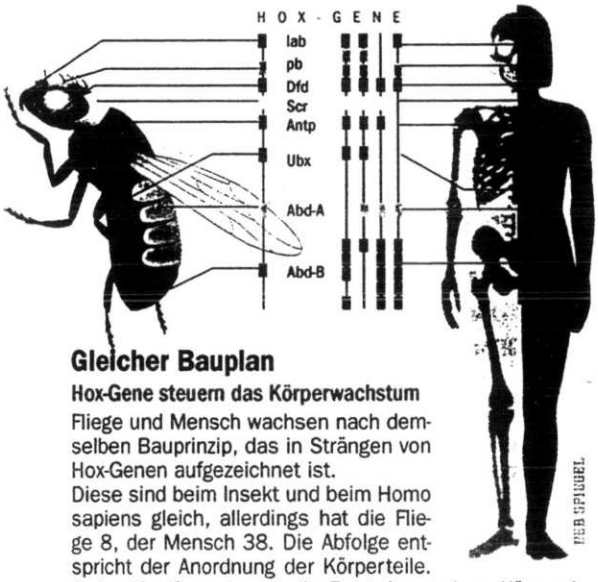
Das Problem, daß die fossile Überlieferung das plötzliche Auftreten neuer Formen zeigt, wird von den Gradualisten seit Darwin auf die außerordentliche Lückenhaftigkeit des Fossilbefundes zurückgeführt. Der Gradualismus widerspricht aber nicht nur dem stratigraphischen Befund, sondern ist auch mit dem Problem behaftet, daß die langsam über eine Vielzahl von Generationen vollzogene Anpassung durch graduelle Evolution zu spät kommen muß, wenn sich die Umweltbedingungen nicht in unermeßlich langen Zeiträumen, sondern schlagartig wie z.B. durch einen Bolideneinschlag ändern.

Eine modernerer Versuch, das plötzliche Auftreten neuer Formen zu erklären, ist die von den Paläontologen Eldredge und Gould Anfang der siebziger Jahre entwickelte Theorie des "unterbrochenen Gleichgewichtes" (punctuated equilibrium) [Lewin 1992, 27]. Diese auch als *Punktualismus* bezeichnete Theorie baut darauf auf, daß die von der klassischen Evolutionstheorie postulierten graduellen Entwicklungslinien bei der Artenbildung in der fossilen Überlieferung nicht aufzufinden sind und sich die morphologischen Änderungen auf 'kurze' sprunghafte Wechsel konzentrieren.

> "Anstatt zu erkennen, wie sich die Eigenarten von Lebewesen über Jahrtausende oder Jahrmillionen hinweg allmählich wandeln, finden wir viel häufiger Arten, die während ihrer viele Millionen Jahre langen Geschichte nahezu unverändert bleiben" [Eldredge 1997, 159].

Die Punktualisten postulieren daher lange Zeiträume, in denen sich die Populationen in einem statischen Gleichgewicht ohne genetischen Wandel befinden. Dieses Gleichgewicht wird durch episodische, eher seltene Artbildungsereignisse unterbrochen, bei der sich eine kleine Subpopulation absondert und durch Mutation und Inzucht genetisch von der Ausgangspopulation abspaltet. Die Stammpopulation wird ggf. später von der veränderten





Gleicher Bauplan

Hox-Gene steuern das Körperwachstum

Fliege und Mensch wachsen nach demselben Bauprinzip, das in Strängen von Hox-Genen aufgezeichnet ist. Diese sind beim Insekt und beim Homo sapiens gleich, allerdings hat die Fliege 8, der Mensch 38. Die Abfolge entspricht der Anordnung der Körperteile. Jedes Hox-Gen steuert die Entstehung eines Körperabschnitts, so Antp das Wachstum der oberen Brust- und Rückenpartie, Abd-B die Entwicklung des Unterleibs.

Abb. 7: Zwei Evolutionsmodelle: Der Gradualismus betrachtet die Evolution als kontinuierlichen Prozeß; der Punktualismus (unterbrochenes Gleichgewicht) sieht die morphologischen Änderungen auf 'kurze', sprunghafte Wechsel konzentriert [Lewin 1992, 26] **Abb. 8:** Identische Hox-Gene steuern das Körperwachstum bei fast allen Tieren und beim Menschen [Klein 1995, 238]

Subpopulation verdrängt. Das Phänomen, daß die fossile Überlieferung große Entwicklungssprünge bei der Artbildung zeigt, wird von den Punktualisten damit erklärt, daß die abgesonderten Subpopulationen zu klein und kurzlebig sind, um einen Fossiliennachweis zu hinterlassen [Mayr 1991, 413].

Auch der Punktualismus knüpft grundsätzlich am Mechanismus der Darwinschen Selektionstheorie an [vgl. Pellegrino 1983, 142]. Bezüglich der Geschwindigkeit der Artbildung weist Mayr [1991, 410] daher darauf hin, daß die punktualistische Artbildung nur ein nach geologischen Zeiträumen "plötzliches Ereignis" ist, d.h. "bei einer Spezies die 10 Millionen Jahre stagniert, wären dann 100.000 Jahre ein Augenblick". Was den Punktualisten daher fehlt, ist ein Motor, der ihren Mechanismus (Isolation, Mutation, Inzucht) für rasante Entwicklungsschübe bei der Artentstehung glaubhaft macht. Blöss [1986, 27f] weist in diesem Zusammenhang darauf hin, daß drastische oder gar katastrophistische Einwirkungen auf die Lebenssphären, die vorhandenen Populationen im allgemeinen stark reduzieren und Eingriffe ins Genmaterial sowie inzestuöse Fortpflanzung wahrscheinlich machen. Er fordert die Punktualisten daher auf, die Katastrophe als integralen Bestandteil ihrer Theorie zu begreifen. Diese Forderung leitet zu der von Velikovsky entwickelten Theorie der "Kataklystischen Evolution" über, die im folgenden Kapitel vor dem Hintergrund neuer mutationsgenetischer Forschungsergebnisse beschrieben werden soll.

4. Kataklystische Evolution und neue mutationsgenetische Erkenntnisse

Velikovskys Theorie der "Kataklystischen Evolution" knüpft an der von dem französischen Paläontologen Georges Cuvier (1769-1832) entwickelten Kataklysmentheorie (nach dem griechischen 'kataklysmos' für Sintflut, Überschwemmung) an. Cuviers Theorie besagt, daß im Lauf der Erdgeschichte periodisch wiederkehrende Katastrophen auftraten, durch die weltweit alle Lebewesen vernichtet und danach in ähnlicher, aber komplizierterer Form neu erschaffen werden [vgl. Russel 1997, 96]. Diese Auffassung geriet durch die Lyell-Darwinsche Idee der allmählichen Veränderungen Mitte des 19. Jhs. in Ungnade und wurde erst über 100 Jahre später von dem Neokatastrophisten Velikovsky in seiner Theorie der "Kataklystischen Evolution" wieder aufgegriffen. Diese Theorie besagt, daß nicht die natürliche Selektion die Entwicklung neuer Arten verursacht, sondern daß die Evolution ein von Katastrophen eingeleiteter Prozeß ist:

"Zahlreiche Katastrophen oder wirkungsvolle Strahlungsstürme müssen sich in der geologischen Vergangenheit ereignet haben, um die Lebensformen auf der Erde so tiefgreifend zu verändern, wie es die fossilen, in Lava und Sedimenten begrabenen Zeugnisse bestätigen. [...] Große Katastrophen in der Vergangenheit, begleitet von elektrischen Entladungen und gefolgt von Radioaktivität konnten plötzliche und mehrfache Mutationen in der Weise hervorrufen, wie sie heute von Experimentatoren erreicht werden, aber in einem immensen Ausmaß" [Velikovsky 1983, 258, 260].

Darwins "natürlicher Zuchtwahl" gestand Velikovsky ebenfalls eine Rolle zu, aber nicht bei der Entstehung neuer Arten, sondern beim Kampf ums Dasein zwischen Individuen, Rassen, Arten und Gattungen und gegen die sich ständig ändernden Lebensbedingungen einer sich im Aufruhr befindenen Erde [ebd, 260].

Der Mechanismus der Artentstehung durch die Einwirkung massiver radioaktiver Strahlung war von Heinsohn zunächst auch auf die Hominidenentwicklung übertragen worden. Später wurde Heinsohn [1996a, 62] aber skeptisch, ob dies ein brauchbarer Mutator für die Artentwicklung ist:

"Für die Auslöschung und Verstümmelung von vorhandenen Arten scheint Strahlung besser geeignet als für die Entstehung von neuen Arten".

Alternativ stellt er zur Diskussion, ob nicht kosmisch induzierte Änderungen des elektrischen Milieus (z.B. Umkehrung des irdischen Magnetfeldes) simultan und global das Keimzellenpotential von Arten geändert hätten, so daß der Übergang von einer Art zur nächsten sich in einer Generation hätte vollziehen können. Heinsohn knüpft dabei an der Schindewolfschen Sentenz vom "vollausgebildet aus dem Reptilienei schlüpfenden Urvogel" und Milton Zysmanns Theorie von der "großen Mutter" an. Resümierend stellt er fest, daß die artenschaffenden Mega-Ereignisse nicht nur das elektrische, sondern auch das geologische Milieu enorm beeinflußt und somit abrupte ökologische Anpassungen erfordert haben [ebd, 123]. Er fordert die Mutationsgenetik daher auf, darüber nachzudenken, wie eine dramatische Wandlung des elektrischen und ökologischen Milieus die Umcodierung des Erbmaterials hervorbringen kann [ebd. 124].

Der mögliche Einfluß elektromagnetischer Felder auf Artentstehung ist in den Reihen der 'Zeitenspringer' zuletzt von Blöss [1986, 37ff] diskutiert worden, der an die morphogenetische Feldtheorie von Rupert Sheldrake

anknüpft. Bezüglich dieser Thematik, die im übrigen nicht nur auf Spekulation, sondern auch auf experimentellen Erfahrungen und empirische Beobachtungen aufbaut, sei auf seine Ausführungen verwiesen. Hier soll stattdessen die Bedeutung von Änderungen des ökologischen Milieus für die Umcodierung des Erbmaterials diskutiert werden.

Zu dieser Problematik ist in der diesjährigen Januarausgabe der Zeitschrift *"Spektrum der Wissenschaft"* ein Bericht erschienen, in dem die Auswirkungen neuer mutationsgenetischer Erkenntnisse auf die Evolutionsbiologie dargestellt werden. Die Ergebnisse dieser Forschungen, die hervorragend zu der hier behandelten Fragestellung passen, werden im folgenden von mir referiert [vgl. Groß 1999, 12ff].

Die Forschungsergebnisse betreffen eine überraschenden Entdeckung an Hitzeschockproteinen. Solche Proteine werden normalerweise in Lebewesen bei Hitzestreß synthetisiert, um Hitzeschäden in Zellproteinen zu reparieren. Bei einem dieser Hitzeschockproteine (HSP90), das auch unter streßfreien Bedingungen häufig in Zellen anzutreffen ist, wurde nun festgestellt, daß es noch eine andere Funktion hat, nämlich die Auswirkung von Mutationen zu unterdrücken. So wurden bei Taufliegen, in denen das HSP90-Gen zerstört oder durch Umweltstreß ein Mangel an HSP90 erzeugt wurde, erhebliche Mißbildungen im Körperbau festgestellt. Durch Umweltstreß kann dabei trotz Mehrproduktion ein relativer Mangel am HSP90-Protein erzeugt werden, weil es dann für seine eigentliche Aufgabe, "Umweltschäden" zu reparieren, in Anspruch genommen wird.

Die Wissenschaftler schließen aus diesen Experimenten, daß bei Abwesenheit oder einem Mangel am HSP90-Protein Mutationen, die bereits über viele Generationen in der DNA angesammelt wurden, in Gestalt von Mißbildungen zum Tragen kommen. Es ist somit wahrscheinlich, daß das in den Zellen höherer Lebewesen häufig vorkommende HSP90-Protein als Puffer für genetische Variabilität dient. Unter Normalbedingungen unterdrückt es die Auswirkungen von Mutationen und ermöglicht so die Bewahrung eines Veränderungspotentials auf der Gen-Ebene bei gleichzeitiger Einheitlichkeit auf der Umsetzungsebene, d.h. beim Phänotyp. Kommt es durch veränderte Umweltbedingungen hingegen zu extremen Belastungen, wird die über mehrere Generationen angesammelte Variabilität freigesetzt und manifestiert sich in einer Vielzahl von neuen Phänotypen. Das HSP90-Protein bzw. der Mangel an ihm scheint somit in Krisenzeiten die evolutionären Spurts zu ermöglichen.

Die Forscher sind optimistisch, daß sich neben dem Untersuchungsobjekt "Drosophila" auch noch andere Arten diesen Mechanismus zunutze machen. Daher scheint nun die Frage beantwortbar zu sein, ob die Evolution hauptsächlich durch die Darwinschen Prozesse der Mutation und Selektion von Genen bestimmt wird oder ob bei der Artentstehung eher ein sprunghafter Wechsel zwischen langer Stagnation und schnellen Veränderungen entscheidend ist. Man möchte hinzufügen, daß die Fachwissenschaftler mit der Berücksichtigung des Faktors "Umweltstreß" nun endlich der Forderung von Velikovsky [1983, 260] nachkommen, die Entstehung der Arten "auf dem Hintergrund der Erfahrungen von Hiroshima" und "nicht mehr durch die Bullaugen der Beagle" (Darwins Forschungsschiff) zu betrachten.

Die wohl bisher detaillierteste Darstellung, mit welchem Umweltstreß Lebewesen bei katastrophistischen Einwirkungen zu rechnen haben, findet sich bei Tollman/Tollmann [1995]. In ihrem Buch *"Und die Sintflut gab es doch"* beschreiben sie die katastrophalen Umweltfolgen von Impakten am Beispiel des endkreidezeitlichen Asteroideneinschlages und des von ihnen als bewiesen dargestellten "Sintflut-Impaktes". Leider bringen sie das Kunststück fertig, Velikovskys Ideen aufzugreifen und sich gleichzeitig von ihm zu distanzieren (vgl. die kritische Rezension von Illig [1993, 134ff]). Der bei einem Impakt entstehende Umweltstreß reicht dabei von kochenden Meeres- oder Regenfluten, gewaltigen Erdbeben, Orkanen und Feuerstürmen, einem mehrjährigen Impaktwinter und anschließendem Treibhausklima, über die Produktion riesiger Mengen von Umweltgiften wie Stickoxiden und Salpetersäuren, die Aktivierung von Schwermetallen durch supersauren Regen, die Bildung von Pyrotoxinen (z.B. Dioxine) durch Feuerstürme bis hin zu Strahlenschäden (UV- und radioaktive Strahlung), verursacht durch die Schädigung der Ozonschicht oder Störungen des Erdmagnetfeldes. Das von den Tollmanns [1995, 25-239] beschriebene Impaktszenario bietet somit reichlich Potential, bei den betroffenen Lebewesen simultane Mutationen entweder direkt durch Strahlenschäden oder indirekt über den Umweltstreß verursachten Mangel am HSP90-Protein zu erzeugen.

Darüber hinaus bestätigt es auch die weiteren Rahmenbedingungen der Kataklystischen Evolution, die in der Isolierung und Reduzierung (oder gar Vernichtung) von Organismenpopulationen bestehen.

Vor dem Hintergrund dieses massiven Umweltstresses ist nochmals die von Heinsohn gestellte Frage aufzugreifen, ob massive Strahlenschäden (oder der durch Mangel an Schockproteinen ausgelöste Mutationsmechanismus) nicht besser zur Verstümmelung von vorhandenen Arten geeignet ist als für die Entstehung von neuen Arten. Etwas allgemeiner formuliert verbirgt sich hinter diesem Einwand die Frage, ob Umcodierungen des Erbmaterials nicht zu einem sinnlosen Herumexperimentieren in der Natur führen. Bezüglich dieser Problematik bin ich auf Forschungsergebnisse aufmerksam geworden, über die bereits zweimal im Wissenschaftsteil des Nachrichtenmagazin *"Der Spiegel"* [Klein 1995, 234ff; 1998, 188f] berichtet wurde.

So haben amerikanische und schweizer Mikrobiologen eine Gruppe von sogenannten Hox-Genen entdeckt und experimentell festgestellt, daß sie dafür sorgen, daß den Lebewesen die richtigen Körperteile an den richtigen Stellen wachsen. Jedes dieser Architekten-Gene ist für einen bestimmten Körperteil, also z.B. ein Bein, Flügel oder Rumpfsegment zuständig. Die Forscher haben nun herausgefunden, daß in allen Tieren, egal ob Würmer, Krebse oder Affen, die gleichen Hox-Gene zu finden sind (vgl. Abb. 8). Einzig deren Anzahl nimmt mit der Komplexität des Lebewesens zu. Dies bedeutet: Ein relativ simples Insekt und ein komplex aufgebautes Säugetier wachsen nach dem gleichen Baukastenprinzip, das in Strängen von Hox-Genen aufgezeichnet ist. Z.B. werden das Wachstum eines Mäusefußes und einer Fischflosse von den selben vier Hox-Genen gesteuert. Der Unterschied besteht einzig in der Verschiedenartigkeit der vom Hox-Gen gesteuerten Wachstumsprogramme. Den Mikrobiologen ist es durch chemische Manipulation der Hox-Gene bereits gelungen, Mäuse mit Vorderbeinen zu züchten, die an Robbenflossen erinnern. Die Forscher glauben daher, daß die Hox-Gene der Natur sinnloses Herumexperimentieren erspart hätten, denn bereits mit kleinen Änderungen im Ablauf des Hox-Programmes ließen sich völlig neue Formen erfinden, ohne den bewährten Grundplan in Frage zu stellen.

Trotz dieser Forschungsergebnisse muß m.E. weiterhin davon ausgegangen werden, daß die Mehrzahl der Mutationen sich nachteilig für die betroffenen Individuen auswirken. Die Mutationen werden aber dennoch die Überlebenschancen der betroffenen Arten insgesamt erhöhen. Bei einer schlagartigen Änderung der Umweltbedingungen eröffnen die katastrophistisch verursachten Mutationen nämlich ein rasches Aufspalten in verschie-

dene Phänotypen mit drastisch verschiedenen Eigenschaften. Insbesondere die Variation bewährter Grundpläne durch mutierte Hox-Gene eröffnet dabei die Möglichkeit, daß einer dieser Phänotypen unter den neuen Umweltbedingungen gedeihen kann, selbst wenn alle anderen Typen zum Aussterben verurteilt sind [vgl. Groß 1999, 15f].

Zusammenfassend bleibt festzustellen, daß Velikovskys Theorie der "Kataklystischen Evolution" im Unterschied zu den üblichen evolutionsbiologischen Auffassungen das Zusammenfallen von Massensterben und Massenentfaltung plausibel erklären kann. Darüber hinaus wird seine Theorie durch die Ergebnisse der mutationsgenetischen sowie der Impakt-Forschung bestätigt und erweitert. Als zusätzlicher Auslöser von Mutationen kommt neben energiereicher Strahlung nun vermutlich auch dem katastrophistisch ausgelösten Umweltstreß eine Bedeutung zu. Weiterhin ist jetzt ein erster Mechanismus beschrieben, der die Wahrscheinlichkeit erhöht, daß durch Mutationen überlebensfähige Variationen entstehen. Damit scheint eine gravierende Schwachstelle in Velikovskys Theorie der "Kataklystischen Evolution" beseitigt zu sein. Von den üblichen evolutionsbiologischen Auffassungen bietet am ehesten der Punktualismus Anknüpfungspunkte für einen Paradigmenwechsel. Dies setzt allerdings voraus, daß der Puntualismus Katastrophen als integralen Bestandteil seiner Theorie akzeptiert und sich von darwinisierenden Zeiträumen verabschiedet.

5. Ausblick

Bei der Hundertjahrfeier von Darwins erstmals 1859 erschienenen Werk *"Die Entstehung der Arten"* dämpfte ein amerikanischer Genetiker mit dem provokativen Vortrag "Hundert Jahre ohne Darwin sind genug" die Festtagsstimmung. Diese kleine Anekdote wird von dem bekannten Paläontologen Stephan Jay Gould gerne aufgegriffen, um darauf hinzuweisen, daß die darwinistische Revolution immer noch nicht vollendet ist. Konkret beklagt er, daß es dem radikal-philosophischen Gehalt von Darwins Botschaft bisher nicht gelungen sei, das Podest der westlich-abendländischen Arroganz, die den Mensch als Ziel- und Höhepunkt der Schöpfung sehe, zu zerschmettern [vgl. Gould 1984, 7ff; 1996, 47f]. Dem unbefangenen Leser stellt sich die Frage, warum Gould mit dramatischen Worten einen angeblich erfolglosen Feldzug der Evolutionstheorie beschreibt, der vor dem Hintergrund ihrer beispiellosen Erfolge in den Hochburgen der Wissenschaft

völlig irrelevant erscheint. M.E. versucht Gould hier davon abzulenken, daß die wahren Implikationen des Darwinismus bei seiner wissenschaftlichen Verifizierung liegen.

Tatsächlich hat wohl keine Theorie den wissenschaftlichen Fortschritt so gehemmt wie die Evolutionstheorie. Die nüchterne Bilanz lautet heute, daß die Lyell-Darwinsche Idee einer Evolution zu neuen Arten aus kleinsten Veränderungsschritten bestehender Arten während unermeßlich langer Zeiträume ein Irrtum war und deshalb für eine seriöse Naturforschung mindestens 150 Jahre verloren gingen [Heinsohn 1996a, 121]. Noch immer muß jeder wissenschaftliche Fortschritt in der naturgeschichtlichen Forschung mühsam *gegen* die Evolutionstheorie errungen werden. Dabei sind die Anhänger der alten darwinistischen Lehre schon lange nicht mehr in der Lage, neue empirische Daten zu verarbeiten oder gar erfolgversprechende Forschungsprogramme zu entwickeln. Stattdessen verschanzen sie sich hinter ihrer monolithischen Doktrin und investieren ihre gesamte Kraft darin, die überkommenen Auffassungen gegen erfolgreichere katastrophistische Theorien und Forschungsprogramme zu behaupten.

Paläontologen wie Gould oder Eldredge nehmen dabei eine eigentümliche Zwitterstellung ein. Einerseits kritisieren sie die altdarwinistischen Dogmen und diskutieren katastrophistische Szenarien, andererseits sind sie aber nicht in der Lage, sich vollständig von den alten Vorstellungen abzunabeln. Dies macht auch eine Argumentation von Eldredge [1997, 90f] deutlich. Bevor er seinen Gang zu den großen Massenaussterben der Erdgeschichte und ihren katastrophistischen Ursachen beginnt, bemerkt er, "daß die ursprüngliche darwinistische Vorstellung ebenfalls viel Wahrheit enthält".

Es scheint so, als ob die Evolutionstheorie immer noch so einflußreich ist, daß sich die Wissenschaftler vor ihr verbeugen müssen, bevor sie sich progressiveren Theorien zuwenden dürfen.

Abschließend möchte ich nochmals Goulds Bild von der "westlichen Arroganz" aufgreifen, deren "Lieblingsmotiv" angeblich darin bestehe, "daß wir dazu bestimmt seien, Kontrolle und Herrschaft über die Erde und ihr Leben auszuüben" [1984, 9]. Tatsächlich beschreibt Gould hier ein Motiv, das weniger ein Feindbild als ein Ergebnis des Darwinismus ist. Ein Grundprinzip der Lyell-Darwinschen Idee besteht nämlich darin, daß die naturgeschichtlichen Prozesse in der Gegenwart ebenso wie in der Vergan-

genheit so gleichförmig ablaufen, daß sogar zukünftige Entwicklungen vorhersagbar sind. Folglich ist es die Lyell-Darwinsche Idee, die der Menschheit suggeriert, daß die Zukunft beherrsch- und vorausberechenbar ist. Dies macht auch folgende Textpassage aus den Schlußbemerkungen von Darwins *"Entstehung der Arten"* [1998, 677] deutlich:

> "[...] so können wir sicher sein, daß die regelmäßige Aufeinanderfolge der Geschlechter nie unterbrochen war und daß keine Sintflut die Erde verwüstete. Wir dürfen deshalb auch vertrauensvoll eine Zukunft von riesiger Dauer erhoffen."

Daß dieses Vertrauen in eine gesicherte Zukunft manchem Wissenschaftler inzwischen abhanden gekommen ist, zeigt Eldredges Kommentar zu den Ergebnissen der in jüngster Zeit intensivierten Impaktforschung:

> "Diese Forschung ist beunruhigend - für die Wissenschaft im allgemeinen, und für jeden von uns, der genauer wissen möchte" [1997, 165].

Es muß als eine unglaubliche Leistung der Lyell-Darwinschen Doktrin bezeichnet werden, dieses "genauer wissen" fast 150 Jahre lang erfolgreich verhindert zu haben. Erst in den letzten beiden Jahrzehnten hat sich das intellektuelle Klima insoweit geändert, als daß nun allerorten Katastrophen Lücken in die Kontinuität der Erdgeschichte reißen [Rieppel 1985, 625]. Doch noch scheint die Chimäre der Lyell-Darwinschen Idee nicht endgültig überwunden. Unter der Überschrift "Sinnvolle Katastrophen" war jüngst in einem Artikel der Zeitschrift *"natur + kosmos"* zu lesen: "Die Katastrophe ist die Umbaupause im Theater der Evolution" [Rasper 1999, 10]. Offensichtlich wird nun die vernichtende Katastrophe als "Umbaupause" verniedlicht und zu einem nützlichen Teil des Systems verklärt. Um im Bilde zu bleiben, scheinen die neuen 'Regisseure der Evolution' allerdings dem Publikum die wesentlichste und zugleich grausamste Szene, nämlich die vollständige Verwüstung der Bühne und die Niedermetzelung eines Großteils der Darsteller, hinter geschlossenem Vorhang vorzuenthalten.

Literatur

Alvarez, Luis, W./ Alvarez, Walter/ Asaro, Frank/ Michel, Helen V. (1980): "Extraterrestrial Cause for the Cretaceous-Tertiarty Extinction"; in *SCIENCE* (208) 1095-1108

Alvarez, Walter/ Kauffmann, Erl G./ Surlyk, Finn/ Alvarez, Luis, W./ Asaro, Frank/ Michel, Helen V. (1984): "Impakt Theory of Mass Extinctions and the Invertebrate Fossil Record"; in *SCIENCE* (223) 1135-1141

Alvarez, Walter/ Asaro, Frank (1997): "Die Kreide-Tertiär-Wende ein Meteoriteneinschlag?"; in *Spektrum der Wissenschaft,* Digest 5, 104-112

Blöss, Christian (1986): *Darwin - Report;* (Beiträge zur Rekonstruktion der Menschheits- und Naturgeschichte nach der Ereignisanalyse, No. 11); Basel

- (1988): *Jenseits von Darwin.* Globale Katastrophen und die Entwicklung des Lebens. Neue Perspektiven der Naturgeschichte; Frankfurt/M.

Breuer, Georg (1985): "Himmelskörper und das Aussterben von Arten"; in *Naturwissenschaftliche Rundschau* XXXVIII (4) 159-160

Charlson, Robert J./ Wigley, Tom M.L. (1997): "Sulfat-Aerosole und Klimawandel"; in *Spektrum der Wissenschaft,* Dossier 5, 74-81

Courtillot, Vincent (1997): "Die Kreide-Tertiär-Wende: verheerender Vulkanismus?"; in *Spektrum der Wissenschaft,* Digest 5, 113-122

Darwin, Charles (1998): *Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl;* Stuttgart (engl. [1]1859)

Eldredge, Niles (1997): *Wendezeiten des Lebens.* Katastrophen in Erdgeschichte und Evolution; Frankfurt a. M. (engl. [1]1991)

Engelhardt, W.v./ Zimmermann, J. (1982): *Theorie der Geowissenschaft;* Paderborn

Gould, Stephan Jay (1984): *Darwin nach Darwin.* Naturgeschichtliche Reflexionen; Frankfurt a. M.

- (1994): "Die Evolution des Lebens"; in *Spektrum der Wissenschaft,* Spezial 3, 52-60
- (1996): *Illusion Fortschritt.* Die vielfältigen Wege der Evolution; Frankfurt/M.

Groß, Michael (1999): "Hitzeschockprotein hilft der Evolution auf die Sprünge"; in *Spektrum der Wissenschaft* (2) 12-16

Heinsohn, Gunnar ([2]1996a): *Wie alt ist das Menschengeschlecht?* Stratigraphische Grundlegung der Paläoanthropologie und der Vorzeit; Gräfelfing

- (1996b): "Venushitze und Erderwärmung"; in *ZS* VIII (2) 223

Hut, Piet/ Alvarez, Walter/ Elder, William P./ Hansen, Thor/ Kauffmann, Erle G./ Keller, Gerta/ Shoemaker, Eugene M./ Weissman, Paul R. (1987): "Comet showers as a cause of mass extinctions"; in *Nature* (329) 118-126

Idso, Sheerwood B. (1982): Briefliche Stellungnahme zum Beitrag "Weltklima: Wärmer und feuchter durch CO_2"; in *Spektrum der Wissenschaft* (12) 3

Illig, Heribert (1993): "Donelly - Muck - Tollmann"; in *VFG* V (3-4), 134-144

Jacoby, Henry D./ Prinn, Ronald G.(1996): "Über die Unsicherheit in der politischen Analyse von Klimaänderungen"; in *Spektrum der Wissenschaft,* Dossier 5, 34-42

Kerr, Richard A. (1995): "Geoscientists Contemplate a Fatal Belch and a Living Ocean"; in *SCIENCE* (270) 1441-1442

- (1996): "A Shocking View of the Permo-Triassic"; in *SCIENCE* (274) 1080

Klein, Stefan (1995): "Lehrreicher Alptraum"; in *Der Spiegel* (38) 234-238
- (1998): "Lotterie im Garten Eden"; in *Der Spiegel* (10) 184-189
Lewin, Roger (1992): *Spuren der Menschwerdung;* Heidelberg ([1]1984)
Mayr, Ernst (1991): *Eine neue Philosophie der Biologie;* München
Menting, Georg (1999): "Tod und Leben großer Säuger. Überlegungen zum Aussterben der pleistozänen Megafauna"; in *ZS* XI (1) 7-36
Pailer, Norbert (1997): "Planetare Vagabunden - Risiko für die Erde?"; in *Studium integrale* IV (2) 87-90,
Pellegrino, Charles R. (1983): *Darwin's Universe;* New York
Pflug, Hans D. (1984): *Die Spur des Lebens:* Paläontologie chemisch betrachtet; Berlin
Primack, Richard B. (1995): *Naturschutzbiologie;* Heidelberg
Rasper, Martin (1999): "Sinnvolle Katastrophen"; in *natur & kosmos* (3), 9-11
Rieppel, Oliver (1985): "Der neue Katastrophismus: Fakten und Interpretation"; in *Naturwissenschaften* (72) 619-626
Russel, Dale A. (1997): "Der Untergang der Dinosaurier"; in *Spektrum der Wissenschaft,* Digest 5, 96-103
Stanley, Steven M. ([2]1989): *Krisen der Evolution:* Artensterben in der Erdgeschichte; Heidelberg
- (1994): *Historische Geologie.* Eine Einführung in die Geschichte der Erde und des Lebens; Heidelberg
Stephan, Manfred (1998): "Meteoritenschlag und Sedimentbildung; Zur Diskussion tertiärer Molassetransporte und -ablagerungen nach dem Ries-Impakt"; in *Studium integrale* V (2), 69-83
Tollmann, Alexander/ Tollmann, Edith (1995): *Und die Sintflut gab es doch.* Vom Mythos zur historischen Wahrheit; München
Vaas, Rüdiger (1991): "Das Aussterben der Dinosaurier. Neue Aspekte einer globalen Katastrophe"; in *Naturwissenschaftliche Rundschau* 44 (11) 425-431
Wellnhofer, Peter (1988): "Vulkanismus und Aussterben an der Kreide/Tertiärgrenze"; in *Naturwissenschaftliche Rundschau* 41 (2) 77-78
- (1991): "Ist der Killerkrater gefunden?" in *Naturwissenschaftliche Rundschau* 44 (3) 112-113
Velikovsky, Immanuel (1983): *Erde im Aufruhr;* Frankfurt/M. (engl. [1]1956)
Zhao, Meixun/ Bada, Jeffrey L. (1989): "Extraterrestrial amino acids in Cretaceous/Tertiary boundry sediments at Stevens Klint, Denmark"; in *Nature* (339) 463-465

Menting, Georg 59558 Lippstadt Leipziger Ring 55

Auch der amerikanische Cartoonist Gary Larson scheint vom Zusammenleben von Neandertalern und Jetztmenschen überzeugt zu sein und gibt einen versteckten Hinweis auf den Grund für das Aussterben der ersteren [Gary Larson (1989): *Ruf des Urwalds;* München, o.S.]. Helmut Voigt, Berlin

Während Thag sich abmühte, eine Glut zustande zu bringen, trat ein aufrecht gehender Cro-Magnon-Mann an den Tisch und gab Theena Feuer.

Die *Forschungsziele der Aufklärung* von Prof. Heinsohn [4-98, 524ff] samt dem gewünschten *öffentlichen Streit* sind auf jeden Fall unterstützenswert, und ich meine, eine Zeitschrift wie ZS und ihre Autoren könnten ihr Forschungsziel gerade deshalb noch etwas weiter stecken im doppelten Sinn: darüber hinausgehend und weit genug für die Einbeziehung neuer Erkenntnisse. Denn alle *gefundenen Antworten* sind nur vorläufige.

Nicht nur: *Was ist vor dem Opfer?* gilt es zu erforschen. Auch: Als wie verbreitet lässt sich das Blutopfer belegen (für Mittel- und Südamerika wurde schon ein Mythos der Eroberer formuliert [s. W. Marold 1-93, 83], dem die Archäologie von Chichen Itza widerspricht)? Welche religiöse Weltsicht ist "den Opferern" tatsächlich eigen, bzw. inwieweit ist sie uns überhaupt bekannt? Wieweit zurück reichen diesbezügliche Quellen; welche sind, von wem stammen sie? Unser Wissen darüber ist bisher gering.

Für Europa besteht weitgehend Konsens über den geringen Fundus an einigermaßen unverfälschten Informationen aus jener "heidnischen" Zeit, bevor das siegreiche römisch-paulinische Christentum seine Vorstellung von Nächstenliebe durchsetzte.

Für Vorderasien ist noch die Frage zu stellen: Sind die Informationen des nachexilischen Judentums über die unterlegenen Stämme und ihre Religion(en) weniger verfälscht? Anfügen wird sich die Frage: Inwieweit gehören Geschichtsschreibung, Staatsbildung und Staatsreligion zusammen? Die Rolle der Geschichtsschreibung bei der langfristigen Stabilisierung von Staatsmacht wäre sicher eine Untersuchung wert - gerade heutzutage, wo in der zunehmenden Internationalisierung und der Entmystifizierung bestehender Geschichtsbilder unsere große Chance liegt, einen *Weg aus dem Morden* zu finden.

Wenn sich Blutopferkulte bei den altisraelitischen "Opferern" und den nordischen "Heiden" nachweisen lassen, wird sich eine weitere Frage aufdrängen: Ist möglicherweise die Idee von der Lebensheiligkeit sogar die Voraussetzung für das Opfer, das sonst wertlos und ohne diese Idee eben 'nur' Mord wäre? Denn das Gesetz von der Lebensheiligkeit (incl. Feindesliebe) war - Günter Lüling zeigt dies in seinen Büchern - weitverbreitetes altes Stammesgesetz und Teil einer umfassenden religiösen Weltsicht. Ob dies auch für vor-katastrophische Zeiten gilt, will ebenfalls noch beantwortet sein.

Zwei wichtige Fragen leiten sich aus bisherigen Funden ab: Stehen Opfer und Liebe in Widerspruch, wie es sich für Heinsohn darstellt? Und sind die für das nachexilische Judentum so bedeutsamen Gesetze der Nächstenliebe und das Abschaffen bzw. Verbieten des Opfers nicht auch, vielleicht sogar vorrangig als bevölkerungspolitische Maßnahme zu verstehen, als Ausdruck für den Überlebenswillen einer schwer bedrängten Minderheit?

Auch andersherum ist zu fragen: Gibt es Beispiele, daß ohne staatliche Zentralgewalt das Opfer überwunden und die alten Stammesgesetze der Lebensheiligkeit beibehalten wurden? Wo überall auf der Welt wurden die alten Stammesgesetze staatlich okkupiert und gegen ihre ersten Vertreter gewendet, um genau diese Stammesgemeinschaften zu zerstören?

Unvoreingenommen zu erforschen gilt es dabei, was an Gutem dabei zerstört wurde, was uns — eventuell bis heute — verloren ging und was dabei gewonnen wurde. So wird sich erweisen, ob und inwieweit *Gesetz und Geschichte* den Menschen und der Menschheit zuträglicher waren als das *Opfer.*

Angelika Müller, 12059 Berlin Elsenstr. 43

*

Wie unglaubwürdig ein Text ist,
kann schon an seiner Sprachform erkannt werden:

Vor längerer Zeit, es muss wohl in den frühen 70er Jahren gewesen sein, führte ich eine wilde Diskussion mit einem guten Freund, einem Sympathisanten der Sowjetunion. Ich behauptete, dass die Phrasen, die stereotypen Floskeln, die ewiggleichen, bloss übernommenen Cliché-Sätze der Kommunisten deren eigene Unwirklichkeit selber bezeugten und deswegen nicht einmal widerlegt werden müssten - dass sie auf etwas Verheimlichtes, eine Lüge schliessen liessen. Ich argumentierte nur von der *Form der Sprache* her, illustrierte meine Ansicht mit Parallelen aus unseren Politikerfloskeln, aus Predigten und Sekten-Formeln (wo er mir durchaus zustimmte). Seine Reaktion war aber so heftig, dass ich heute sicher bin, dass ich seine eigenen Zweifel berührte. Denn am Schluss, als ich bereits Angst um den Bestand unserer Freundschaft hatte, sagte er überraschend: Du hast schon recht, Radio Moskau ist ja nicht zum Anhören! Ich antwortete: Die Phrasen der Amerikaner auch nicht.

Verwandtes und Zusammengehöriges müssen im Gedächtnis wohl nah beieinander gespeichert sein, denn als ich letzthin in einem Taschenbuch blätternd eine Passage las, erinnerte ich mich plötzlich an alles Obige. Die Textstelle, vom 12. Dezember 1946 aus dem Tagebuch Heimitos v. Doderer *(Tangenten)*, bezieht sich beispielhaft auf seinen Schriftstellerkollegen Gütersloh (und v. Doderer war auch Historiker, muss man beifügen):

> "Der Gedanke, die Glaubwürdigkeit einer Überlieferung von deren artifizieller Qualität abhängig zu machen, ist für G. genau bezeichnend, aus der Perspektive der Mitglieder des Institutes für Österreichische Geschichtsforschung, der École des chartes oder des Istituto storico gegen 1900 aber eine perfektionierte Absurdität."

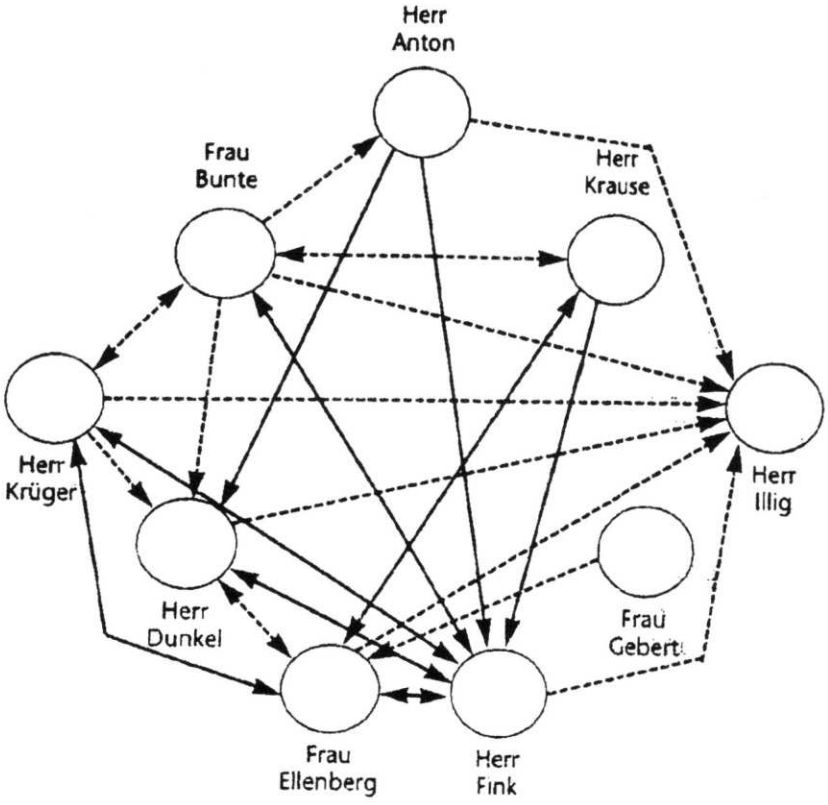
Nicht lange danach - es ist sicher kein Zufall, dass ich solche Post abonniert habe - las ich in einem geschichtskritischen Heft [*ZS* 4/97, 665], was der Historiker Leopold von Ranke 1854 über Einhard geschrieben hat. Die Sentenz endigt mit dem Satz:

> "... es sind so viele Verstöße zu bemerken, daß man oft an der Echtheit des Buches gezweifelt hat, obwohl sie über allen Zweifel erhaben ist."

Heute gibt es diesbezüglich viel mehr Zweifel, und so ist es leichter zu sagen, dieser Einhard - so es ihn je als 'Einhard' gegeben hätte - hat seinen Kaiser weder gehört noch gesehen noch gerochen, die ganze 'Biographie' aber ist Erfindung dritten Ranges und Fama. Sofort erscheint aus dem Gedächtnisarchiv ein dazu passendes Bild: Der vierte König aus Goethes *Märchen*. Er steht neben dem erzgegossenen, dem silbernen und dem goldenen, ist aber aus vielerlei Stoffen zusammengebacken und sinkt jetzt in sich zusammen, weil zwei Irrlichter die Goldadern aus seinen Fugen herausgeleckt haben, während er gerade stotternd ein grosses Wort reden wollte.

Diese bildhafte Assoziation beweist freilich nichts. Sie stellt bloss zwei Ähnlichkeiten nebeneinander, von selbst und ungesucht. Assoziation ist aber ein Urteil, das ich aufmerksam beachte.

Robert Zuberbühler CH-8105 Winkel Huserstr. 1



Die Aufnahme in die psychologische Fachliteratur ist leichter als die in die mediävistische. Die Situation als Winkelried, der alle (gestrichelten) Pfeile von Mediävisten und sonstigen Gegnern auf sich zieht, wird im Mobbing-Buch von Hans-Jürgen Kratz [1998: *Mobbing. Erkennen · Ansprechen · Vorbeugen;* Wien, S. 59] als Standardsituation für das untere Ende der Hackordnung dargestellt.

Ein Fund von Ingrid Langer, München

Vermischtes

Als Teil des europäischen Projekts *"Charlemagne - The Making of Europe"* zeigt **Paderborn** vom 23.7. bis zum 1.11. 1999 die Ausstellung: *"799 - Kunst und Kultur der Karolingerzeit. Karl der Große und Papst Leo III. in Paderborn"*. Sie wird nicht nur im Museum in der Kaiserpfalz präsentiert, sondern auch im Diözesanmuseum und in der Städtischen Galerie Am Abdinghof, flankiert von einer ganz erstaunlichen Fülle an Vorträgen, Kursen, Ausstellungen, Kongressen, Wandertagen etc etc. Hervorgehoben sei die Ausstellung *"Jacek Malczewski und seine Zeitgenossen.* Polnische Malerei um 1900 aus der Sammlung des Nationalmuseums Posen" in der Städtischen Galerie in der Reithalle (11.6. bis 15.8.), die 30 Werke des überragenden Vertreters des neoromantischen Symbolismus zeigt, dazu 30 weitere Werke aus seinem Umkreis.

Prospektmaterial, Veranstaltungsprogramm, Eintrittskarten und vieles andere gibt es im Projektbüro, 33098 Paderborn Marienplatz 2a
05251 / 881999 Tel. /882990 Fax. Im Internet http://www.paderborn.de
(Wenn schon mit dem Namen des Herausgebers dieses Bulletins für den Katalog dieser Ausstellung geworben wird — s.S. 240 —, dann soll auch hier die Werbung für diesen Prüfstein mediävistischer Zuschreibungen nicht fehlen.)

Hier sei der Hinweis aus dem Editorial wiederholt, daß es *kein Jahrestreffen der Zeitensprünge* in Paderborn geben wird.

*

Hinzuweisen ist auf einen **FAZ-Artikel** von Kerstin Holm vom 15.4.99: "Russen sind Mongolen sind Waräger sind Etrusker. Rückwärtsgewandte Träume: In Rußland schreiben populäre Scharlatane die Weltgeschichte um". Der Zeitung war diese Thematik eine dreiviertel Seite wert, die sie mit einem eigenen abstract versah: "In das Vakuum der verflossenen Utopien Rußlands dringen schriftstellernde Geschichtsphantasten und entwerfen eine völlig neue Chronologie der Weltgeschichte. Deren Korrektur verkürzt die nichtrussische Geschichte und verlängert die russische in die Tiefe der Jahrhunderte. Der erfolgreichste unter den Pseudohistorikern ist der Mathematiker Anatoli Fomenko. Mit absurden Beispielen versucht er, die Schulhistorie als gigantische Verschwörung der Romanows auszugeben. Was bei Historikern und Astronomen nur Kopfschütteln auslöst, findet in

der nach erhebenden Visionen dürstenden Bevölkerung reißenden Absatz. F.A.Z."

Aufhorchen läßt der Satz: "Die professionellen Historiker wissen nicht, wie sie der wachsenden Anhängerschaft Fomenkos entgegentreten sollen". Wir dürfen gespannt sein, wie diese Auseinandersetzung zwischen Schriftgläubigen endigt. Schließlich ziehen beide Seiten Ergebnisse von Archäologie, Stratigraphie und Architekturhistorie nur sehr ungern als Korrektiv heran.

*

Berichtigung: Die astronomische Betrachtung des letzten Heftes enthält zwei Fehler. Dr. Andreas Birken erinnerte mich daran, daß der Sonnenfinsternis vom ***3. 10. 590*** eine ebensolche am ***20. 10. 887*** entspricht, keineswegs eine am 4. 10. 897 [vgl. 1/99, 86], einem Tag ohne Verfinsterung. Nur mit dieser richtigen Zuweisung erhält mein Text seinen Sinn: Abstand exakt 297 Jahre und ein Tag nahe der Monatsmitte [vgl. *Ethik und Sozialwissenschaften,* 1997 = VIII (4) 513f]! Außerdem habe ich [85f] die gelegentliche Differenz von 1 Tag zwischen den Angaben der Professoren Dieter Herrmann, Hermann Mucke und Theodor Ritter von Oppolzer moniert. Sie ergibt sich einfach daraus, daß Astronomen nicht jeder Nacht zwei Daten zuordnen wollen, sondern mit Julianischen Tagen rechnen, deren Beginn auf 12.00 Mittag definiert ist. HI

*

Von Charles Ginenthal ist ein neues Buch erschienen: ***The Electro-Gravitic Theory of Celestial Motion & Cosmology;*** 154 S. Es ist - in gebundener Form - als Heft Nr. 3 des 4. Jahrgangs von "The Velikovskian. A Journal of Myth, History and Science" aufgelegt worden. Beziehbar über C. Ginenthal · 65-35 108th Street · Forest Hills · New York 11375

*

Zu den todbringenden Lawinen im Alpengebiet: "Katastrophen sind so randvoll mit Sinn, daß man sich fragt, warum es nicht noch viel mehr davon gibt." Georg Seeßlen in *taz* vom 27.2.99, S. 13

*

Ein neues Buch aus dem Mantis Verlag wird im Juli herauskommen:
Alfred Tamerl: ***Hrotsvith von Gandersheim.*** *Eine Entmystifizierung;*
ca. 330 S., 14 Abb.

Der im 19. Jh. durch Joseph Aschbach ausgesprochene Verdacht, daß Hrotsvith keineswegs als "erste Dramatikerin seit der Antike" im 10. Jh. gelebt und gewirkt habe, wird nunmehr mit einer Fülle an Argumenten bestätigt und untermauert. Darüberhinaus gelingt es Tamerl, in einem minutiösen Indizienbeweis die wirkliche Schreiberin im späten 15. Jh. ausfindig zu machen. Die Arbeit beweist, daß "frühmittelalterliches" Material gar nicht vorsichtig genug benutzt werden kann; sie versteht sich aber keineswegs als Argument für Vorstellungen, wonach 'im Prinzip' das ganze Mittelalter eine Schöpfung humanistischer Zeit wäre.

*

Als Econ Taschenbuch erscheint nunmehr am 1. Juli von Heribert Illig:
Wer hat an der Uhr gedreht? *Wie 300 Jahre Geschichte erfunden wurden*
274 S., 16 Seiten Abbildungen, DM 14,90

Die Verzögerung hatte zumindest den Vorteil, daß sich der Autor doch noch bei Titel und Untertitel durchsetzen konnte. Der Band ist als Fortsetzung des ersten Econ-Buchs geschrieben und bringt neben Vertiefungen der Kalenderrechnung und einer Vielzahl von Millenniumsbezügen die Antworten auf das Wer, Wie, Wann, Wo und Warum der Geschichtserfindung im frühen Mittelalter.

*

Eine Petitesse

"Für die Planmäßigkeit [einer Sprengung in der Münchner Innenstadt] bürgte Eduard Reisch. Der Sprengmeister aus Frieding hatte vor dreieinhalb Jahren Weltruhm erworben, als er in der Nähe des Klosters Andechs zur Biotop-Pflege Teile eines Froschtümpels in die Luft jagte und Fachleute das Loch als Meteoriteneinschlag deuteten." *SZ,* München, 19.10.98, S. L1

Wir erinnern uns an den Andechser Meteorit [ZS 2-95, 202] ebensogut wie daran, daß es nicht um Biotoperhalt, sondern um -vernichtung ging.

Mantis Verlag (Preise incl. Versandkosten)

Alfred Tamerl (1999): Hrotsvith von Gandersheim.
Eine Entmystifizierung
ca. 330 S. 14 Abb. Paperback 39,90 *(für Abonnenten 36,- DM)*

Christian Blöss · Hans-Ulrich Niemitz (1997): C14-Crash
Das Ende der Illusion, mit Radiokarbonmethode und
Dendrochronologie datieren zu können
459 S. zahllose Abb. Paperback 48,- DM *(für Abonnenten 43,- DM)*

Gunnar Heinsohn · Heribert Illig (²1997): Wann lebten die Pharaonen?
Archäologische und technologische Grundlagen für eine Neuschreibung
der Geschichte Ägyptens und der übrigen Welt
503 S. 192 Abb. Paperback 54,- DM *(für Abonnenten 48,- DM)*

Gunnar Heinsohn (²1996): Assyrerkönige gleich Perserherrscher !
Die Assyrienfunde bestätigen das Achämenidenreich
276 S. 85 Abb. Paperback 36,- DM *(für Abonnenten 32,-)*

Gunnar Heinsohn (²1996): Wie alt ist das Menschengeschlecht?
Stratigraphische Chronologie von der Steinzeit zur Eisenzeit
146 S. 42 Abb. Paperback 22,- DM

Gunnar Heinsohn (²1997): Wer herrschte im Industal?
Die wiedergefundenen Imperien der Meder und Perser
102 S. 43 Abb. Paperback 20,- DM

Heribert Illig (³1996): Hat Karl der Große je gelebt?
(für Abonnenten nur noch 12,50 DM !)

Heribert Illig · Franz Löhner (³1998): Der Bau der Cheopspyramide
nach der Rampenzeit
erweit. Aufl. 270 S. 127 Abb. Pb. 36,- *(für Abonnenten 32,-)*

Reinhard Sonnenschmidt (1994): Mythos, Trauma und Gewalt
in archaischen Gesellschaften
131 S. 25 Abb. Paperback 22,- DM

Egon Friedell: Abschaffung des Genies (Hg. H. Illig) 19,- DM
Egon Friedell: Selbstanzeige (Hg. H. Illig) 19,- DM

Zeitensprünge Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')
Jahrgang 11, Heft 2, Juni 1999

171 Editorial
175 Thomas Völker: Mitregentschaft Amenophis III. - IV.?
190 Manfred Zeller: Neues von den Hethitern
200 Stefan Diebitz: Der Einstein der Antike
207 Gisela Albrecht: Mythos Matriarchat? Eine Rezension
217 Günter Lüling: Das Blutrecht (die Blutrache) der archaisch-mythischen Stammesgesellschaft
228 Gisela Albrecht: Archäologie contra antike Schriftlichkeit
231 Hans-Ulrich Niemitz: "Laßt diesen Gedanken nicht in die Köpfe der Jugend!" (8. Symposium der Mediävisten)
235 Heribert Illig: Zwischen Karlsgraben, Leipzig und Untersberg
242 Gerhard Anwander/ H. Illig: Regensburger Virtualitäten
272 Andreas Birken: Mittelalterhese und Sonnenfinsternisse
279 Claus-Dieter Rade: Das ceylonesische Mittelalter im Spiegel der "Großen Chronik" (II)
292 Peter Winzeler: Unbehagen an der Chronologierevision
302 Gert Zeising: Über Deformationen historischer Wirklichkeit
316 H. Illig: Das deterministisch-chaotische Sonnensystem
321 Georg Menting: Evolution in der Krise. Massensterben und Massenentfaltung in der Erdgeschichte
348 Leserbriefe (A. Müller, R. Zuberbühler)

169 Impressum
347 u. 351 Cartoons
352 Vermischtes
355 Verlagsinformationen

ISSN 0947-7233